Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus- bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus- bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Nullen.

Geschichten im Zickzack.

Zweiter Band.

Nullen.

Roman mit Randverzierungen.

Geschichten im Zickzack

von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1874.

Inhalt des zweiten Bandes.

Nullen.

Achte Randverzierung

in Goldstücken mit echten funkelnden Edelsteinen.

Die Fenster des Appartements, welches die höchstselige Königin bewohnt hatte, gingen auf einen kleinen, mit Bäumen bepflanzten und mit Blumen geschmückten Platz, lagen fern ab vom geräuschvollen Verkehr der Stadt, und waren aus diesem Grunde gewählt worden, weil die hohe Frau, wie wir wissen, häufig an Migräne gelitten und deßhalb diesen ruhigeren Theil des Schlosses vorgezogen hatte; auch fürchtete sie sich vor den Staatsgemächern, wo der höchstselige König wohnte, die sich gegen den breiten Strom befanden, allerdings eine prachtvolle Aussicht boten, dafür aber durch blendendes Licht, starke Flußwinde und feuchte Luft, wie die Königin behauptet hatte, ihre Migräne verschlimmerten und ihr Anfälle von Rheumatismus zugezogen, von welchem Uebel sie trotz ihrer hohen Stellung nicht verschont geblieben war.

Sie hatte aus den angeführten Gründen schon vor Jahren ihr kleineres, aber immerhin sehr behagliches Appartement bezogen, das über den Zim=

mern ihres Sohnes, des damals noch jungen Kronprinzen, gelegen, ihr auch bessere Gelegenheit bot, mit mütterlicher Sorge über den einzigen Sohn zu wachen.

Dann starb die hohe Frau, und der König, dem sie stets eine treue, nachgiebige und anhängliche Lebensgefährtin gewesen war, nachgiebig auch in streng häuslichen Angelegenheiten, trotzdem ihr Verstand, ihr Geist und ihre Lebenserfahrung weit nicht an die großen Eigenschaften ihres Gemahls reichten, betrauerte sie innig und aufrichtig, und da er in dem strengen Winter nach ihrem Tode einen kleinen Gichtanfall zu spüren vermeinte, so nahm er Besitz von den Gemächern seiner verstorbenen Gemahlin, und war dabei liberal genug, die großen Staatsgemächer gegen den Fluß seinem Sohne und der jungen Kronprinzessin einzuräumen; ließ Beide sich ganz nach ihrem Belieben dort einrichten, wenn auch diese Einrichtung seinem gediegenen und solid einfachen Geschmacke nicht besonders zusagen mochte, denn die Prinzessin, einem kleinen Fürstenhause entstammend, war auch nicht anders, als wie man es häufig in geringeren Verhältnissen findet, und schien durch den Glanz und Pracht der Umgebung, ja durch ihr sehr hohes Wesen es vergessen machen zu wollen, daß die Aussicht auf eine Königskrone, für sie, die unbedeutende Tochter eines kleinen Hauses, immerhin ein großes Glück zu nennen war.

Wer sie aber stets des Gegentheils versicherte und sie glauben machte, daß sie durch ihren Geist, durch die Liebenswürdigkeit ihrer Person es eigentlich sei, welche dem in seinen Häuptern schon alternden Königshause neuen Glanz und Aufschwung verleihe, war ihre erste Hofdame, Fräulein von Klettenberg, die sie von Hause mitgebracht, und die, mit einem scharfen, wenn auch nicht gerade gutmüthigen Verstande begabt, als erste Dame und einflußreiche Rathgeberin ihrer Herrin, so recht in der Seligkeit schwelgte, vom bescheidenen Esel auf das reichgezäumte hohe Pferd gekommen zu sein, dabei der Hoffnung lebend, auch später ihren wichtigen Posten behaupten zu können unter dem goldenen Baldachin des königlichen Elephanten.

Ja, sie hatte jetzt schon dergleichen indische Gelüste, und hätte am liebsten eine Verehrung ihrer Herrin auf den Knieen, oder gar auf einem noch edleren Theil des menschlichen Körpers einführen mögen, was aber leider bei Lebzeiten des alten Herrn nicht recht gelingen wollte; doch legte Fräulein von Klettenberg auch in dieser Richtung jetzt schon solide Fundamente, und wenn von der vertraulichen Art die Rede war, in welcher mit alten erprobten Dienern Seine Majestät Umgang pflog, Rathschläge annahm, und selbst durch mitunter kräftige Einreden seine Entschlüsse änderte, so versicherte sie ihren Vertrauten, daß das später schon anders kommen werde, und man auch darin die königliche

Würde herrlicher müsse aufleuchten lassen, und jenen erhabenen Standpunkt wieder einnehmen, der leider unter der schwachen Regierung des alten Herrn in dieser Richtung verloren gegangen war.

Wenn Fräulein von Klettenberg ihre Herrin auch nach und nach zu dem Glauben gebracht, daß sie die geistreichste, liebenswürdigste und erhabenste ihres Geschlechtes sei, was ihr übrigens nicht schwer geworden, so wagte es doch selbst die rücksichtslos kühne Hofdame nicht, ihr auch die Eigenschaft der Schönsten beizulegen, denn dafür hatte die Prinzessin einen zu treuen Freund an ihrer Seite, den Spiegel nämlich — wohl den einzigen, der ihr unverholen die Wahrheit sagte, — die volle, rücksichtslose Wahrheit, und nicht nur, wenn sie sich im reichen fürstlichen Schmucke befand, sondern auch im Innern ihres Schlafgemachs.

Die Prinzessin war weder von großer Gestalt, eher klein, und ihr Wuchs verdiente kaum das Prädikat „gut". Ja, wenn sie durch die glänzend erleuchteten Säle rauschte, so gab es rücksichtslose ältere Damen, die, in unzähligen Gefechten und Schlachten auf dem schlüpfrigen Hofparket gestählt, daran gewöhnt waren, keck und sicher prüfend in's feindliche Feuer zu schauen, den Fächer dicht an den Mund haltend, einer gleich gestimmten Nachbarin zuzuflüstern, daß die Ordensmasche an der linken Schulter mit wirklicher Kunst so aufgesteckt sei, um die kleine Erhöhung der rechten Achsel zu

maskiren. Schüchternere Blicke dagegen hatten sich noch nie unterstanden, dergleichen zu entdecken, was indessen auch sehr schwierig war, da die Prinzessin einen eigenthümlichen Gang hatte, bei dem sie sich in den Hüften wiegte, um so auf äußerst kunstreiche Art das vielleicht fehlende Gleichgewicht herzustellen, und bewegte sie sich auch häufig ebenso im Stehen, wenn sie es nicht vorzog, sich hastig von Einem zum Andern zu wenden, wobei sie es durchaus nicht genirte, auf drei bis vier ihrer schnellen Fragen von den Betreffenden keine einzige gründliche Antwort zu erlangen. Es ist dieß Fragen ein Vorrecht hoher und höchster Personen, und geschieht öfters nur, um mehr oder minder gnädig zu erscheinen, weßhalb eine Antwort kaum erwartet und in vielen Fällen gänzlich überhört wird, da sich Geist und Blicke bei der Frage an den Einen schon mit dem Nächstfolgenden im Zirkel zu beschäftigen pflegen.

Das Gesicht der hohen Frau war länglich, etwas gelblich bleich, die Züge edel geformt, die Augen, lebhaft und schön, hätten ein wohlthuendes Ganzes gegeben, wenn nicht ein mokanter Zug um den feinen Mund gar zu häufig und gar zu scharf hervorgetreten wäre.

Wenn sich Fräulein von Klettenberg mit ihrer hohen dünnen Figur in der Nähe der Herrin befand, so verstand die kluge Hofdame antwortend, fragend oder erzählend eine gebeugte Haltung an-

zunehmen, da sie wohl wußte, wie gefährlich es ist, die Herrin zur Dienerin aufschauen zu lassen.

Darin hatte es Fräulein von Nikols, die zweite Dame Ihrer Majestät, schon besser, da diese in üppiger Jugendfrische blühende Blondine nicht viel größer war, als die Fürstin, und stets ein klein wenig bemitleidet werden konnte, da deren allerdings reiches Haar einen kleinen röthlichen Goldschimmer hatte, äußerst pikant für den Kenner, aber jedenfalls zurückstehend gegen das wirklich prachtvolle tiefschwarze Haar der Königin, welche überhaupt jetzt in der ebenso einfachen, als eleganten Trauerkleidung mit dem feinen wachsbleichen Gesichte eine interessante und distinguirte Erscheinung war, besonders wenn sie, wie heute, in ihren niederen Fauteuil geschmiegt ruhte, wo die lang herabwallenden schwarzen Gewänder selbst ihrer kleinen Figur etwas Imposantes verliehen.

Fräulein von Klettenberg saß auf einem niedrigen Schemel gegenüber und hatte Auszüge aus Zeitungen vorgelesen, geschickt ausgewählt durch den geheimen Sekretär Ihrer Majestät, aus denen Höchstdieselben mit Befriedigung vernahmen, mit welcher Liebe die Millionen Herzen der getreuen Unterthanen der jungen Königin entgegenschlugen, von deren Herzensgüte, Munificenz und geistreicher Liebenswürdigkeit man in kurzer Zeit schon so glänzende Proben erhalten, und deren innig-herzliches Familienleben ebensowohl eine Bürgschaft

war für das erneuerte Glück vieler tausend Familien, als ein „Mene Mene" für manchen leichtsinnigen Ehemann, von denen es unter der milderen früheren Regierung sogar in den höchsten Hofkreisen gegeben, welche nun, aus ihrer sicheren Ruhe aufgeschreckt, die Blicke und Aeußerungen der jungen Fürstin so verstanden, als wollte diese nächstens unter sie treten und fürchterliche Musterung halten.

Fräulein von Klettenberg hatte ihre Zeitungen weggelegt und ein unbedeutendes Gespräch begonnen, das sie mit weicher, ergebener Stimme fortlispelte, dabei ein kurzes Wort oder leichtes Kopfnicken für genügende Antwort haltend, was auch ganz richtig war, denn sie plauderte über unbedeutende Stadtneuigkeiten oder mehr oder minder pikante Hofgeschichten. Dabei bemerkte man aber wohl, wie sie um das seit einigen Tagen erledigte Hofmarschallamt herumstrich, wie das geschmeidige Kätzlein um den heißen Brei, sich, wie dieses, recht sehr in Acht nehmend, durch ein unbedachtes Wort das Pfötchen zu verbrennen; doch athmete sie sichtlich erleichtert auf, als jetzt die Königin in trockenem Tone sagte: „Ich bin nun zufrieden, daß die Geschichte mit diesem Menschen endlich einmal geordnet ist — für immer;" dabei machte sie eine Horizontalbewegung mit der rechten Hand.

„Abgemacht und erledigt, — Gott sei Dank!" lispelte die Klettenberg, gegen den Himmel blickend,

„und wird man jetzt nicht mehr genöthigt sein, die oft so unzarten und frivolen Geschichten dieses Herrn von Rosenthal zu hören."

„Was das anbelangt, meine Liebe, so wußte es dieser Mensch selbst ganz genau, wo ein günstiges Terrain für ihn zu finden war, und könnte ich nicht sagen, daß ich in der allerdings kurzen Zeit, wo ich ihn sehen mußte, auch nur die Spur einer Pikanterie zu hören bekommen hätte — im Gegentheil!" —

Dieses „im Gegentheil" verdroß die Hofdame höchlichst, was man an ihrem zusammengezogenen Munde bei halbniedergeschlagenen Augen sah, doch lächelte sie in der nächsten Sekunde, trotzdem Ihre Majestät fortfuhr: „Ja, so ein Element hat zuweilen sein Gutes und ich könnte einen ähnlichen Charakter schon ertragen, der unter der Maske der Unbefangenheit tüchtige Hiebe austheilt, und was mich zurückgestoßen hat, ist allein die Vergangenheit dieses Abenteurers — ich weiß kein gelinderes Wort."

„O, eine grauenhaft entsetzliche Vergangenheit, Majestät!" sagte die Klettenberg mit gefalteten Händen — „eine Vergangenheit, die selbst —"

„Ich weiß genug darüber, meine Liebe," erwiederte Ihre Majestät in trockenem Tone, „vollkommen genug, um dieses gefährliche Gift aus der Nähe des Königs fern zu halten — vergessen wir alles Das, es liegt hinter uns."

„Doch noch nicht so ganz, wie Ihre Majestät

glauben," wagte die Hofdame schüchtern zu sagen, „wenigstens nicht ohne einen vielleicht unangenehmen Augenblick für meine angebetete Königin."

„Unsinn, meine Liebe! Rosenthal ist entlassen, er reist ab — meinetwegen nach Indien — wir sind ihn los, worüber ich so zufrieden bin, daß ich ihm sogar für die Zukunft nicht zu viel Böses wünsche, etwas hat er schon um uns verdient. — — Warum sehen Sie mich achselzuckend so auffallend an? — Was gibt's? Reden Sie, ich will es!"

„Da Ihre Majestät befehlen, so muß ich gehorchen, indem ich Ihnen sage, daß dieser Herr von Rosenthal die Effronterie hat, eine Abschiedsaudienz bei Ihrer Majestät anzustreben."

„Par exemple," fuhr die Königin auf, „es ist aber ein großer Unterschied zwischen Anstreben und Erreichen; doch beruhigen Sie sich, meine Liebe, selbst er wird nicht wagen, eine solche Bitte an mich zu stellen."

Fräulein von Klettenberg affektirte einen heftigen inneren Kampf, ehe sie tief aufathmend zur Antwort gab: „Er hat dieß bereits gewagt in einem Schreiben an mich —"

„Das Sie jedenfalls so kurz und abschläglich als möglich beantwortet haben."

„Gewiß, Majestät! um die Antwort zu erhalten, daß, da der gerade Weg mißlungen sei, das Ohr der Königin zu erreichen, er einen sicheren

Ummweg wählen müsse, um vielleicht zum letzten Male das Glück zu haben, das Antlitz Eurer Majestät zu sehen."

„Welche Frechheit! Lassen Sie ihn ankommen auf seinen sicheren Ummwegen."

„Und doch wüßt' ich einen," sagte die Klettenberg in tiefster Demuth, „auf den Euer Majestät nur durch Ihren bekannten festen Willen dieser höchst unangenehmen Begegnung zu entgehen vermögen."

„Welchen Weg, wenn's beliebt? — welche Macht könnte mich einem so unsinnigen Verlangen zugänglich machen?"

„Die Vermittlung Seiner Majestät, und ich fürchte," setzte sie, gegen ein sanftes Klopfen an der Thüre des Gemachs horchend, hinzu, „da ist diese Vermittlung schon."

„Doch keine Ueberrumpelung in meinem eigenen Zimmer!" rief die Königin, sich hastig aufrichtend.

„Wer weiß, diesem Menschen ist Alles möglich."

Da öffnete sich eine der Flügelthüren, eben weit genug, um den dienstthuenden Kammerdiener durchzulassen, der sich alsdann auf den Wink der Königin mit einem verlegenen Gesichte näherte und stockend meldete: Herr von Rosenthal sei draußen im Vorzimmer im Auftrage Seiner Majestät.

Nun ist aber sowohl im Leben einer Königin, als in dem des geringsten Sterblichen ein Zu-

sammentreffen von Umständen denkbar, welches die Ausführung der besten, edelsten und festesten Entschlüsse unmöglich, wenigstens zweifelhaft erscheinen läßt, was auch die hohe Frau plötzlich zu empfinden schien, denn trotzdem sie sich rasch aus ihrem Sessel erhoben hatte und im Begriffe schien, mit fest auf einander gepreßten Lippen und finster zusammengezogenen Augenbrauen das Gemach zu verlassen, besann sie sich doch eines Anderen, stützte die rechte Hand energisch auf den Tisch, wodurch sich die betreffende Schulter bedeutend erhöhte, und sagte dann in lautem, aber sehr ruhigem Tone: „Ich kann Herrn von Rosenthal nicht sehen, da ich dringend beschäftigt bin, und ersuche ihn, seinen Auftrag an Fräulein von Klettenberg auszurichten."

„Das unterstand ich mich schon, dem Herrn von Rosenthal andeutungsweise vorzuschlagen," stammelte der treue Diener, „doch meinte Herr von Rosenthal, die ihm übertragene Botschaft nur in die Hände Ihrer Majestät niederlegen zu dürfen."

„Also handelt es sich wohl um ein Schreiben. — Gut! So will ich das auf meine Verantwortung nur aus den Händen meiner Hofdame empfangen, sei es auch nur, um dem Betreffenden jede weitere Mühe zu ersparen. Holen Sie mir den Brief!"

Ihre Handbewegung bei diesen Worten galt Fräulein von Klettenberg, die sich nach einer tiefen Verbeugung gegen das Vorzimmer begab, um auf diesem nicht sehr langen Wege so rasch und beträcht-

lich zu wachsen, daß sie, bei den Portièren angekommen, wo sie sich nach Möglichkeit streckte, weit über den Lakaien hinausragte, dabei eine sehr hochmüthige Miene annehmend, jedenfalls in der Absicht, dem draußen Harrenden zu imponiren.

Das war aber nicht so leicht, als sie sich gedacht, da Rosenthal sehr wenig Talent zur Schüchternheit besaß, und es gerade hier darauf angelegt zu haben schien, nichts von dieser für junge Mädchen so kostbaren Eigenschaft merken zu lassen. Er war durch die Vorzimmer geschlendert, in ähnlicher Art, wie er früher zu thun pflegte, hatte auch seine prüfenden Blicke umhergeworfen, ob Alles in schönster Ordnung sei, ja er hatte den Lakai im äußersten Vorzimmer zu sich herangewinkt, um ihn durch einen ernsten Blick darauf aufmerksam zu machen, daß einer der schweren Fenstervorhänge um mehrere Zoll weiter zurückgezogen war, als der andere, hatte aber dann, ohne seine Miene zu verändern, in leisem Tone rasch die Frage gethan: „Wer war heute schon bei Ihrer Majestät?“ worauf der Lakai Haller, den wir schon zu kennen das Vergnügen haben, in gleich leisem Tone, den erwähnten Vorhang betrachtend, zur Antwort gab: „Außer dem persönlichen Dienste, Baron Brenner, sowie ein fremder Herr, groß, blond, mit mächtigem Barte, vorgestellt durch den Obersthofmeister selbst.“

„Ich danke.“

Dann war Herr von Rosenthal weiter gegan-

gen und stand nun, nachdem er sich durch den Kammerdiener hatte anmelden lassen, im Vorgemach der Königin nachlässig mit übereinandergeschlagenen Armen an einen Wandspiegeltisch gelehnt, milde lächelnd, wie Jemand, der überzeugt ist, mit dem außerordentlichsten Vergnügen empfangen zu werden; verharrte auch in dieser Stellung noch einen Augenblick, nachdem die sehr streng aussehende Hofdame schon eingetreten war, näherte sich aber alsdann mit der ihm so eigenen leichten und eleganten Bewegung, wobei er, ein Schreiben hervorziehend, lächelnd sagte: „Wenn es mir auch die besten Hoffnungen geben sollte, von einer so liebenswürdigen Gönnerin empfangen zu werden, so weiß ich doch, daß Sie gekommen sind als freundliche Vermittlerin, um dieses Schreiben Seiner Majestät in die allerhöchsten Hände der Königin niederzulegen."

„So ist es, Herr von Rosenthal," erwiederte Fräulein von Klettenberg, um im trockensten Tone, der ihr möglich war, hinzuzufügen: „Ihre Majestät bedauert, Sie vor Ihrer Abreise nicht mehr sehen zu können."

Statt aber auf diesen Bescheid verletzt zurückzutreten, lächelte der Betreffende äußerst gemüthlich, indem er zur Antwort gab: „Sie gehen zu rasch, mein gnädiges Fräulein, wollen wir nicht vielleicht abwarten, was Ihre Majestät nach Lesung dieser Zeilen selbst zu beschließen die Gnade haben wird?"

Er legte einen starken Nachdruck auf das Wört-

chen „selbst", ohne dabei auch dann seine freundliche Miene zu verlieren, als die Hofdame sehr von oben herab zur Antwort gab: „Warten Sie, wenn es Ihnen beliebt, um alsdann durch einen Lakai den gleichen Bescheid zu erhalten."

„Warten wir also Beide, mein gnädiges Fräulein. Geduldiges Warten gehört ja immerhin zu unseren angenehmsten Dienstverrichtungen."

Fräulein von Klettenberg war majestätisch in das anstoßende Gemach zurückgerauscht, nachdem sie das Schreiben mit einer nicht gerade sanften Bewegung der Hand Rosenthal's entnommen, hatte es darauf, sich tiefer beugend, der Königin übergeben und mit einer vor Zorn vibrirenden Stimme hinzugefügt: „Er besteht darauf, eine Antwort von Eurer Majestät zu erhalten."

Die hohe Frau riß das Couvert hastig ab und las laut die folgenden Worte: „Ich habe Herrn von Rosenthal mit auf Deinen besonderen Wunsch seiner Dienste entlassen, habe ihm das selbst und freundlichst mitgetheilt, hauptsächlich, weil ich keinen Grund einsehe, einen Mann von seinen guten und schlimmen Eigenschaften unnöthig zu verletzen, wäre aber in dieser Richtung äußerst dankbar, wenn auch Du ihn mit ein paar wohlwollenden Worten verabschieden wolltest."

Die Königin warf dieß Schreiben auf den Tisch, blickte wohl eine Minute lang finster schweigend vor sich hin und sagte dann, gerade als ihre ge-

treue Hofdame sich in einer sehr energischen Miene eine Bemerkung erlauben wollte: „es gibt ja auch für uns leider Umstände, wo man jede Leidenschaft unterdrücken muß, und der ruhigen Ueberlegung Gehör geben; sagen Sie ihm, er soll kommen, wenn er darauf besteht, mich zu sehen.“

„Ich selbst soll ihm das sagen, Majestät?“ fragte beinahe erschrocken die Hofdame, „nachdem ich ihn so eben auf Ihren allerhöchsten Befehl und mit nicht gerade freundlichen Worten abgewiesen?“

„Natürlich Sie selbst, meine Liebe,“ erwiederte die Königin in einem kälteren Tone, „und wenn ich mich zwingen lassen muß, nachzugeben, so darf das auch Ihnen keinen Kummer verursachen.“

Fräulein von Klettenberg verließ das Zimmer nicht ganz mehr so aufrechten Hauptes wie vorhin, und draußen mußte sie sich zu einer gleichgültigen Miene Gewalt anthun, da Rosenthal sie heiter mit den Worten empfing: „A—a—a—ah, mein gnädigstes Fräulein, da Sie selbst statt eines Lakaien erscheinen, so bin ich einer gnädigen Entschließung Ihrer Majestät gewiß.“

„Nehmen Sie das, wie Sie wollen; die Königin will Sie empfangen, im Falle Sie auf dieser eigenthümlichen Forderung bestehen.“

„Leider muß ich nach Ihrer gnädigen Aeußerung von vorhin darauf bestehen,“ erwiederte Herr von Rosenthal mit einem Blick auf den Kammerdiener,

der sich still lächelnd anschickte, eine der Flügelthüren zu öffnen.

Gleich darauf befand er sich mit der Hofdame im Gemache der Königin; während Jene rasch hinter Ihre Majestät trat, um von dort mit zusammengekniffenen Lippen wahrhaft vernichtende Blicke auf den frechen Eindringling zu schleudern, machte dieser eine sehr tiefe und sehr wohlgelungene Verbeugung, worauf er sich frei und ungezwungen näherte, die Anrede Ihrer Majestät erwartend.

Die hohe Frau stand aufrecht neben dem Tische, worauf sie die rechte, leicht zusammengeballte Hand gestützt hatte, mit eiskalter, unbewegt gleichgültiger Miene, wobei ihre Blicke, halb durch die Augenlider verschleiert, auf einer prachtvollen Blumenvase hinter Rosenthal hafteten, selbst als sie ihn ansprach: „Der König schreibt mir, er habe Sie aus seinen Diensten entlassen, um Ihnen die Freiheit wieder zu geben, welche Ihnen wünschenswerth erschien, um auf's Neue größere Reisen zu unternehmen, wozu ich Ihnen alles Gute wünsche und den Himmel bitten will, daß er Sie die richtigen Pfade führen möge."

Darauf neigte sie ihr Haupt mit einer so entschiedenen Bewegung, daß sie für jeden Andern die genügendste Veranlassung gewesen wäre, die Audienz als beendigt anzusehen und sich zurückzuziehen, wogegen sich Rosenthal dankend verneigte und in ruhigem Tone zur Antwort gab: „Allerdings bin

ich im Begriff, größere Reisen zu unternehmen, doch drängt mich nichts dazu, dieß heute zu thun oder über's Jahr, in zehn Jahren, in fünfzig Jahren. Es ist dieß auch nicht der Grund, der es mich dankend anerkennen läßt, meiner Dienste entlassen worden zu sein, dagegen weiche ich mit Vergnügen der Nothwendigkeit, um einem Besseren und Würdigeren Platz zu machen."

Die Königin war im Begriff, ihr stummes Kopfnicken zu wiederholen, doch mochte irgend etwas in den Worten Rosenthal's liegen, in dem unbefangenen Tone, mit dem er sprach, sowie in seiner heiteren Miene, welche ein rascher Streifblick der hohen Frau erfaßt hatte, was sie veranlaßte, ihm zu entgegnen: „Mögen Ihre Gründe sein, welche sie wollen, so bin ich doch überzeugt, daß dieselben nur für Sie selbst von dem allergrößten Interesse sind — wie schon gesagt, ich wünsche Ihnen glückliche Reise."

„Ah, Majestät!" rief Rosenthal hierauf mit einem affektirt erhobenen, aber nichts weniger als sorgenvollen Blick gen Himmel, „wie mir diese höchst gnädige Theilnahme das Scheiden erschweren wird!" wobei er seinen Blick noch dadurch zu verstärken strebte, daß er die rechte Hand auf sein Herz legte, sich tiefer neigend, was aber Alles auf dem eiskalten Gesichte der Königin anfänglich keine Spur von Veränderung hervorrief, und erst als er enthusiastisch hinzusetzte: „Ja, das Scheiden

von Allem, was mir hier lieb und theuer war, wird mir unendlich schwer!" — da zuckte es eigenthümlich, nicht gerade unmuthig, aber nichts weniger als freundlich in den Mundwinkeln der hohen Frau, sie schien im Begriffe zu sein, ihre rechte Hand leicht zu erheben und mit jenen bekannten kalten, hohen Personen so geläufigen Worten: „Ich danke Ihnen" alles Weitere kurz abbrechen zu wollen, als sie sich mit einem Male von Rosenthal's dunkelglühenden Augen, die er bis jetzt nur zuweilen wie schüchtern gegen ihr Antlitz erhoben hatte, gefaßt fühlte, so daß sie es nicht vermochte, den Strom seiner volltönenden, beinahe wehmüthig klingenden Sprache zu unterbrechen, als er fortfuhr: „Und wenn ich auch überzeugt bin, in jenen fernen Ländern, wohin ich meine Schritte lenken werde, auf's Sehnsüchtigste erwartet und auf's Herzlichste aufgenommen zu werden, so ist doch die ganze Pracht und der ganze Reichthum Indiens nicht im Stande, das tiefe Bedauern zu dämpfen, welches mich stets erfassen wird, wenn ich an alles Schöne und Erhabene hier denke, ja mit tiefstem innigsten Bedauern an eine schöne Zeit, die ich hier verlebt, und für welche auch Eurer Majestät meinen aufrichtigsten Dank zu sagen ich mir in tiefster Demuth scheidend erlauben muß."

Auch jetzt machte die Königin nicht sogleich jene gewisse Handbewegung, schien sie aber einleiten zu wollen durch die um eine Idee wärmer ausge-

sprochenen Worte: „Wenn es mir möglich wäre, würde ich versuchen, dieses Bedauern zu theilen.“

„Und sich dadurch,“ rief Rosenthal plötzlich wieder heiter erscheinend, „einer großen Inkonsequenz schuldig machen — verzeihen mir Euer Majestät dieses gewagte Wort, aber ein für ewig Scheidender darf sich ebensowohl wie ein Sterbender einen freimüthigen Ausdruck erlauben — ich möchte nicht gern bedauernd scheiden von all' den großen, schönen und edlen Eigenschaften Eurer Majestät, was ich unbedingt thun müßte, wenn meine allergnädigste Herrin auf diese Art einem Ihrer festesten Grundsätze untreu geworden wäre.“

„Welchen Grundsatz — wenn ich fragen darf?“

„Den, mich zu hassen, Majestät, und den ich so begreiflich finde, daß ich mich wundern müßte, wenn es anders wäre, und in dessen Ausführung ich eben ganz besonders den offenen, geraden, festen und unbeugsamen Willen Eurer Majestät kennen und auf's Höchste verehren gelernt habe.“

Wieder zuckte ihre Hand leicht in die Höhe, ja sie erhob den Kopf und ihre Lippen öffneten sich ein wenig, um sich aber wieder zu schließen, als Rosenthal unbeirrt im freundlichsten Tone, als erzähle er Unbetheiligten irgend eine artige Geschichte, fortfuhr: „Mit diesem Vorsatz, mich zu hassen, kamen Eure Majestät hieher, und hatten scheinbar dafür die unwiderlegbarsten Gründe — wer war Rosenthal? Irgend ein Glücksritter, ein

Abenteurer, der es verstanden hatte, sich zum Entsetzen der Strenggläubigen des Hofes an die Person des Thronerben zu drängen, der dabei begreiflicherweise nur auf seinen eigenen Vortheil sah, um alle pikanten Launen, alle kleinen Leidenschaften nur für sich auszubeuten. Das waren die Schatten, die man riesenhaft vergrößert in das offene und edle Gemüth Eurer Majestät fallen ließ, ohne mit kluger Berechnung auch von den Lichtpunkten zu reden — und da ich nicht vor Eurer Majestät erschienen bin," setzte er mit einer tiefen Verbeugung hinzu, „um auch diese Lichtpunkte zu berühren, sondern nur um die Versicherung abzugeben, wie gerecht ich beziehungsweise diesen Haß zu verdienen scheine, so brauche ich weiter nichts hinzuzusetzen."

Es entstand hier eine kleine Pause, allerdings lebhaft ausgefüllt durch das interessante Mienenspiel der mit allen Leibes- und Geisteskräften aufhorchenden Hofdame. Im Anfang der Unterredung war sie erschienen wie ein stilles theilnahmloses Wässerlein, von einer düstern Trauerweide beschattet, dann, als das Gespräch die erste und, wie sie hoffte, einzige Frage und Antwort hinter sich hatte, begann ein leichter Wind die Zweige der Trauerweide unmuthig zu bewegen, und als Rosenthal mit einer Kühnheit, die nur ihm möglich war, Ihre Majestät förmlich in ein Gespräch verwickelte, verwandelte sich die sanfte Trauerweide in eine borstige Föhre auf kahler Höhe, um nun, da sich Rosenthal jene

unerhörten Anspielungen erlaubte, wieder ganz Fräulein von Klettenberg zu werden, mit tief eingezwickten Lippen, stechendem Blick in den Augen, graugelbem Teint und gesträubtem Haar, ganz Allarmstange, die nur des kleinsten Funken bedurfte, um zur Errettung der Königin hoch aufzuflammen. Auch trug es durchaus nicht zu ihrer Besänftigung bei, daß Herr von Rosenthal seiner tiefen Verbeugung gegen die Königin, nach welcher die hohe Frau eine Sekunde ihre Augen mit der Hand bedeckte, ein ganz kleines Extrakompliment gegen die allmächtige Hofdame richtete, ja dasselbe mit einem kurzen ironischen Lächeln begleitend, so daß diese sichtbar zusammenzuckte und im Begriff war, zu einem letzten verzweifelten Mittel ihre Zuflucht zu nehmen, um diese verhaßte Audienz zu beendigen: ein Mittel, das Vertraute allerhöchster Personen wohl wagen dürfen, in solchen abnormen Fällen anzuwenden, nämlich, mit vielsagendem Blick auf die Uhr zu schauen, um etwa Ihre Majestät daran zu erinnern, daß der befohlene Wagen wahrscheinlich vorgefahren sei. Doch schnitt das völlig unbegreifliche Benehmen der Königin auch dieses Tau entzwei, an dem ihr letzter Rettungsanker hing, denn Ihre Majestät, nachdem sie ihr Taschentuch an die Lippen gebracht und leicht hineingehustet, ließ sich langsam in ihren Fauteuil nieder, senkte das Haupt in die Hand und sagte, ohne aufzublicken, wohl in einem strengen, aber

durchaus nicht in zornig erregtem Tone: „Ich will nicht, daß Sie mit dem Gedanken von uns gehen, als hätte ich absichtlich eine Ungerechtigkeit gegen Sie begangen, ja ich will Ihnen bekennen, daß ich von Lichtseiten in Ihrem Leben sehr Weniges gehört, und erlaube Ihnen deßhalb, weiter zu reden.“

„Gott segne Eure Majestät dafür, daß Sie mir erlauben, Ihnen den armen Rosenthal nicht ganz so schwarz darzustellen, als man ihn gewöhnlich malt, und ich bin glücklich, Ihnen ein gelungenes Porträt dieses eigenthümlichen Menschen auch mit all' seinen Fehlern entwerfen zu dürfen. — Rosenthal ist noch nicht so alt,“ fuhr er in heiterem Tone fort, „um keine Jugendthorheiten begehen zu dürfen, doch hat er von dieser jedem fühlenden Herzen gegebenen Erlaubniß stets einen mäßigen Gebrauch gemacht, sich aber vor allen Dingen wohl gehütet, Andere zu ähnlichen Thorheiten zu verführen.“

Die Königin ließ ihre Hand sinken und schaute ihn an, worauf er weiter sprach: „Wohl verstanden zu Thorheiten, deren Andenken nicht nur uns gering Geborenen, sondern sogar auch Hochgestellten die Röthe der Scham auf die Stirne treibt; es ist wahr, wir haben gespielt, gesungen, gelacht, getollt — getollt ja mit allen Extravaganzen, wie junge Menschen von gutem Schrot und Korn in früher Jugend tollen sollen, um das also Versäumte in späteren Jahren und dann zur größeren Unbequem=

lichkeit der Mitlebenden nicht vielleicht nachholen zu müssen. Wir haben ganz außerordentliche Komödien gespielt, wir haben lustige Gelage gefeiert, deren sich kein ehrenhafter Student zu schämen hätte, wir haben dabei innigen Umgang gepflogen mit ausgezeichneten Künstlern und Gelehrten, und auf solche Art selbst aus scheinbaren und wirklichen Giftblumen Honig gezogen, wir sind spielend bekannt geworden mit der Malerei, der Bildhauerei, der Architektur, und was wir uns von diesen schönen und nützlichen Dingen angeeignet, das steht heute noch da, sichtbar vor aller Welt, hat allerdings viel Geld gekostet, ist aber wahrlich nicht zu theuer erkauft durch den Beweis, den der verständige und geistreiche Erbe dieses Landes dadurch für seinen guten Geschmack geführt, und kann es Rosenthal nur für ein großes Kompliment ansehen, wenn sein Name und sein geringes Wirken damit in Zusammenhang gebracht wird."

Er trat nach diesen Worten mit einer Verbeugung zurück, als erwarte er, und vielleicht nicht ganz unfreundlich, entlassen zu werden.

Doch blickte die Königin sinnend vor sich nieder, und obgleich ihr Gesicht den finsteren Ausdruck von früher gänzlich verloren zu haben schien, so blieb doch auf ihren Zügen ein tiefer Ernst zurück, der von einem inneren Kampfe mit sich selbst herzurühren schien und auch in einem eigenthümlichen Ton ihrer Stimme Widerhall fand, als sie nach

einer ziemlich langen Pause sagte: „Wenn mir auch Ihre Worte Wahrheit genug zu enthalten scheinen, um mich über Manches aufzuklären, ja, um mir Manches in einem günstigeren Lichte erscheinen zu lassen — — ich will Ihnen das nicht verschweigen —"

„Wofür der Himmel Eure Majestät segnen möge!" erlaubte sich Rosenthal mit enthusiastischem Ausdruck die hohe Sprecherin zu unterbrechen, um gleich darauf durch eine demüthig schüchterne Verbeugung der begangenen Unart wegen um Verzeihung zu bitten.

„So ist doch noch ein Punkt übrig geblieben — — um welchen ich Sie befragen möchte — — ohne zu einer solchen Frage die Worte finden zu können."

Bei diesen Worten flog es blitzartig über die Züge Rosenthal's, und Fräulein von Klettenberg hinter dem Stuhle der Königin streckte sich sichtlich in die Höhe, und ihre Lippen kräuselten sich zu einem kurzen triumphirenden Lächeln, das aber gleich darauf einer gespannten Erwartung wich.

Herr von Rosenthal machte eine Kunstpause — — aber nicht wie Jemand, der ungewiß oder verlegen ist über das, was er sagen will, sondern vielmehr wie Jemand, der sich anschickt, auf ein erwartetes Gesprächsthema freimüthig und offen einzugehen; demgemäß erschienen auch seine Gesichtszüge, sowie seine klar auf die hohe Frau gerichteten

Blicke, welche nun den ihrigen, die sich langsam erhoben, begegneten.

„Da ich fest entschlossen bin," sprach er alsdann mit ruhigem, bedächtigem Tone, „das mir so unschätzbare Vertrauen Eurer Majestät zu verdienen, so werde ich mir erlauben, auch auf diesen Punkt rückhaltlos einzugehen, und vermag das um so leichter, da ihm durch böswillige Uebertragungen mehr Gewicht beigelegt worden, als er verdiente. Es ist dieß eine höchst einfache Geschichte, über welche ich vielleicht meinen Ausspruch von vorhin, daß das Tollen in früher Jugend dem im späteren Alter weit vorzuziehen ist, wiederholen darf, und dabei ist," setzte er mit einem freimüthigen Lächeln hinzu, „nicht einmal von etwas Tollem oder Ungehörigen die Rede gewesen — eine Versicherung," sagte er plötzlich sehr ernst werdend, „worauf ich den feierlichsten Schwur abzulegen vermag; es war eben nichts als eine romantische Episode im Leben eines schwärmerischen jungen Mannes, die ich allerdings theilweise begünstigte, eben weil ich wußte, daß sie ungefährlich war, und selbst auch, weil ich dachte, daß ein jugendliches Herz, welches erfüllt ist von dem Duft einer edlen Blume, dadurch der Gefahr entgeht, tiefer hinabzusteigen und Giftkräuter zu pflücken. — — Ich kann nicht offenherziger sein," schloß er unter einem leichten Achselzucken.

Das mochte auch Fräulein von Klettenberg, obgleich nicht in dem von Rosenthal gewünschten

Sinne meinen, denn sie machte eine unmuthige und so hörbare Bewegung, daß die Königin erstaunt umschaute, um sich nach einem Blick auf das Gesicht ihrer Hofdame zu den kurz ausgesprochenen Worten veranlaßt zu sehen: „Ich bitte — meine Liebe! — — — — Herr von Rosenthal hat mir da eigentlich nichts Neues gesagt, ungefähr so erfuhr ich das auch aus anderem sehr glaubwürdigen Munde, allerdings aber auch wieder in den gehässigsten und widerlichsten Variationen, und doch möchte ich Ihnen so gerne glauben," setzte sie, den Kopf senkend, mit leisem Tone hinzu.

„Das dürfen Euer Majestät," gab er mit bestimmtem, energischen Tone zur Antwort, „und obgleich nicht allwissend, könnte ich doch dafür meine Seligkeit verpfänden, und gebe Ihnen das heilige Ehrenwort eines Mannes, der nicht gewohnt ist, mit dergleichen Dingen zu spielen — — dabei eines Mannes, der als gewissermaßen Scheidender weniger Rücksichten zu gebrauchen nothwendig hat, und ferner eines Mannes," fuhr er mit einem sicheren Lächeln fort, „der wohl im Stande gewesen wäre, sich auch auf eine andere Antwort vorzubereiten, da er genau wußte, welche Frage man an ihn zu stellen die Gnade haben würde."

„A—a—a—ah!" rief die Königin, ihn erstaunt anblickend, um gleich darauf mit einem kaum merklichen Kopfschütteln zu sagen: „Und doch gab es einen Augenblick, wo Sie von dieser und je-

der andern Frage soweit als möglich entfernt waren."

„Auch das erschien mir im Geiste," erwiederte Herr von Rosenthal mit der ihm eigenen Sicherheit, „und wenn mich auch die tiefe Ungnade meiner so hochverehrten Königin auf's Schmerzlichste berührte, so tröstete mich der Gedanke, endlich doch noch zu so glücklichem Ziele zu kommen, was ich allerdings dem übergebenen Schreiben verdanke, wie der wohlwollenden Fürsprache einer Dame, welche das Glück hat, Eurer Majestät so nahe zu stehen."

Er machte bei diesen Worten eine kurze Verbeugung gegen Fräulein von Klettenberg, die aber den Kopf rasch und ärgerlich abwandte, um dann verlangend auf die Königin hinabzublicken, ob diese denn noch immer nicht das Zeichen zur Beendigung dieser so verhaßten Unterredung geben wolle.

Doch im Gegentheil lehnte sich die hohe Frau in ihrem Fauteuil zurück und sagte, indem zum ersten Mal ein freundlicher Zug auf ihrem bisher so ernsten Gesichte erschien: „Sie rühmen sich da einer Wissenschaft, von der man mir schon gesprochen, die ich aber, aufrichtig gesagt, für unmöglich halte."

„Ich weiß nicht genau, was Eure Majestät zu meinen geruhen, denn meine Aeußerung von soeben bedurfte doch als Grundlage keiner prophetischen Gabe, ich wußte, daß Sie auf das über=

brachte Schreiben hin Ihrem so getreuen Diener ein Abschiedswort nicht verweigern würden."

„Sie wußten das also sicherer, wie ich selbst," erwiederte die Königin nicht ohne eine leichte Beimischung von Spott, „und möchte ich jetzt beinahe aufrichtig bedauern, daß ich Ihre tiefe Wissenschaft nicht schärfer auf die Probe stellte oder zu Schanden machte, indem ich Sie nicht vorließ."

„Eure Majestät waren allerdings sehr entschlossen, dieß zu thun," gab Herr von Rosenthal mit einem äußerst heiteren Lächeln zur Antwort, „Eure Majestät waren allerdings gewillt, mich sogar trotz jenes Schreibens abzuweisen, fanden aber doch, wie ich aus bester Quelle weiß," setzte er sehr scharf und deutlich betonend hinzu, „daß leider Umstände eintreten können, wo man sich zur Unterdrückung der Leidenschaft entschließt, um ruhiger Ueberlegung Gehör zu geben, worauf Sie die Gnade hatten, mich kommen zu lassen, im Fall ich darauf bestände, Eure Majestät zu sehen — — eine äußerst unangenehme Alternative, die mich vielleicht zu einer Indiskretion zwang, um nicht vor den Augen Eurer Majestät in so schwarzer Gestalt zu verschwinden, wie meine Feinde mich zu malen belieben."

Während er das sagte, schien er durchaus nicht den eigenthümlichen Blick bemerkt zu haben, den die Königin mit ihrer Hofdame wechselte, da diese rasch vorgetreten war und sich mühsam mäßigend

die Worte hervorzischte: „Darnach könnt' es allenfalls erscheinen, als wäre ich diese beste Quelle, und hätte Sie mit einer wahrlich unmotivirten Vertraulichkeit behandelt," welche Aeußerung Herr von Rosenthal mit einem leichten Kopfschütteln erwiederte und mit den in gefälligem Tone hingeworfenen Worten: „Ich muß Ihnen das Zeugniß geben, mein gnädigstes Fräulein, daß Sie nicht diese beste Quelle, waren, daß Sie mich durchaus mit keiner Vertraulichkeit behandelten, darf aber dabei wohl gestehen, daß Ihre Worte von soeben das glänzendste Zeugniß für meine Wissenschaft sind."

„Was ich offenherzig zugestehen will, Herr von Rosenthal," sagte die Königin mit einem ziemlich heiteren Gesichtsausdruck, der sich zu einem Lächeln steigerte, als sie beifügte: „wenn Sie nämlich —"

„Nicht gelauscht haben," vervollständigte Rosenthal rasch den Satz der Königin, und setzte hinzu: „Daß das unmöglich war, dafür könnte ich allenfalls das Zeugniß Ihres Kammerdieners anrufen, und wird auch Fräulein von Klettenberg mir als dießmal beste Quelle bezeugen müssen, daß ich mich weit genug von der Thüre befand, als sie eintrat."

„So wollen Sie also, ich soll an etwas Unbegreifliches, an etwas Geheimnißvolles glauben, an jene seltsame unerklärliche Eigenschaften, die Leichtgläubige Ihnen zuerkennen, von Ihnen fürchten, ja die sie sogar anstaunen und bewundern?"

„Und warum nicht einmal zur Abwechselung,

Majestät," versetzte Rosenthal in seiner wieder gewonnenen kecken Laune — „warum nicht? — Eure Majestät haben vom Hörensagen so viele schlimme Eigenschaften geglaubt, die ich besitzen sollte, weßhalb nicht auch einmal etwas anerkennen, das man wenigstens zu den interessanten Qualitäten rechnen kann!"

„So verlangen Sie, daß ich glauben soll, was meiner Vernunft widerstrebt?"

„Und warum nicht? Bleibt uns doch bei allem Erschaffenen so Manches unerklärlich, was wir gläubig hinnehmen müssen; ich will nicht von großen Dingen, z. B. dem Weltall mit seiner ewigen Bewegung reden, sondern will in meiner Bescheidenheit, da es sich um einen Vergleich handeln könnte, bei ziemlich Geringem und doch wieder so Wunderbarem bleiben, meinetwegen bei der Zukunft jener schon so kahl gewordenen Bäume," fuhr er nach einem Blick durch das Fenster fort, „mit deren jetzt schon wieder sichtbaren Knospenansatz, kaum stecknadelgroß, aus denen sich im nächsten Frühjahr handbreite Blätter entwickeln werden — auch das glauben wir, ohne es zu begreifen."

„Wir glauben daran, weil wir es auf natürliche Art sich entwickeln sehen."

„Glauben aber an Manches, Majestät, dessen natürliche Entstehung und Entwicklung uns als Begriff gewaltig fern liegt."

„Halt," sagte ziemlich ernst die Königin, „das

ist ein Terrain, auf welchem ich Ihnen nicht zu folgen wünsche. Lassen wir die großen und höchsten Aktionen, unter deren gewaltige Wirkungen wir uns allerdings beugen müssen, auch ohne sie zu begreifen, und sagen Sie mir lieber etwas," setzte sie anmuthig lächelnd hinzu, „was mich an Ihre eigene Wissenschaft glauben lassen kann."

„Das ist allerdings im Augenblick sehr schwer, Majestät, auch bin ich ohne alle Hülfsmittel, mir fehlt sogar mein wunderthätiger Bergkrystall, um vielleicht etwas Zukünftiges zu errathen, und von der Vergangenheit Eurer Majestät zum Beispiel, den heutigen Morgen betreffend, finde ich in meinem Gedächtnisse wenig, was wichtig genug wäre, um es in das Gedächtniß Eurer Majestät zurückzurufen."

„Nun," sagte die Königin aufhorchend, „wenn Sie überhaupt etwas von meinem heutigen Morgen wüßten, was Sie eigentlich nicht wissen können, so wäre es mir schon äußerst interessant, als Folge unseres Gespräches auch Unwichtiges wiederholen zu hören." — —

Herr von Rosenthal fuhr langsam mit der Hand von der Stirne abwärts über sein Gesicht bis tief hinab zum Ende seiner schwarzen Favoris, worauf seine weit geöffneten leuchtenden Augen einen eigenthümlichen Ausdruck annahmen; er verstand es in solchen Momenten wie Niemand, in weite, unabsehbare Ferne zu starren, und wenn ein empfängliches, phantasiereiches Gemüth in diesen Blicken zu

lesen vermochte, so glaubte man zu empfinden, wie sie weit dahinschwebten über Berge und Thäler, weit, weit, bis sie vielleicht auf einer öden Sandfläche oder auf dem Leuchten des Meeres haften blieben, wobei seine Gesichtszüge einen geistig durchglühten Ausdruck annahmen.

Doch dauerte dieses Hinausstarren jetzt nur einen kurzen Augenblick, den er mit einer leichten Verbeugung gegen die Königin schloß und dann lächelnd sagte: „Die täglichen segensreichen Beschäftigungen Ihrer Majestät ebenso übergehend wie auch ein paar Worte über jenen entsetzlichen Abenteurer Rosenthal, durch dessen Entlassung ein sehr gefährliches Element vom Hofe entfernt wird, hatten heute zwei Personen die Ehre einer Audienz, von welchen beiden Personen sich als solchen nicht viel Wichtiges sagen läßt, die aber trotzdem zu einiger Wichtigkeit gelangen könnten, wenn ihnen Zeit und Umstände wie bisher günstig blieben."

Die Königin warf einen flüchtigen Blick auf ihre Hofdame, welche, den Sprecher finster, fast verächtlich anschauend, nichtsdestoweniger jetzt eine große Aufmerksamkeit verrieth, zur gleichen Zeit aber auch etwas wie Ermüdung, denn sie stützte ihre Hand fest auf die Lehne des Fauteuils Ihrer Majestät, was diese veranlassen mochte, ihr im freundlichen Tone zu sagen: „Setzen Sie sich doch, meine Liebe," was denn auch Fräulein von Klettenberg augenblicklich that, wogegen wir fest überzeugt

sind, daß sie gern noch volle vierundzwanzig Stunden stehen geblieben wäre, wenn sie dadurch die Worte der Königin — „auch Sie, Herr von Rosenthal" — hätte ungesprochen machen können.

So aber knickte sie förmlich in sich zusammen, und ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, als der Betreffende, rasch einen Sessel herbeiholend, sich nach einer dankenden Verbeugung gegen die hohe Frau darauf niederließ.

„Wer waren die beiden Personen, die Sie vorhin erwähnten?"

„Um das zu wissen," erwiederte Herr von Rosenthal gemüthlich lächelnd, „gebrauchte man durchaus keiner tiefern Wissenschaft; man könnte es von dem Portier erfahren haben, ja sogar von dem Kammerdiener Eurer Majestät. Der Eine von Denen, die so glücklich waren, empfangen zu werden, war mein alter Bekannter, Baron Brenner, zurückgekehrt von einem nicht ganz freiwilligen Aufenthalte in Paris, den er deßhalb auch als eine Verbannung betrachtete, und der nun hofft, hier seinen großen Fähigkeiten gemäß die richtige Verwendung zu finden. Er appellirt an das gute Herz Eurer Majestät, wie vorher schon an die Güte der Fräulein von Klettenberg."

Letzteres war eine kleine Bosheit, was die Betreffende auch fühlte und mit einem verächtlichen Blicke erwiederte, wodurch sich aber der Andere nicht stören ließ, ruhig fortzufahren: „Brenner glaubt sich von Seiner höchstseligen Majestät unverdient

zurückgesetzt, und vermeint deßhalb ein Anrecht zu haben auf die eine Seite der Schicksalswage, deren andere ich einzunehmen so unglücklich bin."

„Doch nicht gerade deßhalb," erwiederte ernst die Königin, „Brenner ist einer der Getreuen, welche durch aufopferungsvolle Anhänglichkeit an uns, oder vielmehr an meinen Gemahl, ihre dienstliche und gesellschaftliche Stellung wagten, und denen man für manche Stunde des Leidens wohl eine genügende Belohnung schuldig ist — rechnen Sie Brenner nicht zu den sehr Befähigten und zu Denen, die eine bedeutende Stellung auszufüllen im Stande wären?" fragte sie alsdann rasch aufblickend.

„Das wage ich nicht zu verneinen," gab Rosenthal nach einer kurzen Pause zur Antwort, „es wäre ungerecht, denn wer vermag bei richtiger Verwendung nicht seine Schuldigkeit zu thun! Dabei ist Brenner ein liebenswürdiger Mensch und angenehmer Gesellschafter, ja eine jener Fähigkeiten, die das eigentlich erst in fester Hand zu werden vermögen und dann gewissermaßen unbezahlbar sind, ein tüchtiges Instrument, so lange dasselbe sicher geführt wird, und obendrein bequem, da es sich geduldig in die Scheide stecken läßt, wenn man seiner nicht mehr bedarf."

„Eine feste Hand vorausgesetzt," sagte die Königin nachdenklich und mit einem energischen Kopfnicken, „sind das allerdings unschätzbare Eigenschaften."

„Gewiß, Majestät, und es gibt nicht viele dergleichen fähige Leute, die sich so ohne Weiteres in den Riß stellen lassen, die unbedingt nur als Werkzeug dienen wollen, die, in berechtigter inniger Verehrung aufschauend, lieber ihre Existenz wagen, als durch Anmaßung unfolgsam zu erscheinen und gefährlich zu werden, so dem Ausspruch des großen Dichters folgend:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld."

Er sagte das mit einem raschen Streifblick auf Fräulein von Klettenberg, ohne indessen seine Miene auch nur im Geringsten zu verändern, trotzdem er wohl bemerkte, welch' tiefen Eindruck seine letzten Worte auf die Hofdame gemacht. Sie war leicht zusammengezuckt und ihr Auge, das noch vor wenig Minuten vor Zorn und Haß gefunkelt, hatte eben eine etwas mildere Färbung angenommen, um jetzt plötzlich einen Ausdruck höchster Ueberraschung, ja des Schreckens zu zeigen, der erst langsam wieder verschwand, als nun die Königin mit einer horizontalen Bewegung der Hand sagte: „Gehen wir über Brenner hinweg, Einiges von dem, was Sie mir gesagt, war mir interessant, und wenn ich auch darin allerdings nicht Ihre Wissenschaft zu bewundern vermag, so doch Ihre große Kombinationsgabe."

Rosenthal's Miene zeigte an, daß er mit diesem Resultate vollkommen zufrieden sei, und schickte sich hierauf unter einem etwas ironischen Lächeln an,

die Frage der Königin, was er von ihrem zweiten Besuche wisse, zu beantworten, indem er sagte: „Ah, das ist eine ganz eigenthümliche, geheimnißvolle, und wenn mich nicht Alles trügt, auch bedeutende Persönlichkeit, der Freiherr von Reckenstein, aus einem uralten Hause und nicht nur Baron, sondern auch ein tüchtiger Künstler, wie er selbst sagt."

„Und was sagen in diesem Punkte Andere von ihm?" fragte die hohe Frau.

„Andere gibt es, die derselben Meinung sind, so einer Eurer Majestät ausgezeichnetster und getreuester Diener, Seine Excellenz der Herr Hofmeister von Tönning, der, entzückt von dem Talente seines Schützlings, denselben hier einführte und Eurer Majestät dringend empfahl, ja dieser Empfehlung später noch eine ganz genaue Richtung gab, indem er die gerade in diesem Augenblicke erledigte Stelle eines königlichen Galleriedirektors erwähnte."

„Das ist Alles richtig," sagte die Königin nachdenklich im leisen Tone, um dann laut zu fragen: „und was halten Sie von diesem Freiherrn von Reckenstein?"

„Als Mann von Welt, als Mitglied der Gesellschaft, glaube ich, daß er Ausgezeichnetes leisten kann; über den Künstler möchte ich mir erst ein Urtheil erlauben, nachdem ich sein erstes bedeutendes Bild gesehen, was, wie er Eurer Majestät gesagt, das Porträt der Miß Stanley sein wird."

„Das hat er allerdings gesagt, auch" — hier

schwieg sie mit einem forschenden Blick auf Rosenthal, worauf dieser, den unterbrochenen Satz ergänzend, gleichgültig fortfuhr: „auch hatte er die Ehre, eine geistreiche Skizze der Miß Stanley vorzeigen zu dürfen, und setzte dabei seine Ansicht auseinander, daß er, wie die großen Italiener und Spanier, ein Porträt stets als vollständiges Bild erfasse und darstelle, deßhalb sehr wählerisch im Kostüm sei, überhaupt im ganzen Arrangement, um dadurch einer ephemeren Erscheinung, wie es nun einmal der Charakter des persönlichen Bildnisses sei, den Stempel der Stabilität und des Unvergänglichen aufzudrücken."

Die Königin nickte lächelnd mit dem Kopfe, vielleicht weil Rosenthal diese Worte unverkennbar im Ton des Betreffenden gesagt.

„Er komme dadurch häufig in Differenzen mit seinem Freunde, dem immerhin berühmten Künstler Weßner, welcher dem Porträt überhaupt eine niederere Kunststufe anweise, ja dasselbe vernachlässige, weil es ihm schwierig erscheine, doch liege diese empfundene Schwierigkeit nicht in der minderen Kunstfertigkeit, wohl aber in dem Bewußtsein, daß dieser an sich berühmtere Künstler leider den Geist der eleganten und vornehmen Welt nicht so zu erfassen vermöge, als er, Reckenstein nämlich, der von Jugend auf den Vorzug gehabt, in höheren Kreisen leben zu dürfen."

Dieß sprach Rosenthal zuerst mit seiner eigenen

persönlichen Ausdrucksweise, um dann wiederholt fast unmerklich, aber treffend in die Art des Redens, ja der Mienen und Bewegungen des Freiherrn von Reckenstein überzugehen, obgleich er diesen nur ein einziges Mal auf dem Klub, wo ihn der Oberst-hofmeister eingeführt, in der Nähe gesehen und sprechen gehört, — machte das aber so täuschend, daß ihn die Königin lächelnd anschaute, und Fräulein von Klettenberg krampfhaft ihre Augenbrauen emporzog, um nicht gleichfalls eine gelinde Heiterkeit zu zeigen.

Jetzt aber erhob sich die Königin rasch, vielleicht selbst in der Absicht, kein allzu großes Gefallen sehen zu lassen an dieser Vorstellung des unverbesserlichen Rosenthal, wobei sie ihren Finger erhebend sagte: „Es ist gefährlich, von Ihnen kopirt zu werden, besonders da ich gestehen muß, daß Sie dergleichen Bosheiten mit großer Meisterschaft ausführen — — hätte man soeben nicht sagen sollen,“ wandte sie sich an ihre Hofdame, „Herr von Rosenthal hätte auch im Aeußeren eine Aehnlichkeit mit dem Freiherrn von Reckenstein?“

„Was auch schon anderwärts bemerkt worden ist,“ versetzte der Betreffende sich verneigend, „und zu meiner großen Befriedigung, denn der Herr Baron von Reckenstein ist ein außerordentlich schöner und eleganter Mann — finden Sie das nicht auch, Fräulein von Klettenberg?“

„Letzteres zugegeben,“ erwiederte diese in trocke-

nem Tone, wobei sie den Blick gegen das Gesicht der Königin richtete, „vermag ich doch von einer Aehnlichkeit zwischen den beiden genannten Personen keine Spur zu entdecken.“

„Ihre Majestät,“ sagte Rosenthal, „hatten die Gnade, das zu bemerken, und ich erlaubte mir nur dem beizupflichten, da ich Aehnliches gehört, ja erfahren, daß Jemand gesagt haben soll, Freiherr von Reckenstein sei der blonde Rosenthal.“

Das war eines jener Schlagworte, wie er sie gerne zu lanciren pflegte, wohlwissend, daß sie durch rasche Mittheilung einen artigen Kreislauf bei Hofe beschrieben, was vielleicht für seinen Zweck paßte, denn er lächelte heiter, als er bemerkte, wie sich die Lippen Ihrer Majestät leicht kräuselten, und wie Fräulein von Klettenberg vor Ingrimm zusammenzuckte. Doch kam jetzt zum Trost der Letzteren der langersehnte Augenblick, wo die Königin mit einer Handbewegung gegen Rosenthal, leider aber in nicht unfreundlichem Tone die Worte sprach: „Ich danke Ihnen und wünsche glückliche Reise,“ worauf er sich nach einer tiefen Verbeugung zurückzog, um nach einer zweiten, noch tieferen an der Thüre, das Gemach zu verlassen.

„Was sagen Sie dazu, meine Liebe?“ fragte die Königin nach einer kurzen Pause, während welcher Fräulein von Klettenberg die Hände zusammengefaltet hatte, und tief aufseufzend einen Blick gegen die Decke des Zimmers gewagt. „Wer

uns heute früh gesagt hätte, ich würde Rosenthal bei mir sehen!"

„Ja, Majestät, es würde Niemand geglaubt haben, daß Sie Rosenthal empfangen, ja nicht nur sehen zu einer ganz kurzen Audienz, sondern dabehalten und mit ihm plaudern. — — Drei Viertelstunden und zwei Minuten, — es ist so etwas kaum dagewesen."

„Und hat mich selbst überrascht, wie ich Ihnen zugeben will, wird aber," setzte die Königin mit einem gemüthlichen Lächeln und leisem Spott hinzu, „unserem guten Namen keinen Abbruch thun — es war ein adieu pour jamais, und deßhalb verzeihlich, auch ganz interessant, wie ich nicht leugnen will, und möchte jetzt noch inniglich lachen, wenn ich an den blonden Rosenthal denke."

Dieß schien nun aber Fräulein von Klettenberg gerade durchaus nicht komisch zu finden, und wenn sie auch pflichtschuldigst mitlächelte, so geschah es doch unter einem Ausdruck, als zerkaue sie dabei eine recht herbe Essiggurke; sie konnte sich aber nicht enthalten, in einem hierzu passenden Tone zu sagen: „Wenn dieses adieu pour jamais nicht am Ende und besonders nach der so glücklich errungenen Audienz nur ein frommer Wunsch und eine schöne Redensart bleibt."

„Wie meinen Sie das?"

„Es könnte einer der beliebten Schachzüge Rosenthal's gewesen sein, und er vielleicht gefunden

haben, daß sein Spiel doch noch nicht so verzweifelt stehe, um es gänzlich verloren zu geben."

„Sie wollen sagen, er könne darauf hin den Versuch machen, das Terrain zu behaupten!"

„Es sähe ihm das sehr ähnlich, Majestät."

„A—a—a—ah!" sagte die Königin den Kopf aufwerfend, „in dem Falle sollten Sie mit mir zufriedener sein, als heute, wo ich mich Ihrer Meinung nach nicht ganz gut aufgeführt habe."

Trotzdem dieß die Königin mit einem heiteren und recht gütigen Tone sagte, affektirte Fräulein von Klettenberg doch einen recht tüchtigen Schrecken bei diesen Worten und schien sich erst wieder beruhigen zu können, als die Königin ihr die Hand reichend wohlwollend hinzufügte: „Uebrigens danke ich Ihnen auch dafür — auf Wiedersehen später."

Neunte Randverzierung.

In wahrer Künstlermanier mit freien kräftigen Strichen.

Eigenthümlich, daß Rosenthal, im Vorzimmer angekommen, ähnliche Gedanken hatte, wie seine verehrte Gönnerin, Fräulein von Klettenberg, denn im gleichen Augenblicke, wo diese drinnen von Schachzügen überhaupt sprach, murmelte er draußen: „Schach der Königin,“ und während er sich alsdann von den Lakaien seinen warmen Paletot anziehen ließ, — der späteste Herbst ließ sich nämlich recht kühl an — winkte er dem sich tief verbeugenden Kammerdiener mit wohlwollender Herablassung, wobei er ihm sagte: „Das ist hier doch ein angenehmerer Posten, als wenn Sie nach Ihrem Wunsche in die Silberkammer gekommen wären,“ und drückte der Blick, der diese Worte begleitete, deutlich genug den nicht gesprochenen Nachsatz aus: „was Sie eigentlich doch nur meiner Protektion zu danken haben.“

Vor dem Schlosse hielt Rosenthal's Wagen, ein elegantes, sehr leichtes Coupé mit einem starken

englischen Pferde bespannt, und er hatte den Schlag schon geöffnet, um einzusteigen, als er sich eines Andern besann, die Thüre wieder zuwarf und dem Kutscher befahl, nach Hause zu fahren.

„Wir befinden uns in einer so guten Laune," sprach er alsdann zu sich selber, „daß wir schon einen Tropfen Wermuth ertragen können, und wollen wir uns deßhalb das Vergnügen machen, unsern theuren Schwager aufzusuchen, und nebenbei die persönliche Bekanntschaft des blonden Rosenthal machen."

In Kurzem hatte er das Haus erreicht, wo sich Arthur Weßner's Atelier befand, stieg langsam die Treppen hinauf, und wenn ihn dabei auch nicht Bilder und Phantasieen so schmerzlicher Art begleiteten, wie es dem Maler geschehen, als er zum ersten Male diesen Weg gemacht, so schlug doch auch um sein Haupt die Vergangenheit ihre dunklen Fittige. Er dachte an die Besuche, die er früher hier gemacht, an Ellen, und wie so Manches anders gekommen wäre, wenn sie nicht die verrückte Idee gehabt hätte, da oben ihr Bild malen zu lassen.

Dieser Gedanke hätte ihm fast seinen guten Humor geraubt, ja er begann schon die Lippen zusammen zu pressen, und statt die Treppen mit elastischen Schritten hinauf zu eilen, ging er seinen Weg langsamer und nachsinnend, blieb aber plötzlich stehen, da er über sich sprechen hörte, um dann, sich vorsichtig seitwärts beugend, zwei Personen zu

sehen, deren Anblick überraschend und höchst angenehm für ihn alle trüben Gedanken verscheuchte.

Es war ein junges Mädchen und ein sehr junger Herr, die oben an einer Treppenbiegung so standen, daß das Geländer eine Scheidewand zwischen ihnen bildete. Sie stand jenseits ein paar Stufen höher, er diesseits einige Stufen tiefer nach ihr aufblickend, während er eine ihrer Hände mit seinen beiden umfaßt hielt und im bittenden Tone in sie hinein sprach, wogegen sie den Kopf abwandte, und zwar recht absichtlich, denn sie machte die Bewegung des Abwendens ein paar Mal hastig nach einander, was, wie Rosenthal bei sich dachte, in's Verständliche übersetzt, so viel heißt als: „Laß mich zufrieden, ich werde doch thun, was ich will"; auch gab sie jetzt diesen Gedanken Worte, indem sie sagte: „Ich weiß eigentlich gar nicht, was Du willst, und weßhalb Du mir bis hierher nachläufst. Auch thue ich gar nichts im Geheimen, denn die Tante weiß ganz genau, daß ich zu Fräulein Angelika gehe, und ebenso gut weißt Du, daß ich mich jeder Stunde anbequemen muß und recht gerne anbequeme, die sie mir bestimmt, denn es ist überhaupt ein großes Glück für mich, daß ich bei ihr zeichnen darf."

„Du siehst das für ein Glück an," gab er traurig zur Antwort, „und darüber wollen wir nicht abermals streiten, Du wirst mir aber zugeben,

daß Du sonst nur Morgens früh und noch nie um diese Stunde hierher gegangen bist."

„Und ich verbitte mir alles Spioniren meiner Schritte," erwiederte das junge Mädchen im ärgerlichen Tone, wobei sie versuchte, ihm ihre Hand zu entreißen, die er aber trotz ihres Sträubens festhielt, während er heftiger und deßhalb lauter fortfuhr, als er vielleicht an diesem nicht ganz geeigneten Orte beabsichtigte: „Auch bist Du heute ganz besonders geputzt unter Deinem grauen Regenmantel, und Deine weite Kapuze kann es nicht verbergen, daß Du Dein Haar sorgfältig mit blauen Bändern frisirt hast."

„Das ist wieder einmal die alte Geschichte," dachte Rosenthal, sich fester in die Biegung des Treppengeländers schmiegend, von wo er einen ziemlich freien Blick auf das junge Paar hatte, „und dem richtigen Laufe der Dinge nach kommt jetzt der Augenblick, wo sie böse wird und dadurch geschickt die Unterhaltung abreißt."

So geschah es denn auch, und sie riß nicht nur die Unterhaltung ab, sondern auch ihr Händchen aus seinen ziemlich derben Fingern, indem sie ihm mit geröthetem Gesichte zuherrschte: „Jetzt laß mich in Ruh' und geh' Deiner Wege, das fehlt überhaupt noch, mich von Dir ausspioniren zu lassen; ich weiß ohnedieß nicht, wie Du Dir so etwas anmaßen kannst. Ich bin nicht mehr das kleine Mädchen, das früher über Deine dummen

Kindereien gelacht; das ist mehr als vorbei, und wenn Du Dich noch einmal unterstehst, mir so unverschämt nachzulaufen, so sage ich es der Tante, und Du weißt wohl, sie scherzt nicht in solchen Dingen."

„Also Alles vorbei," sagte er traurig, „und Du denkst nicht mehr jener für mich so glücklichen Zeit, wo wir Erdbeeren suchten und ich Dich auf dem See im Kahne rudern durfte?"

„Aha!" lachte Rosenthal, „eine überreif gewordene Jugendliebe."

„Also — Alles vorbei?" fragte er abermals.

„Ja — — wenn Du fortfährst, mich auf diese Weise zu plagen und Schlimmes von mir zu denken."

„O Gott, ich möchte ja nur das Beste von Dir glauben!"

„So thue das und gehe Deiner Wege."

Rosenthal war nach dieser kurzen Abfertigung schon im Begriff, seinen Weg gleichfalls die Treppe hinauf fortzusetzen, um von den jetzt wahrscheinlich Herabkommenden hier nicht lauschend getroffen zu werden, sprach aber lächelnd nach einem raschen Blick in die Höhe: „Halt! wir haben noch eine kleine Versöhnung; etwas kümmerlich von ihrer Seite, doch reicht sie ihm, wenn gleich widerstrebend, die Hand."

So geschah es auch in der That, da aber das junge Mädchen zu gleicher Zeit einen hastigen

Schritt aufwärts machte, so bemerkte er ein ausnehmend zierliches Stiefelchen mit einer schneeweißen wohlgerundeten Fortsetzung, welche ihm zu denken gab.

„Nun ist es aber genug," sagte die droben ärgerlich, ihre Hand, die er mit Küssen bedeckte, abermals wegreißend.

„Und ich darf Dich heute nicht abholen," flehte der junge Mann, „o, erlaube es mir, und wenn ich auch stundenlang drunten warten müßte."

„Unterstehe Dich!" rief sie zornig, „nein, wahrlich dafür hast Du mich heute zu sehr beleidigt. — Das sage ich Dir, Adolph, erfahre ich, daß Du unten auf mich gewartet, so ist es auf ewig mit uns vorbei. Ich schwöre es feierlich."

Nach diesen Worten eilte sie rasch die Treppen hinauf, und während es Rosenthal sehr langsam ebenso machte, denn er hörte jetzt den Anderen herabkommen, dachte er: „Wenn dieser junge Mann einige Praxis hat, so wird er dem Verbot dennoch trotzen, um vielleicht zu erfahren, warum man nicht erwartet sein will — — vielleicht aber auch ist er hübsch folgsam, wie man es in solchem Alter gewöhnlich zu sein pflegt." Diesen Nachsatz hing er seinen Gedanken an, als er den Betreffenden, während derselbe bei ihm vorüberkam, scharf musterte. Jener hatte es indessen gerade so gemacht, und der Blick, mit dem er ihn forschend anschaute, war so wenig freundlich gewesen, ja hatte ein so unverholenes

Mißtrauen ausgedrückt, daß Rosenthal wohl zum Glauben berechtigt war, sein Erscheinen hier könne mit dem Besuche der jungen Dame droben von jenem eifersüchtigen jungen Menschen in Verbindung gebracht werden.

„Uebrigens ist mir dieses Gesicht nicht ganz unbekannt," sprach er leise vor sich hin, „ich habe diesen jungen Herrn früher irgendwo gesehen, was mir vollkommen erinnerlich ist, obgleich er sich etwas zu seinem Vortheil verändert hat, ungefähr wie ein bunter, nicht gerade seltener Schmetterling, den man einstens als wenig versprechende Raupe gekannt. — — Jedenfalls aber wollen wir später den Versuch machen, bei unserer alten Bekannten Fräulein Angelika eingelassen zu werden."

Damit hatte er die ihm wohlbekannte Thüre zum Atelier Weßner's erreicht, mußte aber auf sein Klopfen länger warten, als wohl in früheren Zeiten, und als ihm endlich geöffnet wurde, geschah dieß nicht durch Weßner, sondern durch den Freiherrn von Reckenstein, der zur gleichen Zeit sein Bedauern ausdrückte, daß sein berühmterer Freund augenblicklich nicht anwesend sei.

Doch war Rosenthal nicht der Mann, um sich dadurch abhalten zu lassen, ungenirt und zwanglos einzutreten, wobei er, seinen Namen nennend, die Versicherung gab, daß er sich außerordentlich freue, die Bekanntschaft eines nicht minder berühmten Künstlers zu machen und daß er hoffe, auch in der

Abwesenheit Weßner's hier mit der gleichen Gastlichkeit wie früher empfangen zu werden.

Er schlenderte bei diesen Worten in dem hohen und weiten Gemache umher, hier kopfnickend vor einer Kohlenzeichnung an der Wand stehen bleibend, dort achselzuckend und mit beinahe trübem Lächeln die Hand auf einen der hochlehnigen Stühle legend, bis er endlich sagte: „Verzeihen Sie mir, Baron Reckenstein, daß ich mich hier eine Weile in Erinnerungen vertiefe, die sowohl heiter als trübe mächtig auf mich einstürmen. Ah, wenn diese Räume reden könnten! Wir haben hier gute und schöne Tage verlebt, und wenn die Fortsetzungen derselben nicht so heiter blieben, als mein Freund Weßner gehofft, so wird er wenigstens gerecht genug sein, um mir zuzugestehen, daß ich schon vorher so gehandelt, wie Sie selbst nachher für Ihre Pflicht hielten."

„Ich weiß doch nicht, Herr von Rosenthal," erwiederte der Freiherr in einem ziemlich unsicheren Tone, ja fast mit einer ihm sonst nicht leicht eigenen verlegenen Miene, denn soviel er auch schon über Rosenthal's eigenthümliches Wesen erfahren, so imponirte ihm doch das so über alle Erwartung kecke Auftreten desselben, und das gänzlich ungenirte Wesen, mit dem er Verhältnisse erwähnte, für welche man sich Fremden gegenüber doch gewöhnlich einer kleinen Einleitung bedient, deßhalb wiederholte der Freiherr mit einem etwas verwunderungsvollen Blick:

„In der That, ich verstehe nicht recht, Herr von Rosenthal.“

„Wie ich so gerade heraussprechen mag,“ entgegnete dieser plötzlich stehen bleibend, „nun, das ist einmal so meine Art, ich befinde mich wohl dabei, und komme dann auch rasch zum Ziele, wenn ich mich, wie hier, Jemanden gegenüber befinde, der ein großer Künstler, ein ausgezeichneter Kavalier, zugleich Geist und Verstand besitzt, um die Verhältnisse zu nehmen und gehen zu lassen, wie sie nun einmal sind. Sollte ich vielleicht verlegen thun, um meinen lieben Freund Weßner herumstreichen, ihn im Ungewissen lassen, ob ich an seiner Stelle gerade so gehandelt hätte — beim Himmel, Baron Reckenstein, das Leben ist zu kurz dazu, und so biete auch ich Ihnen meine Hand mit dem Ersuchen, bei allen Vorkommnissen gegen mich so offen, so wahr und so rückhaltlos richtig zu handeln, wie Sie es gegen Weßner gethan. — Das wäre also abgemacht,“ setzte er mit seinem gewinnenden Lächeln hinzu, wobei er dem Freiherrn herzlich die Hand mit der ausgesprochenen Hoffnung schüttelte, daß derselbe nicht blöde sein und jeden möglichen Dienst von ihm verlangen werde. „Leider,“ fuhr er fort, „habe ich halb und halb eine größere Reise vor, will aber nicht verfehlen, Ihnen von meinen Erfahrungen dazulassen, auch nützliche Winke zu geben, die gerade hier bei den eigenthümlichen Hofverhältnissen gewiß von Nutzen sind. — So, auch das

wäre arrangirt," fuhr Rosenthal fort, indem er sich auf den alten Divan niederließ, „und wenn Sie gerade keine Damen zu einer Sitzung erwarten, oder es Sie sonst nicht genirt, so bitte ich um die Erlaubniß, mir eine Cigarre anzünden zu dürfen. Ich schmachte darnach, soeben von einer Audienz bei der Königin kommend, die lange genug gedauert hat — und dann, nachdem ich für ein paar Augenblicke meinen für Ihre Temperatur hier etwas zu warmen Paletot abgeworfen habe, gestatten Sie mir wohl, etwas von Ihren Kunstwerken zu sehen."

Der Freiherr von Reckenstein verbeugte sich schweigend, aber nicht ohne Freundlichkeit, denn er hatte schon Verschiedenes von den wichtigen Verbindungen, ja von der noch immer einflußreichen Stellung des entlassenen Hofmarschalls flüstern gehört, um demselben besonders jetzt, wo er von einer längeren Audienz bei Ihrer Majestät kam, nicht alle möglichen Artigkeiten zu erzeigen, weßhalb er eigenhändig ein Streichhölzchen anzündete, zum Tausch dagegen eine der vortrefflichen Cigarren Rosenthal's annahm, und dann mit den Worten: „Bitte, sich durchaus nicht zu geniren," auf den Divan wies, als Platz für den bereits abgestreiften Ueberrock.

Dann aber trat er lächelnd einen Schritt zurück, strich ein paar Mal über seinen langen vollen Bart und sagte, den Kopf wiegend: „Einem solchen

Kenner gegenüber, wie Sie, muß man vorsichtig sein, und nur eine Arbeit zeigen, die auf den Namen eines Kunstwerks Anspruch machen darf; ich bin aber leider noch nicht so weit und habe da drinnen auf meiner Staffelei nichts als ein angefangenes Porträt."

„Nun, erlauben Sie mir, mein lieber Baron Reckenstein," erwiederte Rosenthal lächelnd, „man kann auch die Bescheidenheit zu weit treiben. Nichts als ein angefangenes Porträt sagen Sie — als ob ein von Ihrer Künstlerhand begonnenes Porträt nicht an sich schon etwas Bedeutendes wäre — — bitte, mich ausreden zu lassen — wohl habe ich gehört, daß Sie auf das Porträt als Genre nicht mit jener souveränen Verachtung herabblicken, wie leider mancher sehr geringe Kollege, sondern daß Sie jedes Porträt im Kostüm und Arrangement als selbstständiges Bild aufzufassen pflegen, um so eine selbst vorübergehende Erscheinung für alle Zeiten nicht nur festzuhalten, sondern auch für alle Zeiten auf den Wogen der Gegenwart schwimmen zu lassen."

„Sie sind in Ihrer Beurtheilung zu freundlich, Herr von Rosenthal," sagte der Andere geschmeichelt, „und wenn ich mich bei minder hohen Erwartungen vielleicht hätte entschließen können, mein angefangenes Bild zu zeigen, so muß ich das jetzt schon verschieben bis nach dem letzten Pinselstrich, und dann noch um milde Beurtheilung bitten."

„Ah was!“ rief Rosenthal, den Dampf seiner Cigarre weit von sich blasend, „Sie haben mich vorhin einen feinen Kenner genannt, und wenn Sie damit nicht nur beabsichtigten, mir ein lächerliches, vielleicht unwahres Kompliment zu machen, so werden Sie, um konsequent zu bleiben, genöthigt sein, mich sogleich in Ihr Atelier zu führen, denn der Kenner weiß ein Kunstwerk auch in seinen ersten Anfängen zu würdigen. — — Wer weiß,“ setzte er aufstehend hinzu, „ob ich das Bild vor meiner Abreise überhaupt fertig sehen werde. — — Seien Sie also nicht spröde,“ fuhr er fort, seinen Arm unter den des Anderen schiebend, „denn unter uns gesagt,“ hier nahm er einen sehr vertraulichen Ton an, „die Königin sprach von Ihnen, ja schien zu erwarten, daß ich in den Stand gesetzt würde, der hohen Frau nächstens etwas über Ihr Bild, das Porträt der Miß Stanley, zu sagen; auch hört mein alter Freund, der Obersthofmeister von Tönning, gern auf mein Urtheil, ja er bat mich, als wir neulich durch die großen Gemäldegallerieen gingen, um meinen Rath bei der bevorstehenden Besetzung der Stelle des Direktors. — Vorwärts also, denn Sie haben wahrhaftig keine Ursache, meinen allerdings strengen kritischen Blick zu scheuen.“

Damit schritt er dem Andern voran in das kleinere Atelier und stellte sich hier sogleich mit übereinander geschlagenen Armen und einem sehr

zufriedenen Kopfnicken vor das lebensgroße und schon sehr weit vorgeschrittene Bild der jungen Engländerin. — „Beim Himmel!" rief er alsdann mit einem von Reckenstein indessen nicht bemerkten raschen Blick des Mißtrauens auf diesen, „das hätte ich doch nicht erwartet, — ein solches Kunstwerk, schon in seinen Anfängen allerersten Ranges!"

„Sie kennen diese Dame?" fragte bescheiden der Künstler.

„Miß Arabella Stanley, o, ich habe nie eine sprechendere Aehnlichkeit gesehen, und wie dieser erst flüchtig angelegte Kopf gemalt ist! — Ich mache Ihnen mein Kompliment, und diese Stoffe! — die Falten des prachtvollen dunkelvioletten Sammtes, wahrhaftig, ich weiß nicht, was ich mehr bewundern soll, die elegante, wunderbare Zeichnung, die Aehnlichkeit dieser förmlich zu fühlenden Gewänder, diese Spitzen, den Glanz dieser dunklen Perlen, vor Allem aber bin ich entzückt über den riesigen Neufundländer, auf dessen Kopf die Dame so leicht und graziös ihre Hand stützt. — Den hätte unsere berühmte Angelika kaum besser gemacht — und das Alles, diese Stoffe, den Hund, für jeden Anderen eine besondere Lebensaufgabe, geben Sie in Ihrem Reichthum nur so als Beiwerk."

„Diese im höchsten Grade anerkennenden Worte, mein lieber Herr von Rosenthal," versetzte der Andere mit einiger Verlegenheit, „kann ich nicht ohne Weiteres für mein ganz eigenes Verdienst

annehmen, denn gerade bei diesem Bilde befinde ich mich in der allervortheilhaftesten Position — Weßner unterstützt mich mit seinem Rathe."

„Das kann ich mir denken," bemerkte Rosenthal mit dem gleichen Blick des Mißtrauens wie vorhin, indem er sich tief herabbeugte, um den Boden zu betrachten, auf dem Miß Stanley stand, ein Kiesweg, aber mit wenigen Strichen und Klecksen so meisterhaft gemalt, daß man die runden Steinchen hätte aufwühlen mögen, während gleich daneben eine kleine Gebüschgruppe, sowie Gräser und Blumen mit einer wahrhaft schülerhaften Stümperei angelegt waren.

„Unfertiges Zeug," meinte Reckenstein mit gleichgültiger Miene, seinen langen Bart streichend.

„Der Kiesweg gewiß nicht."

„Ein flüchtiger Versuch, dergleichen mit wenig Punkten darzustellen. — Was nun den Hund anbelangt, so habe ich allerdings das Glück, Fräulein Angelika, unserer Nachbarin, bei ihrer Arbeit zuschauen zu dürfen, und da lernen sich rasch gewisse Kunstgriffe. Es ist eigentlich das erste Mal, daß ich eine solche Staffage wagte."

„Was mich mit um so größerer Achtung für die Künstlerhand erfüllt, die das geschaffen."

Ein leichtes Geräusch hinter ihm veranlaßte Rosenthal rasch umzublicken, um in die nichts weniger als freundschaftlich oder nur ruhig ihn anstarrenden Züge Arthur Weßner's zu schauen. Da

er sich aber von dessen Seite durchaus keines wohlwollenden Empfanges geschmeichelt hatte, so waren es auch weniger die seltsam funkelnden Augen des Malers, sowie seine fest zusammengepreßten Lippen, was ihn mit Verwunderung erfüllte, als vielmehr eine seltsame Gestalt hinter Weßner, eine Dame in der auffallend reichen Tracht längst vergangener Zeiten, in einem langen Schleppkleide von schwerem pfirsichblütfarbenen Seidenstoffe, an der Seite den Fächer von Pfauenfedern, auf dem Kopfe aber einen Myrtenkranz, von dem hinten herab ein weißer Schleier hing, während sich vorn unter demselben das alte gute Gesicht der berühmten Malerin zeigte.

Das Alles aber sah Rosenthal nicht eine halbe Minute, denn Angelika, die ein paar Sekunden später erschienen war, umfaßte mit ihrer Rechten hastig das Handgelenk Weßner's, zog ihn kräftig zurück, um hierauf die Thüre hinter sich in's Schloß zu werfen. Dann stellte sie sich mit einer entschlossenen Miene vor ihn hin und sagte unter einem leichten schmerzlichen Aufschluchzen: „Also das willst Du mir anthun an meinem Hochzeitstage, Händel anfangen, Streit beginnen in einer Sache, wo Du selbst den größten Fehler, vielleicht ein Verbrechen begangen hast!“

„Sprich nicht so, Angelika!“ rief er, sich wild in sein Haar greifend, „ich habe diesen Augenblick lange gefürchtet und nicht gehofft, daß er mir gerade hier zum ersten Male begegnen würde. — —

O, mein sehnlichster Wunsch war," fuhr er zähneknirschend fort, „ihn einmal fern ab von der Stadt allein zu treffen am Ufer des Stroms, wir Beide ohne Wehr und Waffen."

„Unsinniger, der Du wie ein Mann aussiehst und wie ein Knabe sprichst!"

„Angelika!"

„Stampfe nur auf den Fußboden, ich, obgleich nur ein Weib, fürchte Dich nicht, und wiederhole Dir deßhalb, daß Du doch nur ein Mann bist mit einem wankelmüthigen Knabenherzen. Du hast das bewiesen zu Deinem eigenen Verderben und zum Elende eines armen unglücklichen Geschöpfes."

„Angelika!" schrie er mit schäumenden Lippen, „hältst Du so Dein Versprechen, nie und nimmermehr meines jammervollen Unglücks zu erwähnen?"

„Und hast Du Dein Versprechen gehalten?" entgegnete sie ihm in kaltem ruhigen Tone, „das Versprechen, das Du mir feierlichst gegeben, mit dem Einen von den Beiden da drinnen, dessen Schuld nicht die größte ist, keinerlei Auseinandersetzungen herbeizuführen, wogegen ich mich bereit erklärte, den Anderen, den Schlimmeren, nicht nur zu ertragen, sondern wohlwollend zu behandeln — Deinen Freund," fuhr sie mit Geringschätzung fort, „als Künstler nichts als ein armseliges Geschöpf Deiner Erfindung, ein Blutsauger, der durch seine boshaften Einflüsterungen Dein Leben vergiftet, der Dich durch sein arrogantes Auftreten, durch sein übermüthiges Thun und Spre-

chen noch ganz umgarnen und zum willenlosen Sklaven machen wird, der Dich so lange gebraucht, als Du ihm nützen kannst, um sich dann mit vornehmer Geringschätzung von dem leichtgläubigen armen Teufel abzuwenden."

Weßner's Finger zuckten, als die alte Malerin diese Worte sprach. Seine rollenden Augen fuhren wild umher, als suche er rechts oder links etwas, wobei seine Lippen bebten und der Athem in seiner Brust keuchte.

Doch war es nicht das erste Mal, daß sie ähnliche Szenen des leicht Exaltirten erlebt; man sah das an dem eigenthümlichen Blick, mit dem sie ihn betrachtete, der nach vollkommen ruhigem Ausdrucke etwas wehmüthig Schmerzliches annahm und begleitet war von einem leichten Kopfschütteln, als sie fortfuhr: „Du dauerst mich, Arthur! — In tiefster Seele dauerst Du mich, denn ich weiß, daß Deine Aufregung dem traurigen Gefühle entspringt, nicht recht gehandelt zu haben, wofür ich aber nur Jenem," hier ballte sie die Faust gegen das Nebenzimmer, „alle Schuld beimesse und ihn hasse — hasse — hasse! — — — Aber trotzdem ich ihn mit Recht hasse, habe ich doch Deinen Bitten nachgegeben, habe ihm gestattet, in unserer Nähe zu sein, und habe mehr für ihn gethan, als ich hätte thun sollen — habe ich das nicht gethan? und der gute Melber?" —

Weßner erwachte wie aus einem tiefen Traume,

strich sich mit der Hand hinauf über die schweißbedeckte Stirne, dann herab über seine seltsam zuckenden Augenwimpern und athmete schwer, wobei sich seine Lippen schmerzlich zusammenzogen.

„Sei gescheidt," sprach Angelika in milderem Tone, „halte Dein gegebenes Versprechen, wie wir das unsrige gehalten haben und auch noch ferner halten wollen, um Deine lächerliche Kunstpuppe vollends herauszuputzen!" — — worauf sie nach einer Pause, während welcher er trübe vor sich niederstarrte, ihn leise mit dem Ellbogen anstieß: „Du — geh' weiter — und nimm Vernunft an, geschehene Dinge sind nun einmal nicht zu ändern, und es ist am besten, man denkt nicht mehr daran und spricht nicht mehr darüber — läßt's halt gehen, wie's eben mag, man erträgt das Uebel, wie wir Deinen neuen Freund ertragen haben, ja nicht nur ertragen," meinte die alte Malerin mit einem launigen Lächeln, „sondern recht aufwärts getragen, denn das wirst Du mir wenigstens zugeben, daß ich ihm den Hund recht famos auf sein Bild gemalt, und auch Melber hat sich mit dem schwierigen Sammet und dem andern Krimskrams die größte Mühe gegeben. — Der arme Melber, für ihn ist ein lebendiger Freiherr schon etwas Wichtiges und er hat sich die Arbeit zur Ehre geschätzt. — Gott bessere ihn! — Doch was wollte ich Dir gerade noch an's Herz legen, daß Du mit einem Mal und gründlich vernünftig wirst? — Ja so, ich wollte Dir wieder=

holen, daß heute mein Hochzeitstag ist — ja schau' mich nur an — und daß es gewissenlos ist, einer so jungen und schönen Braut, die man zum Traualtar begleitet, und dabei den Lachern und unzähligen spöttischen Blicken getrotzt, eine Bitte abschlagen zu wollen."

Noch eine Weile schwieg er, mit sich selbst kämpfend, und murmelte dann, ihren Blick vermeidend: „Das will ich auch nicht, je nachdem die Bitte ist."

„Keine Klausel!" rief sie in energischem Tone, „meine Bitte — mein Wunsch — mein Wille ist, daß Niemand heute an meinem Hochzeitstage einer trüben Vergangenheit gedenkt, und daß wir uns heiter, vergnügt zu Tische setzen."

„Ja — — mit Vergnügen, sobald jener Störenfried sich entfernt hat."

„Nein, Arthur, siehst Du, ich will, daß auch er bleibt."

„Ach, Angelika, das ist doch zu stark!" erwiederte er, abermals aufbrausend, doch in weit schwächerer Art als früher — „soll mir denn jeder Tropfen Wein zu Gift werden?"

„Im Gegentheil, er soll Dir gut bekommen, und Du wirst Dich mir zu Liebe als Mann zeigen. — Der da drinnen ist wahrhaftig heute nicht gekommen, um Dir dadurch etwas Unangenehmes oder Feindliches zu beweisen, im Gegentheil, er hat als gescheidter Mensch diesen ersten Schritt gethan, um ein Zusammenleben möglich zu machen."

„Welches Zusammenleben?"

„Gleichviel — oder um sich offen und ehrlich gegen Dich auszusprechen, was er wahrscheinlich schon gegen Deinen neuen Freund gethan hat, denn sonst würde der edle Freiherr ihm kaum den Anblick seines Kunstwerkes gegönnt haben. — Ja, jenes Kunstwerks," setzte sie, den Kopf aufwerfend, hinzu, „das ich als sein Machwerk will gelten lassen, wenn Du heute meinen Willen erfüllst."

„Und im anderen Falle?"

„Nehme ich meinen Hund zurück, Melber seinen Kiesweg und das Kleid der Dame, und wenn auch Du ihr den trefflich gemalten Kopf belassen willst, so wollen wir doch sehen, was morgen die kapriziöse Engländerin sagen wird, wenn sie sich also ausgekleidet findet."

— — — — „Du hast mich in der Hand," gab er nach einem längeren Stillschweigen und einem tiefen Athemzuge zur Antwort, „gehst aber sehr gewaltthätig und grausam mit mir um. Was willst Du machen, wenn mich bei seinem Anblick später der Widerwille unwiderstehlich übermannt?"

„Dann werde ich knurren wie ein Hund, auch mit der Hand an meinem Kleide herabfahren, und Du wirst mich verstehen."

Weßner wandte sich rasch ab, als die alte Malerin ohne Weiteres die Thüre des Nebenzimmers öffnete.

Doch müssen wir uns schon im Interesse unserer

wahrhaftigen Geschichte erlauben, ihr einen Augenblick in das Atelier des Freiherrn von Reckenstein voranzueilen, nicht um die wohl gerechtfertigte Verwunderung Rosenthal's über das so plötzliche und unverhoffte Schließen der Thüre zu schildern, sondern nur um mitzutheilen, daß der Freiherr den fragenden Blick des Anderen durch ein leichtes Achselzucken erwiederte und dann lächelnd sagte: „Fräulein Angelika hat die Marotte gehabt, sich in ihrem Alter noch zu verheirathen und hat dieses Wagestück vor einer kleinen halben Stunde ausgeführt, daher ihre Erscheinung in so eigenthümlichem Putze."

„Unglaublich!" sagte Rosenthal.

„Wahrhaftig, verehrter Herr, als Sie vorhin eintraten im schwarzen Frack und weißer Halsbinde, glaubte ich nicht anders, als unvermuthet einen sehr angenehmen Hochzeitsgast vor mir zu sehen."

„Ich hatte keine Ahnung davon, sonst würde ich gewiß gerade heute nicht gekommen sein. — Wer ist denn der Glückliche?"

„Ein jüngerer Maler, nicht ohne Talent, aus dem bei einiger Anleitung schon was werden kann; heißt Melber und versteht es auch, Stoffe in ähnlicher Art," hier machte er eine gefällige Handbewegung gegen sein Bild, „nicht ganz schlecht zu malen."

„Natürlich kann er bei Ihnen noch viel lernen," entgegnete Rosenthal zerstreut, worauf er einen

raschen Gang durch das Zimmer machte, und dann zum Fenster hinausschauend halblaut, wie zu sich selber, sprach: „Schade, daß ich von diesem festlichen Ereigniß heute Morgen nichts gewußt. Ich glaube, es würde den König gefreut haben, der berühmten Künstlerin bei dieser Veranlassung eine kleine Aufmerksamkeit zu erzeigen.“

Der Freiherr hatte ein sehr feines Ohr und ein noch feineres Verständniß für gewisse Dinge, weßhalb er sich lächelnd näherte und in recht gutmüthigem Tone sagte: „Wahrhaftig, schade drum, wenn das möglich gewesen wäre, aber“ — er sah dabei so fragend in die Augen des Andern, daß Rosenthal nicht anders konnte, als ihm zur Antwort geben: „Man hätte eben den König davon in Kenntniß gesetzt, und zur gleichen Zeit um einen Orden gebeten für eine so ausgezeichnete und berühmte Künstlerin.“

„Aber wer protegirt uns, und steht dabei Seiner Majestät so nah, um das wagen zu können?“ bemerkte der Freiherr mit sichtlich gespanntem gierigen Blick.

„Das ließe sich am Ende jetzt noch machen,“ erwiederte Rosenthal nach einer Pause des Ueberlegens — er zog seine Uhr hervor, „es ist Drei. Der König wird von seinem gewöhnlichen Spaziergange zurückgekommen sein und ist jedenfalls zu Hause — versuchen wir's.“ — Er wandte sich rasch um und bat den Freiherrn um Schreibzeug,

worauf ihn dieser nicht ohne eine wohl markirte tiefere Verbeugung an den Schreibtisch führte, und dort Papier und Couverte vor ihm ausbreitete.

Rosenthal setzte sich und schrieb, und je schneller und kürzer dieß geschehen war, um so mehr und sichtlich stieg die Ehrfurcht, mit der der Andere ihn unter hoch emporgezogenen Augenbrauen betrachtete. — „Beim Himmel," dachte er dabei, „wer sich erlauben darf, den König in vier Zeilen um einen Orden zu bitten, der muß nicht schlecht in der allerhöchsten Gnade stehen. Benützen wir das vorkommenden Falles, pro und contra."

Dann aber trat er mit gekrümmtem Rücken näher, als Rosenthal, der rasch gesiegelt, den Brief in ein zweites Couvert geschoben und dieses überschrieben hatte, jetzt aufschauend um Jemand bat, der das Schreiben sogleich und möglichst schnell besorgen könnte.

„Mein Diener ist bei der Hand, und wenn Sie mir den Brief anvertrauen wollten? . . ."

„Besten Dank — natürlich bedarf es keiner Antwort durch den Ueberbringer."

Der Freiherr nahm den Brief ehrerbietig, um begreiflicherweise schon im Hinausgehen flüchtig die Adresse zu lesen: — „An den diensthuenden Kammerdiener des Königs — Rosenthal."

In diesem Augenblicke trat Angelika in's Zimmer und ging gerade auf Rosenthal zu, dem sie ihre Hand reichte und in ihrer kurz gefaßten Rede-

weise ohne Weiteres sagte: „Sehen Sie mich an, heute ist mein Hochzeitstag, ich habe mich soeben trauen lassen, und bitte Sie, wenn Sie nichts Besseres vorhaben, mit uns essen zu wollen.“

Nun war zwar Rosenthal eben nicht leicht aus der Fassung zu bringen, mochte aber dieses Ereigniß und das, was er gehört, doch so außerordentlich finden, daß er die seltsame Erscheinung überrascht anblickte, ja eine gute Weile die Antwort schuldig blieb, ehe er mit einer freundlichen Verneigung zur Antwort gab: „Jedenfalls gratulire ich auf's Herzlichste, besonders dem mir noch unbekannten Bräutigam, der in unserer berühmten Künstlerin eine solch' unschätzbare Perle fand.“

„Den Bräutigam werden Sie sogleich kennen lernen, denn ich hoffe, daß Sie ein kleines Künstlerdiner nicht verschmähen.“

Wahrscheinlich mochte Arthur Weßner, zu welchem der Freiherr von Neckenstein rasch in's Nebenzimmer gegangen war und ihm eifrig etwas sichtlich Begütigendes zugeflüstert hatte, immer noch die entgegengesetzte Hoffnung hegen, zuckte aber doch nur leise mit den Achseln, als er jetzt Rosenthal antworten hörte: „Von Verschmähen kann da durchaus keine Rede sein, und wenn ich auch schon ein anderes Arrangement getroffen hatte, fühle ich mich doch durch Ihre Einladung so geehrt, daß ich mir zu dem Tausche nur Glück wünschen kann.“

„So gehen wir,“ sagte kurz die alte Malerin,

und nachdem Rosenthal noch einen Augenblick vergeblich gezaudert, ob nicht einer der beiden Herren im Nebenzimmer als nähere Bekannte herbeieilen würden, um der schön geputzten Braut den Arm zu bieten, that er also und führte sie durch das vordere Atelier auf den Gang hinaus bis zur nächsten Thüre, welche eine Guirlande von bunten Astern als Festgemach bezeichnete, und wo ein eleganter Kellner im schwarzen Anzuge und weißer Halsbinde, die Serviette über den Arm, ehrerbietig wartete, um die Ankommenden sogleich eintreten zu lassen.

Weßner folgte Arm in Arm mit dem Freiherrn, der ihm sagte: „Glaube mir, es ist ganz gut, auf diese Art über die ersten, immerhin unangenehmen Explikationen hinweg zu kommen, auch wiederhole ich Dir, daß er mit mir auf eine Art gesprochen, welche ein Verständniß leicht möglich macht."

Das Atelier der berühmten Malerin bot einen eigenthümlich festlichen Anblick; Bilder, Staffeleien und was sonst zum Handwerk gehörte, war in ein Nebenzimmer geschafft worden, und eine kleine reichbesetzte Tafel nahm die Mitte des weiten und hohen Gemaches ein. Hochlehnige alte, meistens reich geschnitzte Stühle mit Brokat und gepreßten Lederüberzügen umstanden diesen Speisetisch, der äußerst malerisch mit den verschiedensten, seltsamsten und seltensten Krügen, Pokalen, Bechern und Aufsätzen gedeckt war. Von letzteren wahrhaft auffallend in Schönheit der Komposition und Arbeit

erschien eine massiv aus Silber gearbeitete Thiergruppe, unten mit ruhenden Kühen und grasenden Pferden, während schlanke Ziegen emporkletterten an matten Silberstufen, Felsgestein darstellend, oben von einer mächtigen Eiche gekrönt, auf deren ausgebreiteten knorrigen Aesten, von diesen getragen und umrankt, eine prächtige Krystallschale ruhte, die eine bunte Pyramide von Früchten trug.

Auch andere Stücke dieses zusammengewürfelten Services waren höchst eigenthümlich und für den Kenner von großem Werthe; alte Becher von Gold und Silber, prachtvolle Majolicaschalen, Gefäße von leuchtender Emaille, große und unschätzbare Bergkrystallkrüge, geschliffene Gläser von den seltsamsten Formen, Kühlapparate von jener alten maurischen Bronze, deren kunstreiche Linienverzierungen aus eingelegten Gold- und Silberfäden bestehen, blaue venetianische Wasserkaraffen, dünn wie ein Hauch und federleicht, bauchige Weinkrüge aus weißem, kunstvoll gemaltem Porzellan, Trinkgläser in allen Formen, vom derben Henkelglase an bis zu jenen dünnen alt italienischen Spitzkelchen, deren feines Glas einen so wunderbaren Klang hat.

Auch die Teller waren alt und schwer, und nur die massiv silbernen Bestecke wohl das einzig Neue, während wieder ein Tischtuch vom dicksten Leinendamast mit seiner kunstvollen Zeichnung und seinen langen, weiß glänzenden Fransen einen jener breiten Eichentische bedeckte mit knaufigen Füßen, wie man

sie in Augsburg und Nürnberg in den Häusern reicher Patrizier sah.

Rosenthal, den die Braut beim Eintreten in's Zimmer verlassen hatte, um noch einige Anordnungen zu machen, umschritt den Tisch, mit sichtlichem Entzücken die hier aufgehäuften Kunstschätze musternd, zugleich aber auch in der Absicht, einige Augenblicke vorübergehen zu lassen, bis die Hauswirthin Zeit fände, ihn zwei Personen vorzustellen, die sich schon im Zimmer befanden. Die eine dieser Personen war ein nicht großer untersetzter Herr, in einem etwas altmodischen schwarzen Frack, dessen Schöße hinten stark auseinander gingen, da sich der Träger dieses Kleidungsstückes gerade tief herabbückte, um Champagnerflaschen in einem alten, aus Messing getriebenen, mit Eis gefüllten Kühler langsam umzudrehen, wobei ihm eine junge, hohe und schlanke Dame aufmerksam zuschaute, den rechten Arm auf einen der hochlehnigen Stühle gestützt, so ein reizendes Bild gebend, welches Rosenthal's Blicke rasch mit Interesse überflogen.

„Halt!" dachte er dabei, „sollte dieß nicht am Ende meine interessante Treppenerscheinung von vorhin sein — wahrscheinlich — und in dem Falle gratulire ich mir doppelt, die etwas überraschende Einladung angenommen zu haben."

Er schritt langsam mit einer leichten Verbeugung an den Beiden vorüber, scheinbar um sich den prachtvollen Mittelaufsatz in der Nähe zu beschauen,

in Wahrheit aber, um bei der Fruchtpyramide vorüber das junge Mädchen forschend zu betrachten.

Es verlohnte sich wohl der Mühe, das zu thun: sie mochte, den leichten hastigen Bewegungen nach zu urtheilen, die sie machte, — jetzt um sich den Champagnerkühler in der Nähe anzusehen, dann um herzlich lachend zurückzufahren, als der kleine Herr im schwarzen Frack drohte, die Pfropfen würden augenblicklich explodiren — zwischen achtzehn und zwanzig Jahre alt sein, während sie ihre schöne, volle, hohe Figur um einige Jahre älter erscheinen ließ, besonders wenn sie plötzlich aus einem beinahe kindisch lebhaften Wesen in eine sehr gesetzte Ruhe überging, was etwas kokett erschien, weil alsdann ihre schönen, regelmäßigen, edlen Züge mit der Glätte und Kälte des Marmors wetteiferten. Ueber ihre Augen vermochte Rosenthal nicht zu urtheilen, da sie die Blicke gesenkt und durch lange Wimpern verschleiert hielt, nur konnte er sich nicht verhehlen, daß, nach diesen prächtig gewölbten Lidern zu urtheilen, ein Augenaufschlag zur rechten Zeit von siegender Wirkung sein müsse. Ihr dunkelblondes Haar hing leicht und natürlich gelockt tief auf den Rücken herab und machte eine entzückende Wirkung, da es recht kunstlos mit einem einfachen dunkelblauen Bande durchschlungen und zusammengehalten war; ebenso einfach aber kleidsam war ihr Anzug, ein Gewand von feinem weißen Wollenstoff, lang herabfallend, mit Puffärmeln à la Gretchen, hoch

geschlossen, mit glattem Leib, wodurch sich ihre Büste mit der schlanken Taille und den feinen, nicht zu breiten, leicht abfallenden Schultern von einer tadellosen Schönheit zeigte; dieses Gewand hatte als einzige Verzierung einen dunkelblauen Gürtel, rückwärts mit einer großen Masche von gleicher Farbe.

Jetzt trat Weßner und der Freiherr zu den Beiden, und die Art, wie sie dem jungen Mädchen die Hand reichten und einige Worte wechselten, ließ deutlich auf eine längere und genauere Bekanntschaft schließen.

Nun kam auch die alte Malerin wieder in's Zimmer, die ziemlich lange Schleppe ihres pfirsichblütenfarbigen Kleides über den linken Arm geschlungen, während sie lachend, mit den Pfauenfedern fächelnd, zu Rosenthal sagte: „Ja, meine Pflichten als Hausfrau haben sich in der kurzen Zeit meines Ehestandes schon bedeutend vermehrt, denn außer meinen Hunden, Ziegen und Schafen habe ich seit einigen Tagen noch einen schottischen Pony im Stalle, den ich zu einem Bilde brauche, und jetzt auch noch einen Mann, welchen ich Ihnen, glaube ich, noch gar nicht vorgestellt habe. — Komm' einen Augenblick her, Melber!“ rief sie dem kleinen Mann im schwarzen Frack zu, der denn auch sogleich in einer etwas verlegenen Haltung herbeikam, nachdem er vorher eine starkzerkaute Cigarre rasch aus dem Munde genommen und hinter seinem Rücken verborgen hatte.

„Das ist Herr Melber, seit zwei Stunden mein Herr und Gebieter, und dieß ist der Herr Hofmarschall Freiherr von Rosenthal.“

„Bitte, einfach Rosenthal,“ erwiederte der Genannte sich verbeugend, wobei er nicht unterlassen konnte, einen Streifblick gegen die junge Dame zu wenden, da diese sich bei Nennung seines Namens rasch aufgerichtet hatte und, den Kopf herumwerfend, ihn mit erstaunendem Blick angesehen.

Herr Melber murmelte einige Worte von großer Ehre und viel Vergnügen, wobei seine ungeschickten Verbeugungen eigentlich nur wie ein hastiges Schütteln seines Körpers erschienen.

Rosenthal reichte ihm aufrichtig glückwünschend die Hand und bat alsdann Madame Melber, ihn auch der jungen Dame vorzustellen.

„Richtig — meine Schülerin, die Sie noch nicht kennen werden. Ein junges Mädchen von bedeutendem Talent, die sich schon bekannt machen wird. — Herr von Rosenthal — Fräulein Seraphine von Enzberg.“

Obgleich das junge Mädchen seine Verbeugung ganz unbefangen erwiederte, so flammte doch etwas in ihrem Auge auf, was ihn im höchsten Grade interessirte. Vielleicht war es auch nur die eigenthümliche Farbe dieser Augen, eine Mischung von Grau und Blau, die aber, wie eben jetzt für einen kurzen Moment, förmlich ein merkwürdig dunkelblaues Licht ausstrahlten, um gleich darauf nach einer kurzen

Verbeugung wieder in sanftes Graublau übergehen.

„Ich freue mich sehr,“ sagte Herr von Rosenthal, „die Bekanntschaft eines so schönen und bedeutenden Talentes zu machen; ich darf mir dieses Wort wohl erlauben, nachdem unsere berühmte Künstlerin Sie als vielversprechende Schülerin bezeichnete.“

„Frau Angelika,“ gab das junge Mädchen zur Antwort, „ist auch darin, wie in allen anderen Dingen, für mich sehr freundlich gesinnt, sonst würde sie nicht in solcher Weise von meinen schwachen Versuchen sprechen.“

Sie sagte das mit einer klangvollen, vielleicht etwas zu tiefen Stimme, vermochte aber auch andere, weichere Töne anzunehmen, wie einen Augenblick darauf, da sie Angelika fragte, ob sie ihr nicht irgend etwas helfen könne?

„Gott sei Dank, nein,“ erwiederte die alte Malerin, „denn es wäre schlimm, wenn endlich nicht Alles bereit stünde, um zu Tische zu gehen. Ich erwarte allerdings noch einen Gast, doch scheint mich derselbe im Stiche zu lassen, vielleicht kommt er auch später. Setzen wir uns also. Sie wandte sich lebhaft, blieb aber plötzlich stehen und sagte wieder umkehrend mit einem Blick auf Weßner, der ziemlich theilnahmlos bei dem Champagnerkühler stehen geblieben war: „Ihr Beide kennt ja Herrn von Rosenthal und werdet mir helfen, einem so

geehrten Gaste die Honneurs zu machen, — besonders Du, Arthur. Allons, führe Herrn von Rosenthal zu Tische und setze ihn zwischen Seraphine und Deinen Freund."

Nun hätte Rosenthal eigentlich der jungen Dame seinen Arm bieten sollen, was er auch jedenfalls recht gerne gethan, zog es aber vor, zu Weßner zu gehen, ihm seine Rechte entgegen zu strecken und dabei in leisem Tone zu sagen: „Reichen Sie mir immerhin Ihre Hand und glauben Sie meiner Versicherung, daß vielleicht Niemand wie ich den Mißton in Ihrem Leben so aufrichtig bedauert, was Ihnen zu glauben nicht schwer werden wird, wenn Sie sich erinnern wollen, mit welch' unangenehmen Gefühlen ich damals einen grauen Handschuh als den Ihrigen erkannte. — Vergessen Sie den damaligen Warner nicht, der Ihnen auch heute noch ein guter und ehrlicher Berather sein kann."

„Und nun zu Tische!" rief Angelika von ihrem Platze aus, „Du, Arthur, setzest Dich neben Melber, dann bleibt ein Stuhl frei, dann kommt Dein Freund neben Seraphine und Herr von Rosenthal also hierher neben mich. — So, Kinder, setzt euch und seid artig, indem ihr hübsch zusammen plaudert und es euch recht schmecken laßt. Was wir haben," wandte sie sich an Rosenthal, „wird eben so gut sein, wie es eine junge Haushaltung zu bieten vermag. Wenig Warmes, da wir noch nicht selbst kochen, doch hoffe ich dagegen, daß mein Liefe-

rant mit seinen kalten Schüsseln Ehre einlegen wird."

„Zuerst aber erlauben Sie mir," sagte Rosenthal, während eine dampfende Bouillon in alten silbernen Schalen servirt wurde, „daß ich Ihnen mein Entzücken ausdrücke über die wahrhaft verschwenderische Pracht dieses unschätzbaren Tischgeräthes. Noch nie sah ich eine solche Sammlung von Kunstwerken ersten Ranges in Einer Hand vereinigt und finde ich es eine ganz vortreffliche Idee, solch' kostbare Gegenstände, die man sonst nur zerstreut bei sehr kundigen Sammlern als Schaustücke findet, hier als Tischgeräth zu vereinigen. — Wahrhaftig — wahrhaftig, ein Service für Kaiser und Könige!"

„Eher noch für Künstler," meinte Angelika, „denn ich glaube, Ihr alter Obersthofmeister von Tönning, mein freundlicher Gönner, würde die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn er dieses Durcheinander vertreten sollte."

„Sagen wir also," bemerkte Rosenthal mit einem Rundkomplimente, „ein Service für Künstler oder für Kaiser und Könige, die Geschmack genug haben, es zu würdigen."

„Für mich ist alles das am werthvollsten durch die Erinnerungen, welche sich an jedes Stück knüpfen," bemerkte die alte Malerin, lächelnd über die Tafel blickend; „wieviel Zeit habe ich nicht verschwendet, um ein seltenes Stück zu erlangen, wie viele vergebliche Gänge gemacht!"

„Und welche Masse von Geld aufgewendet!“ meinte der Freiherr von Reckenstein.

„Oft noch Besseres als Geld,“ warf Weßner ein, „denn ich erinnere mich manches Stückes, für das Du neben einer großen Summe auch noch eine werthvolle Skizze gabst.“

„Allerdings — wogegen ich aber von liebenswürdigen Kunstfreunden manch' seltenes Stück zu meinem Honorar erhielt, zum Beispiel den Aufsatz in der Mitte.“

„Gewiß ein königliches Geschenk,“ sagte der Freiherr.

„Im Gegentheil, es ist von einem Privatmann,“ erwiederte Angelika und setzte im trockenen Tone hinzu: „ich habe nie ein Bild an die höchsten Herrschaften unseres Hofes verkauft.“

„Aber gewiß nur, weil Sie nicht gewollt,“ warf der Freiherr eifrig ein, „denn ich erinnere mich genau, wie sehr es Seine Excellenz der Herr Obersthofmeister von Tönning, als er mich neulich durch die Gallerie führte, bedauerten, daß Ihr berühmter Name dort nicht vertreten ist.“

„Man liebt eben die gemalten Thiere bei Hofe nicht,“ sagte die alte Malerin, „und schmachtende Mädchen mit Schwan oder Gänseblümchen zupfend vermag ich eben so wenig zu leisten, als kuriose Heilige.“

„Sei gerecht, Angelika,“ warf Arthur Weßner ein, „ich weiß ganz genau, daß man Dich schon damals

dringend bat, den Prinzen Georg, den Bruder Seiner höchstseligen Majestät, zu Pferde zu malen, und daß das nur eine Einleitung war zu einem Porträt des Königs selbst."

„Und ich that es nicht," entgegnete sie den Kopf aufwerfend, „gerade weil es als Einleitung dienen sollte, um mir ein bischen auf den Zahn zu fühlen, was ich zu leisten vermöge, — ich, die, denke ich, schon damals genug bekannt war. Auch sollte ich den Prinzen Georg in der Glorie des Pulverdampfes malen, und ich habe vielleicht etwas eigenthümlich gelächelt, als ich den alten Obersthofmeister fragte: welche Schlacht das eigentlich gewesen sei. Genug, man ließ mich in Ruhe und war sehr vergnügt darüber, daß ich nicht mit beiden Händen zugegriffen, denn sie begnügten sich bald darauf mit einem Herrn von so und so, der, dringend empfohlen, die beiden Bildnisse malte."

„Wie sie heute noch zum Schrecken eines Jeden, der den geringsten Anspruch auf Künstlersinn macht, zu sehen wären," bemerkte Rosenthal, „wenn ich sie nicht glücklicherweise hinter ein paar alte Gobelins versteckt hätte unter Bewilligung des Prinzen Georg, dem das Schlachtenbild durch eine Bemerkung des General von Pranken entleidet wurde, der einmal sagte: es sei ein sehr schönes Bild, dem leider nur das Datum fehle."

Damit riß der Faden dieses Gesprächsthemas unter allseitigem Lachen ab, flatterte davon und

wurde in der nächsten Minute dadurch ganz verdrängt, daß sich der Freiherr von Reckenstein, seinen Champagnerkelch in der Hand — denn man war nach einer kurzen Madeira- und Bordeaux-Einleitung sogleich zum prickelnden Schaumwein übergegangen — erhob, um mit der Bemerkung: „daß man ihm, als in der Kunst dem Jüngsten und Unbedeutendsten, verzeihen möge, wenn er das Wohl des jungen Paares ausbringe." Und wenn nun Angelika dafür auch nur mit einer kurzen Neigung ihres Kopfes dankte, so trank sie doch ihr großes Glas bis auf den letzten Tropfen leer und alle Uebrigen folgten ihrem Beispiele, selbst Seraphine ohne Ziererei, Herr Melber aber sichtlich mit dem größten Hochgenusse, was sich am besten daraus bewies, daß er aus einem vielleicht zufällig voll neben ihm stehenden anderen Glase einen raschen Nachtrunk that, ehe er die übrigen Gläser eigenhändig wieder vollgoß.

Dieser treffliche Künstler war überhaupt jetzt schon und gewiß sehr begreiflicher Weise in einer gehobenen und angenehm erheiterten Stimmung, dabei auf's Emsigste für seine Gäste bedacht, indem er sich unter Anderem das riesige Kühlgefäß in seine Nähe hatte bringen lassen, und sehr darauf hielt, daß die geleerten Champagnerflaschen zeitig durch volle ersetzt würden, welches Verfahren indessen von dem Freiherrn von Reckenstein mit einer etwas bedenklichen Miene betrachtet wurde. Doch war der Wein, wie Alles, was Angelika ihren

Gästen bot, von einer ganz ausgezeichneten Qualität, passend zu den wunderbaren alterthümlichen Kelchen, in welchen der edle Wein perlte, sowie auch zu den meistens kalten, aber stets vortrefflichen und pikanten Speisen, die servirt wurden.

Rosenthal hatte schon einigemal seine schöne Nachbarin in ein Gespräch verwickelt und war jedesmal auf's Angenehmste berührt von ihren einfachen, unbefangenen, aber stets gediegenen und mitunter geistreichen Antworten; auch hatte sie weder etwas von blöder Schüchternheit, noch von keckem Uebermuth, und wenn ja einmal ihre eigenthümlich blitzenden, blaugrauen Augen bei einer ganz harmlosen Antwort intensiv aufleuchteten, wobei ein reizendes Lächeln um ihren schönen Mund erschien, so machte das gerade einen Eindruck, als wenn ein geübter Reiter sein edles Pferd scharf im Zügel halte, um es ja keinen unüberlegten Sprung machen zu lassen.

„Ich weiß nicht, woher es kommt, mein Fräulein," sagte jetzt Rosenthal lächelnd, „daß mir Ihr Vorname Seraphine zu denken gibt; nicht als ob ich denselben in seiner Bedeutung nicht für vollkommen passend hielte, aber er ist doch so selten, ja ich möchte sagen außergewöhnlich, daß er wohl nur durch eine ganz besondere Veranlassung gewählt wurde."

„Welche Veranlassung bei mir," gab sie zur Antwort, „auch nicht im Allerentferntesten mit

meiner Persönlichkeit zusammenhängt, das kann ich Sie versichern, weil ich mich ganz genau selbst kenne. Ich erhielt diesen Namen auf Wunsch meiner Pathe, die zugleich meine Tante ist und selbst diesen Namen trägt."

„A—a—a—ah, so!" erwiederte Rosenthal, das junge Mädchen aufmerksam betrachtend, um nach einer Pause hinzuzufügen: „Es wäre doch ganz seltsam, wenn ich das Glück hätte, in Ihnen die Nichte einer Dame zu finden, die mir früher nicht ganz unbekannt war."

„Und doch glaube ich, daß dieß der Fall ist," sagte das junge Mädchen, „wenigstens erinnere ich mich einer ähnlichen Aeußerung meiner Pathe und Tante, der Fräulein Seraphine Mirbel."

„Beim Himmel! das ist ein eigenthümliches Zusammentreffen," meinte Rosenthal, während rasch ein Schatten über seine Züge flog, „ein Zusammentreffen, für das ich unserer verehrten Wirthin und dem Zufalle auf's Dankbarste verpflichtet bin."

„Sie nannten da einen Namen, mein Fräulein," mischte sich der Freiherr von Neckenstein in das Gespräch, „der auch mir bekannt anklingt. Also Fräulein Seraphine Mirbel ist Ihre Tante und wohl dieselbe Dame, welche Brückenstraße Nr. 4 wohnt?"

„Dort wohnt Tante Seraphine allerdings," gab sie mit einem schalkhaften Aufblitzen ihrer Augen zur Antwort, „auch Sie kennen sie also?"

„Eine sehr flüchtige Bekanntschaft," meinte

der Freiherr, „ein zufälliges Zusammentreffen im Parke.“

„Wobei Sie indessen die Adresse jener Dame erfuhren,“ lachte Rosenthal, „das klingt gefährlich, nehmen Sie sich in Acht, Baron Reckenstein.“

„Eine Warnung, die ich wiederholen muß,“ sagte das junge Mädchen so heiter, daß unter ihrer emporgezogenen Oberlippe ihre schneeweißen Zähne hervorleuchteten.

„Sie machen mich in der That neugierig, mein Fräulein, und sind jedenfalls die Veranlassung,“ setzte der Freiherr mit einem bedeutsamen Blick hinzu, „wenn ich daran denke, meine neue Bekanntschaft zu kultiviren, sei es auch nur, um das Glück zu haben, Ihnen dort zu begegnen.“

„Das könnte nur durch einen Zufall geschehen, Herr Baron, denn ich komme ~~auch~~ nur hie und da zu meiner Tante.“

„Sie wohnen also nicht bei ihr?“ fragte Rosenthal und setzte auf ein Kopfschütteln Seraphinens hinzu: „Ich dachte so, weil ich nie das Vergnügen hatte, Ihnen im Hause Ihres Herrn Großvaters, des Herrn Kommerzienrathes Mirbel, zu begegnen.“

„Dort wohne ich eben so wenig, sondern bei meiner älteren Tante Aurelie. Der Großvater hätte mich allerdings gerne bei sich gehabt, doch bestimmte mich der Vater zu meiner älteren Tante.“

Der Freiherr machte eine Miene der Enttäuschung, worüber Rosenthal vor sich hinlächelte,

ehe er sagte: „Ich hatte früher das Glück, auch Ihre Tante Aurelie zu kennen, und mache mir nun bittere Vorwürfe, für deren freundliche Aufnahme nicht dankbarer gewesen zu sein; vielleicht hätten Sie die Güte, mein Fräulein, das gelegentlich mitzutheilen, und mir so einen Schritt zu erleichtern, den ich wahrhaftig thun muß, um meinen Fehler einigermaßen wieder gut zu machen."

„Tante Aurelie nimmt wenig Besuche an, lebt sehr still und eingezogen, was Papa wohl veranlaßte, mich bei ihr wohnen zu lassen."

„Und was auch mit Ihren eigenen Neigungen übereinstimmt?" forschte Rosenthal.

„Ja nun, ich habe doch alle Freiheiten, die ich mir wünschen kann."

„Und die Sie auch benützen, wie mir scheint," sagte Rosenthal in seiner kecken Laune und mit einem so bedeutsamen Lächeln, daß sie ihn einen Augenblick erstaunt anblickte, um dann unbefangen zu erwiedern: „O ja, ich gehe häufig zu meiner Cousine Mittow, oder zu meinem Großvater, auch zur Tante Seraphine, und sehr viel hieher zu meiner lieben Lehrerin Angelika, bin auch sonst in keiner Weise gehindert, mir meinen Aufenthalt hier so angenehm als möglich zu machen. Papa will das so, ich besuche das Theater, wenn es mir beliebt, und reite, so oft es mir Spaß macht."

Ihre beiden Nachbarn hatten mit einiger Verwunderung zugehört, sowohl der Worte selbst wegen,

noch mehr aber angeregt durch die unbefangene und doch wieder so bestimmte Art, mit welcher sie dieselben sprach, Rosenthal noch ganz besonders durch den an ihn speziell gerichteten Nachsatz: „Das sind doch die Freiheiten, die Sie vorhin meinten?"

„Allerdings, mein Fräulein, und ich bin entzückt darüber, ebenso wohl, daß Sie sich dieser Freiheiten bedienen, als daß man sie Ihnen vernünftigerweise gönnt, und erlaube mir deßhalb, mit Ihnen anzustoßen auf das Wohl eines ebenso vernünftigen als vortrefflichen Vaters."

Die Gläser klangen zusammen, alle Drei tranken, auch Seraphine ohne Ziererei, worauf die alte Malerin gleichfalls ihren Kelch mit der Frage erhob: „Wem gilt's?"

„Dem vortrefflichen, mir leider unbekannten Vater des Fräuleins."

„Ah! ein Trunk, dem ich mich von Herzen anschließe, — und wir Alle. Prosit Melber! Stoß' an, Weßner, und thaue ein bischen auf!"

Der Vorwurf, welcher in diesen Worten lag, war nicht ungerechtfertigt, denn der Betreffende saß da, stumm und in sich gekehrt, zuweilen einen düsteren Blick auf Rosenthal werfend, besonders in Augenblicken wie soeben, wenn dieser sich gerade recht lebhaft mit seiner schönen Nachbarin unterhielt, doch trank auch er sein Glas auf einen Zug leer, und wehrte dem geschäftigen Melber nicht, als er dasselbe still lächelnd mit freudestrahlendem,

etwas stark geröthetem Angesichte sogleich wieder füllte.

„Der Vater meiner lieben Schülerin,“ sagte Angelika, sich behaglich in ihren Stuhl zurücklehnend, „ist aber auch in jeder Beziehung einer der vortrefflichsten Männer und Freunde für mich, das Letztere ganz besonders, und verdanke ich ihm manche genußreiche sommerliche Zeit, die ich wochen-, ja monatelang auf seiner schönen Besitzung drüben in den Bergen verbrachte. Was habe ich da für Studien gemalt in allen vier Elementen: Luft, Erde, Wasser, ja sogar im Feuer vor zwei Jahren bei dem großen Brande, der einen Theil des naheliegenden Dorfes verheerte, doch waren alle diese Studien nur Spielerei gegen die prachtvollen Modelle, die ich dort unter der Thierwelt fand.“

„Ah, jetzt begreife ich auch die Vorliebe von Fräulein Seraphine für die Kunst,“ warf der Freiherr von Reckenstein ein, „wer sollte bei ähnlichem Vorbild nicht auch versuchen, die Schwingen zu regen!“

„Ja, aber nur dann mit Glück, wenn die Natur ihm Anlagen und Talent verliehen hat,“ meinte trocken die alte Malerin, „denn im andern Falle genügen auch die glänzendsten Vorbilder nicht, um etwas Gutes — selbst zu schaffen. — — Doch Seraphine hatte diese Anlagen schon in recht schöner Weise gezeigt, ehe ich sie kennen lernte, nur stand Alles, was sie gemacht, chaotisch wild, ohne System

und Verständniß, in ihren zahlreichen Skizzenbüchern. Sie war eben in der Kunst wie im Leben ein kleiner, wilder Durchgänger, und paßte so ganz vortrefflich zu ihrem flinken Berber, der beinahe jedesmal Reißaus nahm, sobald die beiden Wildfänge mit einander auf das Feld kamen."

„Aber nur aus Muthwillen," erwiederte heiter das junge Mädchen, „und nie aus Unart oder Bosheit, ja nur nach einer durch Zungenschlag gegebenen Erlaubniß, worauf wir entzückend herrlich dahin flogen."

„So sah ich sie bei unserer ersten Begegnung an uns vorüberrasen, als mich Dein Papa von der nahen Bahnstation abholte und, mein Erschrecken bemerkend, gutmüthig lächelnd sagte: ‚Ja, ja, es ist Zeit, daß man dem Wildfang selbst die Zügel ein bischen fester anzieht.'"

„Was aber nur eine Redensart blieb," sagte Seraphine ernst, „denn er wußte wohl, daß das gänzlich unnöthig und auch fruchtlos gewesen wäre."

„So unlenksam sind Sie, mein Fräulein?" fragte Rosenthal lächelnd, worauf das junge Mädchen mit einem raschen Aufblitzen ihrer leuchtenden Augen zur Antwort gab: „Unlenksam für irgend welchen Zügel allerdings, aber empfänglich für jedes gute Wort."

„Was ich ihr bezeugen muß," rief Angelika, „denn es wurde mir gar nicht schwer, ihr das wilde Reiten und ähnliche Extravaganzen abzugewöhnen,

trotzdem ihr Papa, mein lieber vortrefflicher Freund, mich dabei auch nicht im Geringsten unterstützte, sondern alles das schön fand, was sein verwöhnter Liebling anzustellen beliebte."

„Mein armer Vater," sagte Seraphine kopfnickend und, plötzlich sehr ernst geworden, vor sich niederblickend, „braucht er doch mich so nothwendig zur Vermittlung zwischen Berg und Thal, Wald und Flur, zur Berichterstatterin, ob im Frühling das Grün prächtig aufsprießt, ob die Blüten ein gutes Jahr versprechen, dann im Sommer wieder, ob sie ihr Versprechen zu halten gedenken, und im Herbst, ob sie es gehalten haben; auch hört er so gern, wenn ich ihm alsdann von dem wunderbar gefärbten Laub erzähle, oder wie tief der Schnee im Winter liegt, und ihm auch wohl die schwarzen kahlen Aeste einer seiner prachtvollen Eichen zeichne, worunter er in früheren Jahren so gern geruht."

Sie hatte das gesagt, ohne die Augen aufzuschlagen, sichtlich bewegt, wobei ihre tiefe klangvolle Stimme fast die Wirkung machte wie eines jener beruhigenden, sanft einschläfernden Wiegenlieder, worauf sie dann, plötzlich ihre glänzenden Augen weit öffnend, zu Angelika hinüber rief: „Doch paßt das gar nicht hierher — wir wollen heiter sein an Deinem Hochzeitstage."

Sie erhob ihr Glas, und als ihr die alte Malerin herzlich zugetrunken, erwiederte diese: „Ja, wir wollen dieses Gesprächsthema verlassen, doch

mußt Du mir vorher erlauben, das Räthsel zu lösen, das in Deinen Worten für ein paar unserer Gäste liegt. — Mein guter lieber Freund Enzberg, Seraphinens Vater, ist schon seit längerer Zeit durch eine traurige Lähmung in sein Zimmer gebannt, ja an seinen Stuhl gefesselt, und daß mein liebes Kind doch für diesen Winter hier bei uns ist, verdanken wir nur seinem fest und bestimmt ausgesprochenen Befehle."

„Ja, es war sein Wille, daß ich endlich etwas auch von der andern Seite des Lebens sähe, sei es nur, um einen Vergleich anstellen zu können, der wahrscheinlich und hoffentlich zu Gunsten der großen herrlichen Natur ausschlagen wird, unter deren mildem und erhebendem Eindruck wir allein ganz glücklich sein können." — —

„Nun aber fülle die Gläser bis zum Rand, Melber, und laßt uns trinken auf das Wohl meines vortrefflichen Freundes, und daß wir in dem nächsten Frühjahre, wenn sich die Erde abermals frisch und bräutlich schmückt, uns heiter wiedersehen werden. — Stoßt kräftig an, wenn es auch Scherben gibt!"

Das kam indessen nicht vor, trotzdem die Gläser laut klingend zusammentrafen, wobei Herr Melber ein so gellendes dreimaliges Hoch rief, auch noch sonst allerlei unnöthigen Spektakel machte, daß es dem aufwartenden Kellner, der, von draußen hereingekommen, sich mit wichtiger Miene zu dem Ohr

der Hochzeiterin herabbeugte, nicht sogleich möglich war, mit sehr lauter Stimme die Meldung anzubringen, „daß ein junger vornehmer Offizier draußen sei, der um Erlaubniß bitte, etwas überbringen zu dürfen".

Es war ein Blick ungekünstelten Erstaunens, mit dem Angelika bei der Meldung des „vornehmen jungen Offiziers", der so plötzlich in die Gesellschaft hereingeschneit wurde, in die Höhe sah, während der Freiherr mit dem Ausdrucke großer Ueberraschung und Ehrfurcht auf Rosenthal schaute, welcher indessen für nichts Anderes Sinn zu haben schien, als für eine ausgeschälte Doppelmandel, die er seiner schönen Nachbarin bot, um ein Vielliebchen mit ihr zu essen.

Herr Melber hatte sich bei dieser Meldung von seinem Stuhle erhoben, blickte mit einem zufriedenen, aber etwas blöden Lächeln um sich her, und ging dann mit nicht mehr so festen Schritten, wie zu Anfang des Diners, an den Nebentisch, um dort ein sehr großes Kelchglas zu holen, das er mit wichtiger Miene und hoch emporgezogenen Augbrauen an den leer gebliebenen Platz stellte.

„Ein junger Offizier, der mir etwas bringen will?" fragte Angelika achselzuckend, „das muß ein Irrthum sein; jedenfalls ersuche ich den Herrn, einzutreten."

Sie erhob sich, um dem rasch davoneilenden Kellner bis zur Thüre zu folgen, die sich alsdann

sogleich öffnete, um allerdings einen Offizier sehen zu lassen, der nicht nur sehr jung war, von auffallend männlicher Schönheit, auch sehr vornehm aüssah, sondern zu alledem noch in einem Anzuge erschien, der die Verwunderung der alten Malerin steigerte, denn der Offizier trug nicht nur den weißen Waffenrock des Gardeküraſſier-Regiments, sondern auch die goldene Schärpe von der Achsel zur Hüfte und in der Hand den glänzenden Helm mit dem weißen Roßhaarbusch, war also, wie man zu sagen pflegt, ordonnanzmäßig dienstlich angezogen.

Er verbeugte sich beim Eintreten freundlich, aber mit einer gewissen vornehmen Zurückhaltung, wobei seine Sporen leise zusammenklirrten, während er sich vorstellte „als Seiner Majestät Ordonnanzoffizier vom Dienste, Freiherr von Nellingen, dem der höchst angenehme Auftrag zu Theil geworden, der Ueberbringer einer ebenso erfreulichen als ehrenvollen Botschaft zu sein.“

Damit legte er ein kleines Etui in die Hand der alten Malerin, die einen Augenblick darauf blickte und erst dann öffnete, als der Ordonnanzoffizier hinzufügte: „Für Sie, mein Fräulein, für die berühmte Künstlerin, auf allerhöchsten Befehl Seiner Majestät.“

In dem Etui lag ein blau emaillirtes Ordenskreuz an einem weiß und rothen Bande.

Zuerst blickte Angelika, leicht mit dem Kopfe schüttelnd, darauf hin, und sagte dann in einem

sehr ruhigen, fast trockenen Tone: „Es ist recht ehrenvoll für mich, daß sich Seine Majestät meiner erinnert, obgleich ich dazu nicht die geringste besondere Veranlassung gegeben," worauf der Ordonnanzoffizier mit einer zweiten, etwas tieferen Verbeugung erwiederte: „Vielleicht unbewußt durch den heutigen Tag, mein Fräulein, wozu auch ich privatim mir wohl erlauben darf, Ihnen meinen aufrichtigen Glückwunsch darzubringen."

„Also ein Hochzeitsgeschenk," lachte die alte Malerin laut und heiter. „Ein Hochzeitsgeschenk für mich, oder für uns Beide; so können Melber und ich es vielleicht abwechselnd tragen. Doch, Scherz bei Seite, danke ich Ihnen auf's Beste, Herr Lieutenant, für die Ueberbringung des mich hochehrenden Geschenks," setzte sie plötzlich ernst werdend hinzu, „und werden Sie mir gestatten, Ihnen auch aus Veranlassung des heutigen Tages meinen Mann, Herrn Melber, vorzustellen — Melber, komm' her!"

Der Gerufene kam sogleich unter tiefen Bücklingen heran, — etwas schwankend, was gerade so aussah, als bemühe er sich, abwechselnd bald von der rechten, bald von der linken Schulter unsichtbare Lasten abzuschütteln, — und machte eine ganz anständige Verneigung, aber mehr wie ein eingelerntes Kunststück; zufrieden, dasselbe ausgeführt zu haben, um sich dann rasch wieder neben seinen Kühler zurückzuziehen, von wo aus er die glänzende

Erscheinung des jungen Offiziers mit sehr zufriedener Miene betrachtete.

Dieser hatte einen raschen Blick über die Tafelrunde geworfen, vielleicht Rosenthal nicht erkannt, da dieser gegen Seraphine gewendet saß, dagegen dem Freiherrn von Reckenstein, der sich erhoben hatte, freundlich zugenickt, und schien dann so überrascht zu sein von der Erscheinung der auffallend schönen jungen Dame an dessen Seite, daß es war, als habe er überhört, was ihm die berühmte Malerin sagte, wenigstens ließ er sie ihre freundliche Bitte, ob es ihm nicht Vergnügen machen würde, sich hier in dem Künstlerkreise niederzulassen, wiederholen, worauf er dann, diese Wiederholung fühlend, nicht anders zu können glaubte, als eine so ehrende Einladung anzunehmen, was er denn auch durch eine verbindliche Verbeugung that.

Herr Melber eilte freudestrahlend hinzu, um ihm Helm und Pallasch abzunehmen, worauf ihn Angelika an den leergebliebenen Platz führte, und dort auf sein zögerndes Umherschauen, ob er nicht vielleicht die Stelle eines Gegenwärtigen einnehme, bemerkte: „Dieses Couvert war für einen meiner verehrten Gönner, Sir Frederic Knobber bestimmt, der heute zurückerwartet wurde."

„Und auch zurückgekehrt ist," sagte der Kürassieroffizier, „doch fand er zu Hause eine Einladung zur Hoftafel, konnte also unmöglich erscheinen."

„Allerdings unmöglich — ich begreife das, nun

vielleicht kommt er später, und dann rücken wir zusammen, indessen will ich Sie mit meinen hier anwesenden verehrten Gästen und Freunden bekannt machen. Herr Baron von Nellingen — Fräulein Seraphine Enzberg."

Das junge Mädchen verneigte sich freundlich und schaute alsdann mit ihren leuchtenden Blicken offen und ohne Ziererei auf den bildhübschen jungen Mann, der, was Befangenheit anbelangte, mit ihr die Rolle getauscht zu haben schien, denn er verbeugte sich beinahe verlegen, wobei sogar eine leichte Röthe auf seinem Gesichte erschien, ergriff hastig, was er sonst vielleicht nicht gethan hätte, die zwei Finger der rechten Hand Rosenthal's, welche dieser ihm über den Tisch entgegenstreckte. Darauf sagte Angelika: „Herrn von Rosenthal kennen Sie begreiflicherweise, vielleicht auch Herrn Baron von Reckenstein, wenn auch vorderhand nur als Standesgenossen," setzte sie mit einer kleinen Bosheit hinzu, „wogegen Ihnen der Name meines langjährigen Freundes Arthur Weßner als Künstler schon bekannt sein wird."

Der Ordonnanzoffizier verbeugte sich nach allen Seiten und hielt dann sein großes Kelchglas Melber hin, der den Pfropfen knallen ließ und sich vor Vergnügen schüttelnd das Glas vollgoß, welches hierauf der Andere erhob, um mit einem Rundblick und leichter Neigung des Kopfes daraus zu trinken. Daß er dabei ausdrucksvoll auf Seraphine schaute,

entging Rosenthal ebensowenig, als daß diese jetzt plötzlich ihre Augen niederschlug, worauf ihm unwillkürlich die bekannte Stelle einer alten guten Oper in den Sinn kam:

„Ihr Blick mir zugewendet
War Blitz und Schlag zugleich.“

„Gut!“ sagte er, „wer weiß, wozu das zu gebrauchen ist.“

Auch Arthur Weßner schien den Blick bemerkt zu haben, doch nicht zu seiner Erheiterung, denn er schaute finster vor sich hin und preßte die Lippen auf einander, ja, als das kleine Etui mit dem blau emaillirten Kreuze, welches Angelika zum Ansehen herumgab, an ihn kam, schob er es leicht mit der Hand seinem Nachbar zu, indem er sagte: „Ich gratulire Dir, Angelika, im Falle Dir das wirklich Vergnügen macht und als eine Auszeichnung erscheint.“

„Und warum sollte es nicht!“ rief der Freiherr enthusiastisch aus, indem er mit gierigen Blicken das kleine Kreuzchen betrachtete, „mich würde so etwas unsäglich glücklich machen, und ich bin fest überzeugt,“ wandte er sich an Arthur, „daß Du Deine erste Dekoration mit gleich beseligtem Gefühl empfingst.“

„Ich will das nicht leugnen, doch war das vor Jahren und galt damals noch in jeder Beziehung für eine Auszeichnung, die dem Empfänger zu Theil wurde, während man im vorliegenden

Falle sagen könnte: der Orden selbst wird dadurch ausgezeichnet, daß ihn Angelika annimmt und trägt; ob sie dadurch höher rangirt, daß sie Kollegin geworden ist von einer Masse unbedeutender Menschen, die dieselbe Auszeichnung einer gnädigen Laune verdanken, einer mehr oder minder hohen Protektion, vielleicht dem Zufall in der mannigfaltigsten Gestalt, will ich dahingestellt sein lassen."

Rosenthal lächelte bei diesen Worten still vor sich hin und dachte: „Welchen Grund könnte ich haben, um diese Aeußerungen durch eine Gegenrede zu coupiren, denn Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied, und wenn er sich noch tiefer eintunken will, als er schon durch seine Heirath und manches Andere gethan, so kann mir's recht sein — Nellingen wird schon aufpassen."

Dieß schien aber nicht so sehr der Fall zu sein, als Jener wohl dachte, denn dem Anscheine nach hatte der junge Offizier für nichts Anderes Sinn und Blick als für sein reizendes Gegenüber, das ihm auf Ersuchen Angelika's freundlich die Honneurs der Tafel machte, und nicht nur Obst anbot, sondern auch auf seine Bitte eine schöne Birne eigenhändig schälte, die er mit einem wahren Heißhunger verzehrte, während Seraphine die zierlichen Finger rasch mit ihrem feinen Batisttuche abwischte, um dann das Ordenskreuzchen in die Hand zu nehmen.

„Ach, wie hübsch und zierlich!" rief sie aus,

„das würde auch mir Vergnügen machen. Aber wie wird das Angelika eigentlich tragen?“

„Sie wird es wohl niemals tragen,“ meinte Arthur Weßner in trockenem Tone, worauf Seraphine ihr Köpfchen etwas in die Höhe warf, um an den Ordonnanzoffizier direkt die gleiche Frage zu richten und lächelnd hinzuzusetzen: „Ich begreife das nicht, da wir keine Fräcke tragen, noch Knopflöcher haben.“

„Und doch ist auch dafür gesorgt,“ sagte Rosenthal, während er sich langsam erhob, um zu Herrn Melber zu treten, der eifriger als je an seinem Kühler beschäftigt war, „und gibt es keine reizendere Verschönerung der Damentoilette, als solch' ein hübsches Ordenskreuz.“

„Ich weiß es auch nicht,“ sagte Angelika, „möchte aber in der That sehen, wie es bei Anderen ausschaut, da ich wohl selbst nie in den Fall komme, es zu tragen. — Seraphine soll es anlegen und Sie sollen ihr helfen, Herr von Rosenthal.“

„Ich nicht,“ erwiederte der Genannte in einem hier komisch klingenden, sehr ernsten Tone, „ich — wahrhaftig nicht! Wer den Orden überbrachte, hat die Verpflichtung, auch eine genügende Instruktion beizufügen, und da unsere vortreffliche Künstlerin dieselbe bildlich wünscht, so wird sich Baron Nellingen schon bequemen müssen, meinen Platz einzunehmen, um den Orden zierlich anzuheften.“

„Ja, ja!“ rief die alte Malerin, „darum möchte auch ich gebeten haben.“

„Man bringe eine Stecknadel!“

Der Kellner überreichte augenblicklich eine solche dem Ordonnanzoffizier, und als dieser sich, in einer kleinen Verwirrung das junge Mädchen fest anschauend, erhob, verstand diese nicht, weßhalb ihr Herz plötzlich heftiger schlug und ihr fühlbar die Röthe in's Gesicht stieg.

„Ach — was!“ sagte Weßner unmuthig, „man zwingt den Herrn Lieutenant zu etwas, was er jedenfalls in einer Beziehung nicht gerne thut, da er das Ueberbrachte gewiß nicht als Spielerei ansieht.“

„Sei nicht so langweilig, Arthur!“ rief Angelika hinüber, „und vergiß nicht, daß wir im engen Künstler- und Freundeskreise hier ganz unter uns sind. — Es ist hoffentlich kein Verräther da,“ setzte sie lachend hinzu, und da im Umschauen ihre Blicke den Kellner trafen, so ersuchte sie ihn, sich in die Küche zu seinem Souper zu begeben.

„Wenn Sie also erlauben, mein Fräulein,“ sagte der Kürassieroffizier, der sich mit der Stecknadel bewaffnet neben Seraphine niedergelassen hatte, „so will ich mit Vergnügen mein Amt erfüllen.“

Doch schien das junge Mädchen in dem eigenthümlichen Lächeln Rosenthal's, welcher Nellingen's Platz eingenommen hatte, etwas zu finden, was sie aufmerksam machte, genug, sie erwiederte heiter: „Bitte, mir nur eine Anleitung zu geben, vielleicht daß ich dann selbst damit fertig werden kann.“

Wäre Rosenthal an dem Platze des Anderen gewesen, so würde er diesem Verlangen wohl nicht sogleich Folge geleistet haben, wogegen der sehr junge Ordonnanzoffizier, eigenthümlich bewegt durch die Nähe des schönen Mädchens, das ihn mit ihren leuchtenden Blicken so offen, so aufmerksam, ja so vertrauensvoll anschaute, sogleich die Nadel vor sich hinlegte und sich kaum unterstand, durch eine ganz leichte Berührung die Stelle neben der linken Schulter zu bezeichnen, wo das Kreuz angeheftet werden mußte. — Und trotz dieser leichten Berührung überflog plötzlich eine Purpurröthe ihre Züge, und sie erhob sich rasch, um zu Angelika hinzueilen, vor sie niederknieend mit der Bitte: ihr bei Anlegung der Dekoration behülflich zu sein, wenn sie verlange, daß das also geschehe.

Das that denn auch die alte Malerin, indem sie sich lachend zu Seraphine hinabbeugte und ihr in's Ohr wispelte: „Du hast ganz recht gethan, mein Kind, aber er hat's weder herausfordernd noch schlimm gemeint, das sah ich ihm an seinen schönen Augen an."

Auch Baron von Nellingen hatte sich hinter dem jungen Mädchen in einer kleinen Verlegenheit erhoben, und trat ihr nun entgegen, als sie zurückkehrte, um ihr ehrfurchtsvoll seine Rechte zu bieten, dann einen Handkuß zur Versöhnung, um sie hierauf an ihren Platz zurückzubegleiten, von wo er sich mit einem fragenden Blick auf Rosenthal nach

seinem früheren Platze zurückbegeben wollte. Doch winkte ihm Jener freundlich mit der Hand und sagte dann, sich behaglich in seinen Stuhl zurücklehnend: „Ich muß schon gestehen, mein Fräulein, daß diese Dekoration bei Ihnen bedeutend an Wirkung und auch an Werth gewinnt — nicht wahr, Herr Weßner?" wandte er sich an seinen Nachbar.

Dieß waren die ersten Worte, welche er, so lange sie bei Tische saßen, an ihn richtete, vielleicht weniger um eine Antwort zu erhalten, als um seine Gleichgültigkeit zu zeigen gegen die nichts weniger als freundschaftlichen Blicke, mit welchen ihn der Maler zuweilen betrachtete.

Dieser war überhaupt und schon von Anfang an in durchaus keiner festlichen oder heiteren Stimmung, vielmehr hatte er meistens finster brütend, in sich gekehrt dagesessen, wenig von den Speisen zu sich genommen, häufig dagegen sein volles Glas jählings hinabgestürzt, und wenn er gar einmal aufschaute, so war es stets nur, um sein schönes Gegenüber mit einer düsteren Glut in den Augen zu betrachten. Seine üble Laune hatte sich auch beim Eintritt des Ordonnanzoffiziers nicht vermindert, ja eher gesteigert bei der Anheftung der Dekoration, und als Baron Nellingen sich wieder neben Seraphine gesetzt und mit ihr plauderte, das junge Mädchen sie sogar mit erregten Blicken betrachtete, da blickte er finster hinüber und sagte dann, weit vor sich hinausstarrend: „Eine solche

Dekoration ist allerdings von guter Wirkung, wenn man sie am richtigen Orte findet, hier bei Fräulein Seraphine als Zierde der Tugend, des Talentes und der Schönheit — bei Dir, Angelika, um dadurch auch gewissen blöden Augen zu zeigen, daß Du etwas Außerordentliches bist."

„Also gibst Du doch die Auszeichnung durch einen Orden zu," bemerkte der Freiherr von Reckenstein, „das freut mich, denn ich bin ganz der gleichen Meinung."

„Ja, aber hier eine Auszeichnung für den Orden, denn ich muß wiederholen, es kann für Angelika keine Auszeichnung sein, dasselbe Kreuz für wirkliches Verdienst annehmen und tragen zu müssen, was so viele Andere unverdient tragen, weil sie es selbst erbettelt oder durch Andere erbetteln ließen, oder weil sie mächtige Protektionen haben, oder weil sie glückliche Spekulanten sind, Börsengrößen, Gründer, die Mittel und Wege finden, durch ein paar gut angebrachte Aktien zu irgend einem bunten Bändchen, zu einem Adelstitel oder zu einer Freiherrnwürde zu gelangen. — Wo ist dabei das kleinste Verdienst?"

„Du bist eben heute wieder einmal in einer bitteren Laune, lieber Freund," erwiederte der Freiherr, „und das färbt Deine Anschauungsweise. Willst Du denn behaupten, daß auch in früheren und frühesten Zeiten stets nur das Verdienst belohnt worden ist, oder es stets das Verdienst war,

welches ausgezeichnet wurde? Glaube das nicht, denn wenn man zurückforschen könnte, weßhalb der oder jener von alten Geschlechtern, sagen wir hier beispielsweise: die Nellingen, die Reckenstein zu Rittern geschlagen oder zu Baronen gemacht wurden, so würden dabei manche nicht minder saubere Verdienste zu Tage kommen, häufig das Verdienst, arme Handelsleute beraubt oder dem schwächeren Nachbar sein Haus angezündet zu haben."

„Mitunter vielleicht auch, aber das war eben eine harte eiserne Zeit, wo Muth, persönliche Kraft, selbst Schlauheit und Hinterlist immerhin ein Verdienst war und belohnt wurde, um sich der derben Faust für eigene Zwecke zu versichern; wahrhaftig, wenn ich mir diese alten und recht rüden gepanzerten Herren vorstelle, wie sie das Räuberhandwerk im Großen trieben, wie sie Trotz boten Kaiser und Reich, wie sie dagegen wieder schirmend saßen auf ihren festen Burgen, so gönne ich ihnen von Herzen ihre goldenen Sporen und alle Ehren, die sie erhielten, die ja nach den Begriffen damaliger Zeit nicht im Mindesten verdunkelt wurden, wenn sie gelegentlich über die Meßreisenden herfielen und ihre Säcke leichter machten."

„Nun ja," meinte der Freiherr mit einer ablehnenden Geberde, „jede Zeit hat ihre Sitten und Regeln, wogegen Du mir zugeben wirst, daß auch damals manch' zweifelhaftes Verdienst durch Auszeichnungen belohnt wurde."

„Weniger als jetzt," stritt Weßner hartnäckig, „denn selbst die rohe Kraft, die gewaltige Faust, der kühne Muth war immerhin ein Verdienst, was ich selbst heutzutage noch lieber anerkennen würde, als das Verdienst, bei Hofe gut gegessen und getrunken zu haben, irgend einen hohen Herrn auf Reisen begleitet, oder der unterthänige Ueberbringer gewesen zu sein von Gratulationen zur Geburt eines Prinzen oder zum hohen oder allerhöchsten Namensfeste."

„Nach diesen Grundsätzen, mein lieber Weßner," sagte Rosenthal, der bis jetzt still lächelnd vor sich niedergeschaut hatte, „könnten Sie ja auch einem berühmten Räuber neuerer Zeit, einem Rinaldo, einem Schinderhannes, dem poetischen Fra Diavolo, Zampa und ähnlichen Größen, nicht minder auch braven Scharfrichtern, die ihr schwieriges Amt mit Muth und Kraft versehen, Ordensdekorationen zuerkennen."

„Und warum nicht?" brauste Weßner auf, „besonders den Letzteren, wenn sie tüchtige Leute waren, und was jene berühmten Räuber anbelangt, die mit tollkühnem Muth ihr Leben täglich und stündlich einsetzten, die ihr Opfer beraubten, indem sie ihm Stirn gegen Stirn keck die Pistole auf die Brust setzten, so stehen sie in meiner Achtung immer noch höher, als jene feinen Diebe und Schwindler, die uns an einer leider privilegirten Spielbank zu Grunde richten, die uns allerdings nicht mit Pi-

stolen und Dolchen anfallen, aber uns Gift eingeben in Ziffern und Zahlen, um später ebenso belohnt zu werden, als ob sie Band, Kreuz und Rang verdient hätten, deren Verdienst häufig darin besteht, wie man sich das Geld seines Nebenmenschen aneignen kann, ohne in's Zuchthaus zu kommen. — — Unsere Kollegen!" schloß er grell lachend mit einer Handbewegung gegen Angelika.

„Was sind das für Redensarten und Uebertreibungen," schalt die alte Malerin, „was soll überhaupt dieses unfruchtbare Thema? Brechen wir lieber davon ab und gehen zu einer gemüthlichen Cigarre über, woran Du, Melber, schon längst hättest denken sollen. Dort auf dem Tischchen steht das Beste, was ich aufzutreiben vermochte, und mir werden meine verehrten Gäste wohl die kleine Pfeife gestatten. Es ist das eine alte, vielleicht leidige Gewohnheit."

Schon seit einiger Zeit hatte der Kellner, weil der frühe Herbstabend sein Recht geltend gemacht, für eine glänzende Beleuchtung gesorgt, indem er zwei schwere silberne Armleuchter zwischen die Gläser, Krystallgefäße, Majolicaschalen, Frucht- und Süßigkeitenaufsätze nicht ohne Mühe eingeschoben, da sich das ganze Service in jener uns wohlbekannten malerischen Unordnung befand, wie stets am Schlusse eines vortrefflichen Diners.

„Wie das mein Auge erfreut!" bemerkte Rosenthal, sich behaglich in den Sessel zurücklehnend,

worauf er den Duft der wirklich ausgezeichneten Havannah von sich blies. Auch Angelika rauchte ihre Friedenspfeife, wie sie lachend sagte, und selbst Seraphine hatte sich durch ihren Nachbar und ohne viel Ziererei bewegen lassen, eine Cigarrette zwischen die feinen Lippen zu nehmen, so daß sich Alle im angenehmen Stadium der Rauchsiesta befanden und das Gespräch wahrscheinlich einen recht gemüthlichen Fortgang genommen hätte, wenn der Freiherr von Reckenstein dem entschwundenen Thema nicht die Bemerkung nachschleudern zu müssen geglaubt: „Ja, brechen wir davon ab. Es ist bei Dir, Weßner, doch nur Widerspruchsgeist oder die Erinnerung an eine Dir widerfahrene Kränkung, die Du nun einmal nicht vergessen kannst."

Es war ein recht böser Blick, den der Maler für diese Worte dem Freunde zuwarf, doch hätte er vielleicht trotzdem geschwiegen, wenn der Andere nicht noch hinzugefügt hätte: „Was liegt Dir daran, Du hast überhaupt Dekorationen genug!"

Jetzt aber antwortete er mit finsterem Blick, die Zähne fest aufeinander gebissen, so daß jede Sylbe dumpf und hohl klang: „Es liegt mir auch allerdings nichts daran, nur muß ich Deine Zartheit bewundern, dergleichen hier zu erwähnen, noch dazu eine altbekannte Geschichte, mich so zwingend, dieselbe nochmals aufzufrischen."

„Wer zwingt Dich dazu?" fragte Angelika kurz und rauh.

„Nun, wenn sonst Niemand, ich mich selbst, weil es mir Vergnügen macht, vor Deinen verehrten Gästen darüber zu reden. Es ist wahr, ich habe einen gewissen Orden angesprochen, weil mir dieß Verlangen in den schmeichelhaftesten Ausdrücken nahe gelegt wurde. Ich habe ihn angesprochen, weil ich dazu berechtigt war und ihn durch meine Arbeiten und meinen guten Namen verdiente, weil ich mit Stolz sagen darf, daß jenes Kreuz auf meiner Brust kein lächerliches Fragezeichen gewesen wäre, wie bei hundert Anderen, vielmehr eine mir zustehende Belohnung, die unsereiner — verstehst Du, Neckenstein — unsereiner," hier berührte er seine Brust mit der Hand, „ebensowohl das Recht hat zu verlangen, als ein österreichischer Offizier das Maria-Theresienkreuz für eine glänzende Waffenthat. Denn was ich geleistet, gibt mir dafür die Berechtigung, wenn unsere Werke überhaupt dafür eine Berechtigung sind."

„Wer zweifelt daran?" warf Rosenthal begütigend ein, „wer von ruhig denkenden und gerecht beurtheilenden, anständigen Menschen hat das anders aufgefaßt und Ihre Angreifer nicht verurtheilt?"

„Ja, Jeder für sich!" rief Weßner heftig, „vielleicht einige gute Freunde im Stillen, aber Keiner öffentlich mit einem Schlage in's Gesicht jener feigen Rotte, von der so Viele heute noch durch das geringste bunte Bändchen so glücklich zu machen

wären, daß sie es nicht verschmähen würden, es auf ihren Knieen zu erbetteln, wenn das Ganze im Geheimen geschehen könnte, die aber mich und meinen Fall mit Wollust in die Oeffentlichkeit schleppten, förmlich als Hochverrath bezeichneten und sich schaudernd einwickelten in ihre biedere deutsche Tugend- und Entrüstung-Gesundheitsflanelljacke — hol' sie der Teufel!"

Dieß keck komponirte Wort wirkte so komisch, daß Alle lachten, die Meisten auch gewiß in der Absicht, um der Schärfe, die aus Weßner's Worten klang und aus seinen Blicken leuchtete, die Spitze abzubrechen, was auch vollkommen gelang, besonders da Seraphine ihr Glas rasch erhob, um es unter einem lauten Bravo mit dem Weßner's anklingen zu lassen.

„Und nun nichts mehr von Orden und dergleichen!" rief die alte Malerin in heiterem Tone, „es sei denn, daß wir selbst hier unter uns ein Kreuz stiften wollten für wirkliches Verdienst."

„Eine gloriose Idee," sagte Rosenthal, „wahrhaftig, ich habe schon Aehnliches gedacht, obgleich ich leider kein Künstler bin. Laßt uns das ein bischen zu Faden schlagen, ich als berathender Theil und ein Mann, der sich schmeichelt, einige Phantasie zu besitzen."

„Gut, wir wollen Rosenthal zum Ordenskanzler ernennen," meinte beistimmend der Freiherr von Reckenstein, worauf sich auch die Andern in ähn-

licher Weise aussprachen, selbst der junge Ordonnanzoffizier, dem man übrigens deutlich ansah, daß er, in seliges Vergessen versunken, jedem anderen Vorschlag ebenso bereitwillig und auch vielleicht ebenso unbewußt zugestimmt hätte. Lagen doch seine Blicke in den jetzt dunkelblau schimmernden und freudig aufleuchtenden Augen Seraphinens, und erröthete er doch eines um's andere Mal, wenn es ihm durch eine zufällig scheinende Bewegung gelang, mit seiner Hand ihre feinen Finger zu streifen.

Vielleicht bemerkte das Niemand wie Rosenthal, der sich neidlos darüber freute und deßhalb auch Alles that, um die Aufmerksamkeit der Anderen auf seine eigene Person zu lenken.

„Gut also, ich werde meine reiflich überlegten Vorschläge machen," sagte er in heiterer Laune, „und kann das um so unbefangener, da ich als Nichtkünstler gänzlich außer Konkurrenz bin und bleibe, da — — unser vortrefflicher Maler Weßner beklagt sich und nicht mit Unrecht darüber, daß er in den Fall komme, die gleiche Auszeichnung als Auszeichnung annehmen und tragen zu müssen, die dadurch ihren Werth als solche total verloren, da sie durch massenhafte Verschleuderung in der leichten Art, wie man sie durch Protektion oder auf anderen, längst nicht mehr außergewöhnlichen Wegen erlangen kann, ziemlich werthlos geworden und für Leute von wirklichem Verdienst keine Auszeichnung mehr ist, — und doch gibt es brave, gescheidte und

tüchtige Männer, die einer Knopflochverzierung nicht abgeneigt sind, ja sie als etwas Hohes und Erhabenes betrachten würden, wenn man dadurch im Stande wäre, wirkliches Verdienst zu erkennen. Nun ist es aber im Allgemeinen eine sehr schwierige Sache und kann es selbst Gott, der höchste Herr, in seinen Gnadenbezeugungen ebensowenig als die Allerhöchsten dieser Erde Jedem zu Dank machen, auch er muß seine Sonne scheinen lassen über Gute und Böse, muß Segen spenden verdient und unverdient, gerade wie es der Fall ist mit dem milden, wohlthuenden Ordensregen aus unseren höchsten irdischen Regionen. Auch ist keine Hoffnung vorhanden, daß sich dieser glänzende Sprühregen vermindern wird. Im Gegentheil er verstärkt sich in so erschreckendem Maße, daß unsere Kinder, jedenfalls unsere Enkel es erleben werden, daß ein leeres reines Knopfloch zu den Seltenheiten gehört, und es als eine Auszeichnung gilt, kein farbiges Bändlein zu tragen. Doch haben wir nicht Zeit, darauf zu warten, und wollen uns also, der allgemeinen Schwäche huldigend, nach einem wirklichen Verdienstkreuz für wirklich verdiente Künstler, Schriftsteller und Männer der Wissenschaft umschauen."

„Ja, schauen wir uns darnach um," warf Weßner ein, wobei seine Züge etwas von ihrem früheren finsteren Ausdruck verloren hatten, „schauen wir uns darnach um und setzen einen hohen

Preis auf die wohl unmögliche Lösung dieses Problems."

„Vergessen aber zuerst nicht," rief Angelika lustig, „dem Redner durch ein volles Glas unsern Dank zu bezeugen. — Auf Ihr Wohl, Herr von Rosenthal!"

Sie trank nach diesen Worten ihren Kelch leer und Alle folgten ihrem Beispiele, wobei es dem jungen Ordonnanzoffizier durch eine ganz geschickte Manipulation gelang, das volle Glas seiner schönen Nachbarin zu erhaschen, um es bis zur Nagelprobe auszutrinken. Sie erröthete darüber ein wenig, und ob sie dagegen den andern Kelch mit ihren Lippen wirklich berührte, sind wir nicht genau im Stande anzugeben.

„Wir müssen uns also eine Souveränetät schaffen," fuhr Rosenthal gemüthlich fort, „die gleichfalls von Gottes Gnaden und im Stande ist, unbeirrt von äußeren Einflüssen, nach Verdienst für Künstler, Schriftsteller, Männer der Wissenschaft, überhaupt für Leute von Talent und Verdienst zu sorgen, und könnte das sehr einfach geschehen, wenn sich alle diese zu einer Korporation verbänden und aus sich selbst die Tüchtigsten wählten, ein Komite von wahren Künstlern in der schönsten und edelsten Bedeutung des Wortes, und ihnen das Recht, die Macht und die Verpflichtung verliehen, eine Belohnung festzustellen durch ein sichtbares Zeichen, ein Kreuz, einen Stern, vielleicht nur durch ein

einfaches Band, das für Den, der es trägt, demgemäß eine wirkliche Auszeichnung ist, welches Jeder, der wirklich etwas geleistet, zu verlangen das Recht hat, wie zum Beispiel der Maria-Theresiaorden nach seinen einzig dastehenden, vortrefflichen Statuten. Diese Belohnung aber soll nach skrupulösester Abwägung des Ordenskapitels nur dem wirklichen Verdienste zu Theil werden mit genauer Angabe dieser Verdienste. — — Und somit hätten wir eine Dekoration einzig in ihrer Art, unerreichbar für die Mittelmäßigkeit, für Den, der sie trägt, eine wirkliche Auszeichnung, vor welcher man ehrfurchtsvoll den Hut abziehen müßte."

„Ich bewundere Ihre Phantasie," sagte der Freiherr von Reckenstein lachend, „glaube aber, daß wir uns noch jahrelang anders behelfen müssen, ehe sich Ihre allzu kühne Idee verwirklichen läßt. — Wohl niemals!"

„Schön bleibt sie deßhalb doch," meinte Weßner, ohne Rosenthal anzuschauen, „indeß gebe auch ich zu, daß die Ausführung unmöglich ist."

„Schwierig allerdings," erwiederte Rosenthal, „doch sind durch rastloses Bemühen und mit vereinten Kräften noch schwierigere Unternehmungen möglich gemacht worden, und wollen wir meine Idee vorderhand," setzte er lächelnd und mit einer leichten Neigung des Kopfes hinzu, „als wohlgemeinten Vorschlag betrachten, vielleicht später einmal der Erwägung würdig, jedenfalls aber als

einen, wie mir scheint, nicht ganz mißlungenen Versuch, die verehrten Anwesenden heiter zu stimmen."

„Bravo, Herr von Rosenthal, das ist Ihnen auch gelungen, und wenn ich die Handbewegung Weßner's recht verstehe, so ist auch er im Begriff, dankend mit Ihnen anzustoßen."

Der Erwähnte lehnte sich bei diesen Worten etwas rasch in seinen Stuhl zurück, wobei er indessen sein Glas in der Hand behielt und einen flüchtigen, nicht gerade freundlichen Blick auf die alte Malerin warf. Doch lachte diese laut auf und trank ihren Kelch mit den Worten leer: „Folgt mir nach und laßt allen Groll verschwinden wie diesen schäumenden Wein!"

„Dazu bin ich jeder Zeit bereit," entgegnete Rosenthal, indem er das Glas dem seines Nachbarn näherte, „kann aber auf keinen Dank Anspruch machen, bitte nur um ein bischen Anerkennung einer offenen, redlichen und wahrlich uneigennützigen Freundschaft."

War in diesem Augenblicke zwischen den ganz jungen Leuten drüben irgend etwas vorgefallen, was Weßner's Aufmerksamkeit und gerade in keiner angenehmen Weise erregt — wir wissen es nicht. Genug, der Maler blickte ein paar Sekunden finster hinüber, worauf er mit Rosenthal's Kelch zusammenstieß, dabei ausrufend: „Nun ja, ich will gerecht sein und die Wahrheit dessen anerkennen, was Sie mir früher einmal gesagt:

Wer auf Weibergunst vertraut,
Hat sein Haus auf Sand gebaut."

„O, über das häßliche Wort in Deinem Munde," sprach Angelika heftig, „Du selbst bist und bleibst ein wankelmüthiges schwaches Kind, weßhalb Dir auch viel verziehen wird, und daß das geschehen möge, darauf trinke ich Dir speziell und trotz Allem in alter Freundschaft Dein eigenes Bestes bedenkend zu. — Melber, schenk' ein!"

Der Gerufene aber leistete keine Folge, und als Angelika erstaunt nach ihm schaute, vermochte sie nicht, sich eines lauten Lachens zu enthalten, da sie ihn endlich entdeckte, fern im Winkel in einem Lehnstuhl sitzend, fest eingeschlafen.

Auch Rosenthal, dem so leicht nicht etwas entging, hatte alsbald den ermüdeten Ganymed und Hochzeiter bemerkt, und sagte nun sich rasch erhebend: „Wahrlich, meine verehrten Herrschaften, Herr Melber gibt uns ein beherzigenswerthes Beispiel, daß wir schon zu lange die herzliche Freundlichkeit unserer lieben Wirthin mißbraucht, und erlaube ich mir, die Neige meines Glases auszutrinken, indem ich dazu den Wunsch ausspreche, daß stets Freude und Glück walten möge über dem Hause unserer liebenswürdigen Künstlerin."

„Eigentlich sollte ich zürnen," meinte Angelika nach freundlichem Danke, „daß die begreifliche Ermüdung des guten Melber meine lieben Gäste verscheucht, und brauche Sie wohl kaum zu versichern,

wie sehr mich noch ein längeres Beisammensein freuen würde; auch sind unsere Quellen noch lange nicht erschöpft,“ setzte sie lachend auf den Kellner deutend hinzu, der mit neuen vollen Champagnerflaschen hereintrat, „und wäre aus allen diesen Gründen sehr dafür, die angenehme Sitzung noch ein bischen zu verlängern, und was Melber anbelangt, so lassen wir ihn ruhig in sein Schlafzimmer gehen.“

Doch sprachen sich auch Weßner und der Freiherr von Reckenstein gegen diesen gutgemeinten Vorschlag aus, und als zu gleicher Zeit Seraphine auf ihrer Uhr die späte Stunde entdeckt, erhob sie sich mit einigem Schrecken, was auch den jungen Ordonnanzoffizier veranlaßte, sich unter einem gelinden Seufzer zu erheben.

„Wie rasch mir dieser herrliche Abend verflogen ist!“ rief das schöne Mädchen mit gerötheten Wangen und strahlenden Blicken, während sie zu Angelika eilte und sie innig küßte. „Herzlichen Dank dafür! Tante Aureliens Dienerin wird schon lange auf mich warten, und ich muß mich zu Hause auf eine kleine Szene gefaßt machen, die ich aber gerne hinnehmen will nach den schönen Stunden hier.“

Sie sagte das nicht ohne dem Baron Nellingen, der sich gleichfalls Abschied nehmend genähert hatte, einen leichten kurzen Streifblick zu gönnen.

„So behüte Dich Gott, mein liebes Kind,“

erwiederte die alte Malerin, „und lasse bald etwas von Dir hören!“

„Morgen, denke ich.“

„Gestatten Sie mir, Sie nach Hause zu begleiten?“ fragte Weßner hinzutretend, trat aber sogleich mit einem bitteren Lächeln zurück, als ihm Baron Nellingen hastig entgegnete:

„Fräulein von Enzberg hat mir diese Gunst bereits zugestanden.“

„Das heißt uns Beiden,“ mischte sich Rosenthal in das Gespräch, „und werde ich als älterer Mann mir erlauben, die Oberaufsicht zu führen, damit — — gewiß nach den Intentionen beider Damen handelnd,“ setzte er lächelnd mit einer Verbeugung hinzu.

„Gut! in dem Falle will ich es meinetwegen bei Deiner Tante verantworten; auch wäre es mir lieber, Weßner, wenn Du noch einen Augenblick dabliebst und behülflich wärest, den guten Melber in sein Zimmer und sein Bett zu bringen.“

„Auch ich bleibe noch einen Augenblick,“ sagte Reckenstein und setzte flüsternd hinzu, indem er seinen Freund leicht mit dem Ellbogen anstieß, „eine Hand wäscht die andere, und es ist klug, gefällig zu sein gegen diesen jungen, vielvermögenden Herrn vom Hofe.“

„Hol' der Henker Deine Klugheit!“

Seraphine war von ihrer älteren Freundin zum Schutz gegen die kalte Herbstnacht rasch in Shawls

und Tücher gewickelt worden, welche die allerdings schon lange draußen harrende Dienerin mitgebracht hatte, und dann leuchtete der gefällige Kellner, mit gekrümmter Hand rasch voraneilend, die Treppen hinab. Seraphine ging mit ihrem Mädchen voran, und da Rosenthal und Nellingen auf der oberen Treppe etwas langsamer folgten, so hatte der Erstere Gelegenheit, dem Offizier mit leiser Stimme zu sagen: „Wenn ich Ihnen nicht augenblicklich folge, so werden Sie mich nicht zu schwer vermissen und meine Entschuldigung bei dem Fräulein übernehmen.“

„Ich danke Ihnen,“ erwiederte Nellingen in einem etwas kühleren Tone, als man meistens für dergleichen Freundschaftsdienste zu danken pflegt, womit wir indessen nicht sagen wollen, Nellingen hätte diesen Dienst nicht anerkannt, doch hatte er sich schon den ganzen Abend in Wort und Blick ziemlich zurückhaltend gegen Rosenthal benommen, was dieser wohl bemerkt, aber auch hier wieder nicht mit Gleichem vergalt.

Das Haus schloß sich hinter ihnen; Baron Nellingen bot der jungen Dame seinen Arm, während die Dienerin folgte und Rosenthal zögerte, ja aufmerksam spähend umherblickte. Doch that er dieß nicht allein, um dem jungen Paare gefällig zu sein, vielmehr hatte er trotz der Dunkelheit auf der andern Seite der Straße einen Schatten bemerkt, der sich aus einem Thorbogen löste und mit den Vorauseilenden in gleichem Schritte dahinging, wo=

bei ihm die Unterredung auf der Treppe, der er gelauscht, einfiel, und er überzeugt war, jener junge Mann spähe hier herum, nicht trotzdem, sondern gerade weil es ihm verboten worden war. „Wenn ich jetzt die geringste Anlage zur Schadenfreude hätte, oder wenn es mir paßte, so ließe ich das Verhängniß dort seinen Weg fortrennen und erfreute mich an einem kleinen Skandal, so aber wollen wir ein vernünftiges Wort mit jenem nächtlichen Spaziergänger reden."

Er eilte über die Straße hinüber und war mit einigen weiten Schritten bei dem Dahingehenden, der jetzt auffallend langsam ging, da sich die Beiden drüben ebenfalls nicht beeilten. Richtig! es war der junge Mann vom Treppengeländer, welcher bei der raschen Annäherung Rosenthal's seinen Kopf wandte und etwas auf die Seite trat, dann sehr erstaunt aufblickte, als Jener stehen blieb — und eigenthümlicherweise, obgleich zuweilen Aehnliches vorkommt, erinnerte sich jetzt Rosenthal ganz genau, wo er dieses Gesicht zum ersten Male gesehen, und stellte deßhalb um so unbefangener aber eindringlicher, wenn auch mit leiser Stimme die Frage an ihn: „Würden Sie nicht so freundlich sein und mir ein paar Worte gestatten?"

„Ich — weiß — — doch nicht," erwiederte der Andere, „was ich hier in der Nacht zu reden hätte, und mit Ihnen — — einem Fremden — — einem mir gänzlich Unbekannten."

„Davon später. Ich bitte wirklich, mich anzuhören.“

„Auch habe ich Eile.“

„Ich weiß das ganz genau, aber gerade wegen dieser Eile möchte ich mit Ihnen reden.“

„Warum das? mit einem mir gänzlich Unbekannten!“

„Nicht so ganz, Herr Schettel, Sie hören, daß ich Sie kenne, und will ich noch hinzufügen, daß unsere Bekanntschaft schon vor einigen Jahren begann, als wir uns in einer regnerischen Herbstnacht des gleichen Fiakers zu bemächtigen trachteten.“

„Ah, Herr von Rosenthal!“

„Derselbe, der heute so glücklich war, Ihre Bekanntschaft allerdings einseitig zu erneuern, und dabei gezwungen wurde, Ihr Gespräch mit einer jungen Dame anzuhören.“

„Nun ja denn!“ rief der Andere in einem heftigen Tone, der aber einen schmerzlichen Ausdruck nicht verkennen ließ, „wenn Sie alles das gehört haben, so werden Sie es begreiflich finden, was mich antreibt, den Beiden dort zu folgen, und werden mich gehen lassen.“

„Nicht so ganz, mein lieber junger Freund! Ich muß Sie vielmehr hier bei mir zurückhalten.“

„Und mit welchem Rechte?“

„Mit dem Rechte, das Jeder hat, seinen Nebenmenschen von einer Unbesonnenheit abzuhalten, hier

noch mit dem ganz besonderen, eine Szene zu vermeiden, deren unangenehme Folgen allein auf Sie fallen würden und ein schuldloses junges Mädchen kompromittiren müßten."

„Ein schuldloses junges Mädchen," rief der Andere mit höhnischem Lachen, „welches sich von einem Offizier, den sie gar nicht kennt, in der Nacht nach Hause begleiten läßt!"

„Geleiten, sollten Sie eigentlich sagen, in Gesellschaft einer Dienerin und meiner Wenigkeit, die zufällig etwas zurückblieb, um sich eine Cigarre anzuzünden."

„O, Herr von Rosenthal," rief der Andere in einem recht traurigen Tone, „Sie selbst sind mir in diesem Falle keine genügende Garantie, und wenn Sie mich nicht allein gehen lassen wollen, so kann ich Sie allerdings nicht verhindern, mir zu folgen. Ich muß sehen, wie das endigt."

„Gehen wir also, doch kann ich Sie versichern, daß das an der Hausthüre mit allem Anstande und aller Ehrfurcht enden wird."

„Ja, als Anfang eines recht traurigen Endes. — O, ich habe das voraus gewußt, — ich habe es kommen sehen, und bin vielleicht dumm und schwach genug, darüber in Verzweiflung zu gerathen. — Was brauche ich es Ihnen, der uns an der Treppe belauschte, zu verschweigen, daß ich jenes Mädchen unsäglich, leidenschaftlich, ja bis zum Wahnsinn liebe!"

„Ich begreife, wie das möglich ist. Kann Ihnen auch dagegen keine vernünftigen Vorstellungen machen, da ich nicht weiß, ob die junge Dame Sie durch irgend etwas zu einer so leidenschaftlichen, wahnsinnigen Liebe berechtigt hat.“

„Ja, durch ihre Gegenliebe, die sie mir schon in früher Jugend gestanden.“

„Ah, in früher Jugend — — in welchem Alter kann das wohl gewesen sein? — — Verzeihen Sie diese Ihnen vielleicht indiskret erscheinende Frage, aber Sie selbst fingen an, mich mit Vertrauen zu behandeln, und ich versichere Sie, daß ich dasselbe rechtfertigen werde. — Also in welchem zarten Alter war es?“

„Wie kann ich das selbst wissen,“ entgegnete er mit einer unmuthigen Handbewegung, „wie kann ich sagen, wann zwei junge Herzen, die mit einander aufgewachsen sind, zum ersten Male anfingen, ihrer anfangs sehr schüchternen Liebe sich bewußt zu sein. O, mein Gott! das kam so von selbst. Es ging ein Hauch durch unser Leben, wie Frühlingsduft durch die Natur. Wir sehen ja auch Fluren und Wiesen plötzlich in frischem Grün prangen, ohne daß wir bemerkten, wie der einzelne Grashalm wuchs.“

„Das klingt recht poetisch und schwärmerisch.“

Der junge Mann seufzte tief, ehe er fortfuhr: „So wuchsen wir zusammen auf, zwei harmlose Kinder, und aus tausend kleinen Erlebnissen aus

unsern jugendlichen Spielen, aus unzähligen Fäden, die ich Ihnen nicht näher anzugeben vermag, webte sich nach und nach ein süßes Band, das unsere Herzen umschlang."

„Gut, ich kenne das. Aehnliches ist schon häufig passirt; doch gestatten Sie mir eine recht prosaische Frage: auf was für ein solides Fundament erbauten Sie Ihre Liebe? Was hatten oder haben Sie für Aussichten, um einer jungen Dame wie Fräulein von Enzberg sagen zu können: vertraue mir Deine Zukunft an?"

„Nun, der feste Wille etwas Tüchtiges zu werden, zugleich mit meinem Fleiß und meiner Arbeitskraft."

„Und weiß der Vater der jungen Dame um Ihre Pläne?"

„Kaum," erwiederte er nach einer kleinen Pause, „obgleich er den Gespielen seiner Tochter liebreich wie sein eigenes Kind behandelte."

„Sie sind vielleicht mit ihm verwandt oder ihm ziemlich gleich an Stand und Vermögen?"

„Beides muß ich verneinen, und thue das mit Stolz, um Ihnen zu beweisen, daß ich die Kraft in mir fühle, von der allmächtigen Liebe getragen, nach Hohem zu streben. — — — Ich bin der Sohn des Schullehrers aus dem Dorfe bei dem Gute des Herrn von Enzberg."

„Hm," machte Herr von Rosenthal, und es dauerte eine Weile, ehe er die weitere Frage stellte: „Und haben Sie schon etwas erstrebt?"

„Ich war in der Lehre bei dem Herrn Kommerzienrath Mirbel, wie Sie sich vielleicht erinnern werden, und bin jetzt vortheilhaft bei der Bank angestellt, der Herr Mirbel als Direktor vorsteht; habe mich auch schon mit kleinen selbstständigen und glücklichen Spekulationen beschäftigt.“

„Das ist allerdings ein Weg, auf dem heutzutage etwas zu machen ist, und wenn der Chef des großen Bankhauses Ihnen wohl will, so können Sie ein höchst angenehmes Ziel erreichen. — Ein Faktor, der für Sie zählt. — Aber wenn es Ihnen gefällig ist, junger Herr, so könnten wir recht langsam gehen,“ unterbrach sich Herr von Rosenthal selbst in freundlichem Tone, „um auf die Beiden da vor uns nicht aufzurennen, denn Sie werden bemerken, daß sie die möglichst kleinsten Schritte machen.“

„O, ich habe das schon lange bemerkt,“ flüsterte er zähneknirschend.

„Auch bleiben sie zuweilen stehen, und mir für meine Person wäre es fatal, hier als Nachläufer, als Späher entdeckt zu werden, ist auch für Sie von keinem Nutzen, denn man spielt in Allem, was als Eifersucht erscheint, eine gar traurige und undankbare Rolle.“

„O, ich fühle das, aber es kann mich nicht beruhigen.“

„Sie mögen darin Recht haben, ich weiß das ebensowenig, als ob Sie ein Recht haben, auf Fräulein von Enzberg eifersüchtig zu sein.“

„Ja, durch eine Liebe, die, was mich anbelangt, nichts zu erschüttern vermag."

„Und was berechtigt Sie zu dem Glauben an eine Gegenseitigkeit dieser Liebe? Man verwechselt im Falle der Leidenschaft häufig damit das Gefühl süßer Gewohnheit, des Wohlwollens eines nicht ungern geduldeten Zusammenlebens, der Unkenntniß der eigenen Gefühle, die jugendliche Schwärmerei kindlicher Spiele, besonders in dem zarten Alter, von dem Sie vorhin sprachen, und wodurch ich wohl zu dem Glauben berechtigt bin, daß Ihr kleines Verhältniß vielleicht sogar mit gegenseitigen kindlichen Erklärungen schon vor jener Zeit begann, als ich das Vergnügen hatte, mit Ihnen um den Besitz jenes Fiakers zu ringen."

„Gewiß, schon lange vorher, aber auch später, viel später, und — — süßer — — — doch weiß ich in der That nicht," fuhr er plötzlich stehenbleibend fort, „was mich eigentlich veranlaßt, Ihnen diese Mittheilungen zu machen. Indeß zwingt mich etwas dazu, gerade Ihnen, Herr von Rosenthal, dieß Vertrauen zu schenken. — O, ich weiß, Sie kennen die Schwächen des menschlichen Herzens und des weiblichen ganz besonders. — O, ich weiß — ich weiß, und will Ihnen gestehen, daß ich schon damals verehrungsvollst und mit wahrer Bewunderung zu Ihnen aufschaute."

„Reden wir nicht von damals. Bleiben wir lieber bei der Gegenwart, es ist überhaupt etwas

spät, mein lieber junger Freund, uns mit Dingen zu beschäftigen, die gerade nicht hieher gehören, auch naht sich unser Spaziergang seinem Ende, und es wird nicht viel Zeit übrig bleiben, Ihnen einen vernünftigen Rath zu ertheilen."

„O, das thaten Sie schon, Herr von Rosenthal, und haben mich vor der Lächerlichkeit gerettet; ich will Ihnen aber unbedingt folgen, wenn Sie mir mit Ihren großen Erfahrungen zur Seite stehen wollen. — — Ach, Herr von Rosenthal, verzeihen Sie mir, wenn ich so kühn bin, Ihnen zu sagen, daß ich finde, unsere Schicksale haben eine kleine Aehnlichkeit mit einander; auch Sie wurden, wie ich wohl weiß, einstens von einer Seraphine geliebt, — und auch mich liebt eine Seraphine, ja ein Engel liebt mich, trotz alledem, und ich will an diese Liebe glauben, denn sie hat sie mir gestanden nicht nur in der Kindheit zarten Tagen, sondern auch später noch — viel später, in einem schönen Augenblicke."

„Der Himmel erhalte Ihnen diesen Glauben," konnte sich der also Angeredete nicht enthalten zu sagen unter dem starken Ausdruck eines ironischen Lächelns, welches seinen Grund in der Wahrnehmung hatte, daß das junge Paar vor ihnen rasch in die von der Dienerin geöffnete Hausthüre getreten und dort einen recht langen Augenblick geblieben war, lange genug, um — sich auf's Umständlichste und Ehrfurchtvollste von einander zu

verabschieden, was indessen Herr Schettel nicht zu bemerken im Stande war, da er sich gegen Rosenthal gewandt, dessen Rechte ergriffen, um, diese herzlich schüttelnd, mit Rührung und Enthusiasmus fortzufahren: „Ja, ich habe diesem himmlischen Mädchen Unrecht gethan, ich war ein Wahnsinniger, ein Verbrecher, der ihrem Befehle ungehorsam war, und den sie absichtlich dafür gestraft, mit Recht gestraft — gestraft durch die Begleitung jenes Offiziers, obgleich ihr Herz nur an mich dachte, obgleich ihr Herz gebebt bei dem Gedanken, mir diesen tiefen Kummer verursacht zu haben."

„Möge Ihnen diese Ueberzeugung bleiben, fest und ungekränkt. — Jedenfalls aber freut es mich, daß Sie meinem guten Rathe gefolgt sind, und daß wir hier keine für alle Theile unangenehme Szene erlebt haben."

„Ja, dafür danke ich Ihnen auf's Innigste, und bin fest überzeugt, daß Seraphine und ich, morgen und sobald wir uns sehen, auf's Herzlichste über dieses Abenteuer lachen werden."

„Wissen Sie was, junger Mann," sagte Herr von Rosenthal, der sich schon zum Weggehen gewendet hatte, um in eine Seitengasse einbiegend den Ordonnanzoffizier, der, eine sehnsuchtsvoll klingende Melodie leise vor sich hinsummend, dahergeschritten kam, zu vermeiden, „es würde mich interessiren, wenn Sie mir gelegentlich eine kleine Mit-

theilung darüber machen wollten, nur möchte ich nicht indiskret erscheinen."

„O, unbesorgt, mein lieber und verehrter Herr Baron, das Schicksal selbst hat Sie auf unsern Lebensweg geführt, hat Sie mit unserer Liebe bekannt gemacht, was ich für ein Glück erachte, denn ich bin von Ihrer Güte überzeugt, daß Sie es auch nicht verschmähen werden, mir später eine Belehrung, einen guten Rath zu gönnen."

Mit diesen Worten war Herr Schettel an der Seite Rosenthal's in der engen Seitengasse fortgeschritten, und da dieser ohne weitere Umwege nach Hause gehen wollte, so hatte er bis dorthin nichts gegen die Begleitung des jungen Mannes einzuwenden, ließ ihn auch plaudern, was er für gut fand, und erwiederte höchstens „ja" oder „nein", weil er anders auf diese schwärmerischen Ausbrüche einer ihm sehr jugendlich erscheinenden Leidenschaft nichts zu erwiedern wußte.

Jetzt überschritten sie einen kleinen, mit Baumreihen besetzten Platz, wo die trübe, dunstige Mondscheibe recht traurig auf die herabgefallenen gelben Blätter schaute, sich vielleicht der früheren Tage erinnernd, wo dieß himmlische Licht sie knospend, frisch und grün in der schönen Frühlingszeit zum ersten Male erblickt.

Aehnliches mochte Herr Schettel denken, der schwärmerisch und mit solcher Innigkeit an den Himmel hinaufblickte, daß er, stolpernd über eine

starke Baumwurzel, beinahe hingefallen wäre, was aber den Flug seiner Phantasieen durchaus nicht unterbrach, denn er hob seine Hände zu den leuchtenden Gestirnen empor und sagte: „Es war damals im wunderschönen Monat Mai, als ich mich zum ersten Male ihrer Liebe versicherte. Wir fuhren im Nachen auf dem kleinen See dicht am Ufer hin unter überhängenden, blühenden Bäumen, unter grünenden Büschen, in denen Nachtigallen schlugen. — Ach, es war das um so seliger für mich, da ich an jenem Tage ebenso grundlos wie heute Ursache zu einer gleich thörichten Eifersucht zu haben glaubte, und seltsamerweise gleichfalls durch einen jungen Offizier, einen Verwandten des Hauses, mit dem sich Seraphine allerdings auf's Freundlichste beschäftigt, ja, den sie recht zärtlich geküßt, als er an demselben Tage endlich Abschied nahm; dann erlaubte sie mir, sie auf den See zu rudern, und war offenherzig genug, nur von dem jungen Offizier zu reden, wahrscheinlich um mich auf zarte Art für meine thörichte Eifersucht zu bestrafen. Meinen Sie nicht auch, Herr Baron?"

„Gewiß," entgegnete Rosenthal, der wieder angefangen hatte, mit einigem Interesse zuzuhören.

„Sie sagte mir auch," fuhr Herr Schettel lebhaft fort, „sie sei eigentlich froh, daß er abgereist wäre und sie sich vorderhand nur noch in Gedanken mit ihm beschäftigen könne. Gestand mir auch, daß er sie recht lieb gehabt, und daß ich dieß

Geständniß als den größten Beweis ihres Vertrauens ansehen müsse. — Und das konnte ich, meinen Sie nicht auch?"

„Gewiß."

„Sie wolle auch künftig mit mir recht viel von ihm reden, das würde sie freuen und sie dankbar dafür sein. Dabei hatte sie erlaubt, daß ich ihre kleine liebe Hand ergreifen durfte; ich hatte zu rudern aufgehört und sie litt es recht gern, daß ich an ihre Seite rückte, nahe, recht nahe, ja, daß ich meinen Arm um sie schlang, — und das war der seligste Augenblick meines Lebens — sanft und gleichförmig schaukelte der Nachen unter uns, sie lehnte sich gegen das Steuerruder zurück, schloß ihre Augen, athmete rasch und tief und sagte dann, mich an sich ziehend: „Küsse mich, mein Hugo!"

„So heißen Sie?" fragte Rosenthal in einem Tone, der reges Interesse verrieth, worauf aber der Andere sogleich zur Antwort gab: „Nein, mein Name ist Eduard, aber der junge Offizier hieß Hugo, und das war ja doch begreiflich, daß Seraphine, nachdem wir so lange über ihn gesprochen, die beiden Namen mit einander verwechselte."

„Und Sie benutzten diese Verwechslung?"

„Gewiß, aber nur einen kurzen seligen Augenblick, indem ich meinen Mund auf ihre heißen Lippen drückte, dann aber stieß sie mich mit dem Rufe: ‚Laß mich, oder es ist mein Tod!‘ so heftig

von sich, daß ich beinahe aus dem Nachen in den See gefallen wäre."

„Was Dir ganz recht geschehen wäre, junges Ungeheuer," dachte Rosenthal, ihn von der Seite ansehend, das ist wieder einmal die alte Geschichte, der Eine schüttelt den Baum, der Andere fängt die Frucht auf. Hier war es glücklicherweise nur eine herabflatternde Blüte, denn, — „wie alt waret ihr Beide damals?" fragte er plötzlich.

„Seraphine sechzehn, ich erst fünfzehn Jahre."

„Ah so, und nach dem raschen Kusse, was geschah dann?"

„O, was in solchen Fällen nach einer ersten gegenseitigen Erklärung wohl stets zu geschehen pflegt. Seraphine forderte mich etwas heftig auf, sogleich zurückzurudern, was ich aus Gehorsam that, aber zum Danke dafür nicht einmal eine Hand erhielt, als wir an's Ufer kamen; kaum daß sie mir eine gute Nacht erwiederte, und nicht ohne hinzuzufügen: ‚Ich will Dich während drei Tagen nicht sehen!' — — Ach, das konnte ich mir wohl gefallen lassen, war ich doch der glücklichste Mensch durch die Ueberzeugung, daß sie mich liebte, und davon werden auch Sie jetzt überzeugt sein, mein verehrter Herr Baron, trotz alledem und alledem."

„Ja, ich glaube mich überzeugt zu haben," erwiederte Rosenthal in einem sehr ruhigen und trockenen Tone, „aber da es mir nach Ihrer Erzählung scheint, als ob junge und hübsche Offiziere

im Stande wären, einigen Eindruck auf das Herz Fräulein Seraphinens zu machen, so könnte es im vorliegenden Falle nicht schaden, daß Sie mir gelegentlich Mittheilungen machten, ob und wie häufig jener junge Kürassieroffizier vielleicht Besuche macht im Hause der Fräulein Aurelie Mirbel, wo die junge Dame wohnt. — — Das heißt nur in dem Falle, wenn Sie Vertrauen zu mir haben."

„O, auf wen könnte ich sonst Vertrauen haben? Unerschütterliches, felsenfestes, auch werde ich Alles erfahren, denn ich habe die Erlaubniß, Fräulein Aurelie Mirbel besuchen zu dürfen."

„Desto besser, und wenn Sie bei einem dieser Besuche, aber zufällig und ganz unverfänglich, meinen Namen nennen könnten, so würde das nicht schaden, um zu erfahren, ob und wie sich Fräulein Aurelie meiner erinnert. Vielleicht daß ich mich dann veranlaßt sehe, eine frühere Bekanntschaft wieder anzuknüpfen."

„Verlassen Sie sich auf mich, Herr Baron, ich fühle es warm, wie tief ich Ihnen jetzt schon verschuldet bin."

„Keine Ursache."

„Aber vielleicht dürfte ich mir noch die Frage erlauben, wer jener — junge Offizier eigentlich ist?"

„Baron Nellingen, Lieutenant im Leibkürassier-Regiment und Ordonnanzoffizier Seiner Majestät des Königs."

„Das ist allerdings bedenklich.“

„Pah, wenn man sich geliebt weiß, wie Sie!“

„Allerdings, Herr Baron, und da mir Ihre Erfahrungen und Ihr gütiger Rath zur Seite stehen werden, nicht wahr?“

„Was ich thun kann, soll geschehen; doch jetzt, mein lieber junger Freund, danke ich für die freundliche Begleitung bis hier zu meinem Hause, und wünsche Ihnen eine gute Nacht und süße Träume.“

Zehnte Randverzierung.

Wo weite Schneeflächen jede freundliche Erinnerung zudecken und nur ein gebrochenes Kreuz aufwärts ragt.

Es fiel der erste Schnee in diesem Winter — etwas sehr Natürliches und eigentlich nicht Bemerkenswerthes, da wir das jedes Jahr erleben und in einem gewissen Lebensalter schon so oft erlebt haben, daß dieser erste Schnee auf uns keinen großen Eindruck mehr machen sollte.

Und doch ist es der Fall, wenigstens bei Vielen, die am Fenster stehend mit einem ganz besonderen, oft kaum erklärlichen Interesse, ja mit einer tiefen Empfindung, die ersten der weißen Flocken langsam herabflattern und sich weich auf einander legend die Erde bedecken — zudecken sehen — warm zum Winterschlaf, zum seligen Vergessen, bis die Schneeglöckchen den neuen Frühling einläuten.

Liegt die stille Wehmuth, die uns so gern dabei ergreift, in der Erinnerung an die Jugendzeit, an den Beginn so vielfacher Freuden auf der weißen Schneedecke, ist es eine Ahnung der Weihnachtszeit, als sähen wir zwischen die fallenden Flocken

die brennenden Kerzen des Tannenbaumes durchschimmern, oder ist es auch nur etwas traulich Gewohntes, etwas stets und erinnerungsreich Wiederkehrendes, was wir beim ersten fallenden Schnee begrüßen?

Dabei aber fühlen wir uns so verschiedenartig gestimmt, je nach der Umgebung, bei der uns der erste Schnee überrascht, empfinden ihn behaglich an einem Wintermorgen, wo draußen Alles hart gefroren ist, an den hohen Spiegelscheiben unseres Fensters stehend, wenn neben uns im Kamine lustig die Flamme knistert — Glück auf zur fröhlichen Winterzeit mit ihren kleinen feinen Diners, flimmernden Lichtern, ihren Konzert-, Theater- und Ballsälen, ihren Eispartieen und Schlittenfahrten! Ist es uns doch gerade so zu Muth, als läuteten die Flocken heiter, wenn sie so vom Himmel herab auf die Erde flattern.

Ganz anders gestimmt sehen wir ihrem Spiele zu, wenn es bei ihrem ersten Erscheinen Abend geworden ist, sowohl in der Tageszeit als auch in unserem Leben, wenn der erste Schnee hernieder wirbelt mit Dunst und Nebel vermischt auf die feuchte Straße, wo erst Millionen der weißen Flocken ihren Tod finden müssen, bis sich eine Decke anzusetzen vermag, so dünn, so mager, daß jeder Fußtritt, jedes Wagengeleise noch lange seine dunklen Spuren hinterläßt, wo uns der trübe, halbgeschmolzene Schnee sounbehaglich an das Vergehen alles Irdi-

schen erinnert, wo uns von draußen die düster röthlich leuchtenden Gaslaternen fast wehmüthig gute Nacht zurufen, wo wir uns beeilen, den Fenstervorhang niederzulassen, um hüstelnd und fröstelnd beim Schein der Lampe verstimmt in unsern Lehnstuhl zu sinken und traurig, sehnsuchtsvoll von allen möglichen Frühlingen zu träumen.

Auch fern von der Heimat, fern vom traulichen Hause, hat uns schon der erste Schnee überrascht und uns sein Erscheinen heiter oder traurig berührt, auf Reisen in früheren Zeiten, behaglich in die Wagenecke gedrückt, vor uns das Viergespann, auf dem harttrabenden Sattelgaule der lustige Postillon, der jetzt lachend seinen Hut schwingt, weil der erste Schnee des Winters ihn umwirbelt; das hatte etwas Frisches, Erheiterndes, und wenn wir vielleicht herkamen vom schmerzlichen Abschiede, oder hinauszogen in eine ungewisse Zukunft, so hat uns die weiß verschneite Gegend mit ihren krystallisirten Bäumen unter dem herabwirbelnden Schnee, aus dem die Glocken an den Geschirren der Pferde so lustig erklangen, bald wieder erheitert und in's richtige Gleichgewicht gebracht.

Später im Eisenbahnwagen ging das nicht so rasch, ohne daß wir sagen könnten warum, vielleicht weil das dumpfe Rollen und Poltern auf den Schienen, der gellende Pfiff der Lokomotive, die vielgliederige, dunkelschmutzige Riesenschlange, die feuersprühend in so ungeheuerlicher Schnelligkeit

über die weißen Schneefelder hinsaust, einen mehr oder minder unbehaglichen Eindruck auf uns machte, und rechte Heiterkeit, fröhliche Gedanken so schwer aufkommen ließ.

Und erst der Vergleich zwischen den gemüthlichen Poststationen, wo mit aller Ruhe und Bequemlichkeit umgespannt wurde, wo es vom Ermessen des fühlenden Postillons abhing, ob wir unsern Thee behaglich schlürfen und ein bischen umherlaufen dürfen, um unsere steif gewordenen Glieder wieder gelenkig zu machen, gegenüber dem unbehaglichen Lärmen und Treiben, dem gellenden Läuten der Glocken, dem betäubenden Pfeifen der Lokomotive einer Bahnhofhalle bei eben angekommenem Schnellzuge, all' der Unbehaglichkeit, worein es uns versetzt, daß wir gezwungen sind, uns in karg abgemessenen fünf Minuten körperlich und geistig ein wenig zu erfrischen, um gleich darauf wieder wie ein Postpaket fortgeschleudert zu werden.

Und dabei der erste Schnee — wie kann bei solcher Umgebung, bei solchem Dahinrennen ein heiterer, sinniger Gedanke über uns kommen, ja selbst nicht einmal dann oder noch weniger, wenn wir vielleicht, einen langsamen Personenzug benutzend, bei unfreiwilligem Aufenthalt von einer oder vielleicht mehreren Stunden an der Glasthür des Wartesaals lehnen, um gedankenvoll zuzuschauen, wie vom grauen Himmel herab der erste Schnee des Winters niederflattert.

Der erste Schnee — hatten wir doch gehofft, ihn so ganz anders wiederzusehen, ihn, dessen Vorgänger wir in einem vergangenen Frühling und mit ganz anderen Gefühlen dahin schmelzen sahen, waren wir doch berechtigt gewesen, auf ein besseres Wiedersehen zu hoffen, auf ein Wiedersehen beglückter Stimmung, an den hohen Spiegelscheiben unseres Fensters stehend, wenn neben uns im Kamine lustig die Flamme knistert — Glück auf zur fröhlichen Winterzeit!

Und nun hier in dem schmutzigen Wartesaal zweiter Klasse die wirbelnden Flocken auf dem naßkalten Boden draußen sogleich verschmelzen und vergehen zu sehen, umgeben vom Plaudern und Lachen einer gleichgültigen Menge, welche sich die Zeit vertreibt, so gut es eben gehen mag, redend, singend, auch wohl pfeifend und trinkend, häufig sogar verbotener Weise Tabak rauchend.

Draußen schleicht eine Lokomotive wie verdrossen durch die Halle, Packwagen werden aus- und eingeladen, der geschmolzene Schnee tropft melancholisch vom Dache, und wer bei dem Sudelwetter von der schmutzigen Straße unter die Halle tritt, trampelt derb auf die Steinplatten, um seine Stiefel von der anhängenden Erde zu befreien.

Dazu das Hereinbrechen der Dämmerung des kurzen Wintertages und die Aussicht auf eine vielleicht noch lange Fahrt nach langem Warten; alles das an sich schon Grund genug, um schweraus-

athmend an der Glasthür des Wartesaals zu lehnen und, von Erinnerungen erfaßt, sichtbar schmerzlich bewegt dem Herabfallen des ersten Schnees zuzuschauen, wie jene Dame dort vor uns, die wir mit Interesse betrachten, da ihr ganzes Wesen, vor Allem ihr ruhiges, bleiches Gesicht mit den schönen, etwas eingefallenen müden Augen unsere Theilnahme erregt. Sie war sehr einfach gekleidet in einem schmucklosen Gewande von schwarzem Wollenstoff, worüber sie einen Mantel von ähnlicher Farbe trug, der ihre Gestalt gänzlich verhüllte, so daß man nur hie und da die etwas verbrauchten Handschuhe bemerkte, wenn sie, wie häufig geschah, die Rechte erhob, um ihr Haar unter dem kleinen schwarzen Strohhute zurückzustreichen, oder auf Augenblicke Stirn oder Augen in die Handfläche zu drücken.

Dann blickte sie wohl tiefathmend um sich her, machte auch ein paar Schritte in den Saal hinein, um wieder an die Glasthür zurückzukehren, mit gleich traurigem, ja trostlosem Blick in die Dämmerung hinauszuschauen.

„Bitt' um Entschuldigung,“ sagte ein Schaffner zu ihr, der mit brennender Laterne in den Wartesaal trat und sie auf diese Art veranlaßt hatte, zurückzuweichen. Sie nickte leicht und nicht unfreundlich mit dem Kopfe, und als der Mann neben ihr stehen blieb, um seine Laterue zu schließen, die sich geöffnet hatte, fragte sie ihn: „Wie lange wird es noch dauern, bis der nächste Zug nach der Residenz geht?“

„In einer halben Stunde, in dreiviertel, man kann das in dieser Jahreszeit nicht so genau wissen," gab er zur Antwort, „der Eilzug ist kaum eine halbe Stunde fort und der, welcher nachkommt, führt eigentlich nur Güter und bummelt deßhalb gehörig — Sie sind auch wohl bei der Herrschaft, die drüben in der ersten Klasse ist?"

„Ja, mein Freund," sprach sie leise.

„Die den Eilzug verlassen hat, um nun mit dem langsamen Zuge weiter zu gehen — sonderbare Ideen bei diesen vornehmen Leuten. Unsereiner wäre froh, auf einer raschen Gelegenheit zu sitzen, und Die," damit zeigte er mit dem Daumen nach dem Nebenzimmer, „thun das, um drüben wahrscheinlich recht schlechten Thee zu trinken; der Kurier, den sie bei sich haben, rennt draußen herum, bei Gott, mit keiner freundlichen Miene und ich kann ihm das auch nicht verdenken, denn es mag ihn Mühe genug gekostet haben, bei den heutzutage selbst im Winter vollen Kurierzügen ein Coupé herauszuschlagen, und das fährt nun leer davon, während sie hier auf dieser miserablen Station sitzen bleiben; kann mir die Ursache nicht denken."

„Und doch ist dieselbe sehr einfach, wenn auch für uns gerade nicht angenehm, die Dame drüben — unsere Dame hat sich recht unwohl gefühlt, und fürchtete kränker zu werden, als sie ohnedieß schon ist."

„Und doch sah sie nicht so aus, als sie nach dem Wartesaal ging.“

„Ein nervöses Leiden, und da ist es doch besser, sie wartet das hier ein oder zwei Stunden ab, als wenn es noch schlimmer würde unterwegs, wo doch an ein ruhiges Hinlegen nicht zu denken ist, auch gibt es ja wohl für den schlimmsten Fall einen Arzt in der Nähe.“

„Im Dorfe nicht — nur ein Bader — nach einem guten Doktor hat man von hier seine zwei bis drei Stunden und so rasch wären sie auch in der Stadt gewesen — nun, mir kann's ja recht sein.“

Damit ging der Beamte von dannen, und die Frau in dem schwarzen Kleide lehnte ihren Kopf gegen die Thüreinfassung und blickte kummervoll in die rasch eintretende Dunkelheit hinaus.

Ein Bedienter in einfacher, aber sehr geschmackvoller Reiselivrée trat neben sie hin und flüsterte ihr zu: „Man hat nicht nach Ihnen verlangt, Madame Josephine, und wenn Sie also nicht wollen, brauchen Sie nicht hinüber zu gehen. Die kleine Kammerjungfer hat ein paar Pelze ausgepackt und der Gnädigen die Füße bis zum Knie eingewickelt, es geht auch schon bedeutend besser, und jetzt trinken sie Thee miteinander, der Herr, die Gnädige und auch der junge Graf, der, als der Zug hielt, aus seinem offenen Jagdwagen herbeieilte, um die Herrschaften zu begrüßen. Sie

konnten ihn allerdings nicht sehen, da Sie gerade so heftiges Nasenbluten bekamen — damit geht es doch besser?" fragte der Bediente, seine Mittheilungen unterbrechend.

„O ganz gut, es kommt das oft sehr rasch, geht aber ebenso schnell vorüber, — wer ist denn der junge Herr, ein Bekannter der Frau Baronin?"

„Ich glaube ja, ein genauer Bekannter von Rom her, wo wir vergangenen Winter waren, er wußte genau die Zeit, wann wir durchkommen würden und wohl nicht durch den Herrn, denn der war offenbar sehr erstaunt, den jungen Herrn, — wie heißt er doch — richtig, Graf Ferrner — so plötzlich auf dem Bahnhofe zu sehen, wo die gnädige Frau sich plötzlich zu unwohl fühlte, um weiter reisen zu können."

Madame Josephine hatte schweigend ihren Kopf tief herabgesenkt, und der Bediente fuhr im vertraulichen Tone fort: „Und wenn Sie mir etwas versprechen, Madame Josephine, so erzähle ich Ihnen auch etwas, was Sie noch mehr interessirt."

Er hatte das lächelnd gesagt, und als sie hierauf den Kopf schüttelte leicht mit den Achseln zuckend, fuhr er lebhafter fort: „O doch! es wird Sie interessiren, wenn auch leider auf keine angenehme Art, da es Sie ja so sehr gedrängt hat über den Kanal hinüber, um nach Altengland zu kommen."

„Ob ein paar Stunden, ob einen Tag früher

oder später kann auch mir am Ende gleichgültig sein."

„Ja, profit die Mahlzeit, in dem Falle wird es sich nicht um ein paar Stunden oder Tage handeln."

„In welchem Falle?" fragte sie aufmerksam werdend.

„Nun in dem Falle, daß wir unsere Reise mal wieder unterbrechen, um Gott weiß wie lang hier in Deutschland zu bleiben — ich habe eigentlich nichts gegen dieses Deutschland, es ist ein gutes Land mit angenehmen und auch willigen Leuten, wenn man sie nur recht herum zu hudeln versteht, aber jetzt paßt mir's doch nicht. Ich hatte schon drüben meine Arrangements getroffen und wäre zu Lord Grosvenor gegangen, der einen zweiten Kammerdiener sucht, und ich weiß, was ich leisten kann, hab' auch das Gedrill und die Launen drüben satt, werden's auch noch satt kriegen, Madame Josephine, und sollt' es mich ganz ungeheuer freuen, Ihnen drüben in einer angenehmeren Stellung zu begegnen — ja in der besten, die es gibt, und die eben gerade gut genug für Sie wäre, Madame Josephine."

Als er so sprach, hatte sie sich gleich anfangs hastig und hoch aufgerichtet, während unverkennbar ein Ausdruck des Schreckens über ihre bleichen Züge flog; sie hatte rasch etwas fragen wollen, dann aber ihre Lippen fest aufeinander gepreßt und ihm

schweigend zugehört, doch nicht mit der Ruhe, die jetzt wieder auf ihrem Gesichte lag, was ein nervöses Bewegen ihrer Finger verrieth, sowie die sichtbaren Bewegungen eines auffallend tiefen Athemholens.

Endlich fragte sie in einem erkünstelt gleichgültigen Tone: „Und woraus schließen Sie, daß wir unsere Reise für längere Zeit unterbrechen werden?"

„Weil drüben am Theetische sehr lebhaft die Rede davon ist, und zwar auf Anrathen des jungen Herrn Grafen, welcher von einem Arzte hier in der Nähe spricht, der, was Nervenleiden anbelangt, schon die wunderbarsten Kuren gemacht habe."

„Und nannte er den Namen dieses Arztes?" fragte Madame Josephine in kaum hörbarem Tone.

„O ja! er nannte ihn Doktor Flinte oder so etwas."

„O, mein Gott!" hauchte sie so leise, daß es nur wie ein tiefer Seufzer klang.

In diesem Augenblicke wurde von draußen die Thüre ziemlich unsanft geöffnet, und ein großer breitschulteriger Mann in etwas reicherer Reiselivrée, als die des Dieners war — er hatte am Aermel und am Kragen Goldborten, sowie auf der linken Brust ein kleines Wappenschild — trat schnell in den Wartesaal und sagte in ziemlich unfreundlichem Tone: „Ei, da steht man und plaudert, während unsereins alle Hände voll zu thun hat und Hülfe

braucht. — Pardon, Madame Josephine," wandte er sich in höflichem Tone an diese, während er seine Reisemütze abzog, „ich wußte nicht, daß Sie vielleicht Befehle zu geben haben."

„Ich durchaus nicht, aber was ist denn geschehen, Mister Brander?"

„Geschehen ist eigentlich gar nichts, wenigstens nicht das, was geschehen sollte, um in diesem häßlichen Wetter rasch vorwärts zu kommen, im Gegentheil geschieht Alles, um, statt auf der bequemen Eisenbahn zu bleiben, nächtlicherweise querfeldein fahren zu müssen; — kommen Sie nur rasch, Henry, die Reisewagen werden soeben von der Bahn herabgenommen, und Sie müssen in's Dorf, um nach Postpferden zu sehen."

„Aber ich weiß nicht Weg noch Steg."

„Es wird Sie Jemand mit der Laterne begleiten, kommen Sie nur."

„Sehen Sie wohl, Madame Josephine, wie Recht ich hatte," sagte der Diener kopfnickend, als er, dem Kurier folgend, den Wartesaal verließ.

Sie schauerte sichtbar zusammen, vielleicht des kalten Luftzugs wegen, der durch die geöffnete Thür drang, vielleicht aber auch aus anderer Ursache, denn während sie sich gänzlich erschöpft auf einen bei der Thüre stehenden Stuhl niederließ, entrang sich ihrer Brust ein tiefer, schmerzlicher Seufzer, worauf sie in sich zusammensinkend ihre beiden Hände vor das Gesicht preßte.

„Träume, Träume, vergebliche Träume von Ruhe und Freiheit,“ klagte ihre bebende Stimme, „o, dieser unselige Ort, von dem eine unsichtbare Kette auszugehen scheint, die mich gefesselt hält und zurückzieht, so oft ich Alles hinter mir abgebrochen wähne — damals schon, damals, als bereits das rettende Meer vor mir leuchtete, wo ich trotz alles Elendes so unsäglich glücklich geworden wäre gegen jetzt, gegen jetzt, — da ich im Stande gewesen wäre, mein Lebenlang an einer schmerzlich süßen Erinnerung zu zehren! — Und muß ich mich denn halten lassen, soll ich beständig der Spielball des Zufalls und jeglichen Unglückes sein und bleiben, hab' ich keinen freien Willen mehr, der mir erlaubt, meinen Weg allein fortzusetzen — und wohl auch glücklicher, trotz der kalten Schnee- und Regennacht.“

Sie nahm hastig eine kleine lederne Tasche auf, die neben ihr am Boden lag, öffnete sie mit zitternden Fingern, kramte in verschiedenen Dingen herum, bis sie einige Papiere fand und einen kleinen Geldbeutel mit allerdings geringem Inhalt — „doch genügend,“ klang es energisch zwischen ihren zusammengebissenen Zähnen hervor — „genügend, wenn mir Gott weiter hilft und mich nicht ganz verläßt.“

Ein rascher Schritt hinter ihr, das Rauschen eines Kleides, dann der heitere Ton einer Stimme zerriß ihre Träume und ihr Selbstgespräch, und rasch aufblickend sah sie ein junges Mädchen von kleiner, schmächtiger Figur neben sich stehen, aus

deren lebhaften Augen es schelmisch lachte, während sich ihr Stumpfnäschen zugleich mit dem kokett aufgesetzten Hütchen auf die Dame hinabsenkte und lustig sagte: „O, Sie haben ganz Recht, sich zurückzuziehen und zu thun, als ginge Sie die ganze Geschichte nichts an, ist es doch kaum zum Aushalten; bald will sie dieß, bald das, hudelt jetzt mich und pudelt dann ihren Mann. Jetzt hat sie sich eingebildet, sie könnte unmöglich weiter fahren, und darum stockt nicht nur die ganze Karawane, sondern scheint auch plötzlich eine andere Richtung nehmen zu wollen — o, wenn ich es Dem nur, der schuld daran ist, eintränken könnte!" fuhr sie fort, ihre kleine Faust im komischen Zorn drohend erhebend — um gleich darauf, sich selbst unterbrechend, in einem fast herzlichen Tone zu fragen: „Haben Sie denn schon etwas zu sich genommen, Madame Josephine, es sieht mir nicht darnach aus, und der Schlingel von Henry hat Sie gewiß ganz vergessen, aber bitte, kommen Sie mit, ich habe mir da drüben neben der ersten Klasse, wo die Herrschaften sind, ein artiges Winkelchen eingerichtet, behaglich genug, um die Nacht dort zu verbringen, wenn es nöthig wäre — was man nie bei den Launen im Voraus wissen kann, kommen Sie nur."

„Ich danke wirklich für Ihre Güte, Fräulein Charlotte, lassen Sie mich hier, wenn man nicht dringend nach mir gefragt hat."

„Das ist allerdings schon ein paarmal von ihr

geschehen, Sie wissen ja, daß sie nie Jemand sein bischen Ruhe gönnt, doch fragte sie der Herr Baron, ob denn noch nicht Leute genug in dem kleinen Raum dort beisammen wären."

„Gut, so lassen Sie mich hier, Sie wissen ja, wo ich zu finden bin."

„Ach was, kommen Sie nur mit in meinen Winkel, es ist hier so gar ungemüthlich, puh, wie das hier riecht nach Tabak und Regenmänteln, auch wird Ihnen eine Tasse Thée gut thun, und ich erzähle Ihnen dann, was ich gehört, wie es mit uns werden soll."

Letzteres schien denn auch die Andere zu bestimmen, der kleinen beweglichen Person zu folgen, die ihr die Reisetasche aus der Hand genommen hatte und nun ohne Weiteres den Weg zeigend vor ihr her ging.

„Sind die Herrschaften jetzt allein?"

„Ja, ja, denn der junge Herr, dessen Einfluß man, wie mir scheint, die ganze Brühe zu danken hat, ist soeben fortgefahren, mit dem Versprechen, das Nöthige zu besorgen und dann zugleich zurückzukehren; ich glaube, wir sollen hier in der Nachbarschaft irgendwo untergebracht werden, unseres Nervenleidens wegen, als wenn es für uns nicht besser in der Residenz gewesen wäre, die wir in ein paar Stunden erreicht hätten."

Damit hatten sie den kleinen Raum erreicht, der sich neben dem Wartesaal erster Klasse befand

und sonst zu einem Toilettezimmer für die Damen zu dienen schien, heute aber von dem gefälligen Bahnhofinspektor der fremden Herrschaft gleichfalls eingeräumt worden war, und sich, wie Mamsell Charlotte gesagt, mit einem Divan, einigen Stühlen und Tisch mit reichlichem Theeservice als recht behaglich zeigte.

Auch war es hier im Vergleich zu drüben so angenehm still und ruhig, sanft durchwärmt, und nachdem Madame Josephine sich auf dem Divan niedergelassen, auch eine Tasse Thee angenommen, zeigte sich auf ihrem schönen blassen Gesichte ein freundlicher Zug mit einem dankbaren Lächeln.

„Wenn Sie jetzt Ihren Mantel etwas ablegen wollten,“ sagte die bewegliche Kammerjungfer, „so würde das für eine voraussichtliche spätere Nachtfahrt besser sein, und dann könnte es nicht schaden, wenn Sie einmal drinnen nachsehen wollten, was die Gnädigste macht — meinen Sie nicht auch?“

In ihren finstern Träumen vorhin hatte Madame Josephine nicht daran gedacht, sondern sah sich schon weiter ziehen in einem Eisenbahncoupé letzter Klasse oder gar zu Fuß auf der schmutzigen Landstraße.

Sie legte Hut und Mantel ab und ließ es sich dankbar gefallen, daß sich die kleine Kammerjungfer recht umständlich und behaglich mit ihrem schönen und vollen Haare beschäftigte, das allerdings durch die lange Fahrt in Unordnung ge-

rathen war, aber in seiner Fülle und seinem weichen Glanze sogleich wieder prachtvoll erschien, obgleich sie es nur kunstlos um das Haupt wand und mit ein paar Haarnadeln befestigte.

Passend zu diesem schönen Haare, der offenen Stirne, den edlen Gesichtszügen erschien auch die hohe Gestalt Madame Josephinens, nachdem sie ihren weiten, Alles verhüllenden Mantel abgelegt, schlank in der Taille, nicht zu breit in den Schultern, dabei von einer harmonischen Fülle unter dem knapp anliegenden, einfachen schwarzen Kleide.

Als sie darauf ohne Zaudern in das Nebenzimmer ging, dem Rathe der Andern folgend, sah ihr diese kopfschüttelnd nach und sprach zu sich selber: „Ich möchte nicht um Alles in der Welt mich von einer Kammerfrau bedienen lassen, die nicht nur so vornehm aussieht, sondern auch in Allem, was sie thut, spricht, ja ich glaube, was sie denkt, so vornehm ist, und doch wär' es mir gar so schmerzlich, wenn sie wieder von uns fortginge und ich ihr liebes Gesicht nicht mehr sehen, ihre gute, sanfte Stimme nicht mehr hören sollte — und doch wird es so kommen, vielleicht wie im Märchen, und sie eines Tages sagen: ‚Lebt wohl, Kinder, gedenkt meiner, und auch ich werde euch nicht vergessen, ich, die Fee Krysalinde.'"

Damit ließ sie sich lachend auf den Divan nieder und nahm ein Buch in die Hand, worin sie schon vorher gelesen zu haben schien.

Drinnen im Wartesaal erster Klasse lag eine junge Dame mit feinen, etwas müden Gesichtszügen, wachsbleichem Teint und einem leichten Zucken in den Mundwinkeln, wenn sie sprach, auf dem Divan, zugedeckt mit kostbaren Pelzen, obgleich es in dem Raume nicht kühl war; sie sah verdrießlich und abgespannt aus, und wenn sie ihre großen und hellblauen Augen unter den langsam heraufgezogenen Lidern sehen ließ, so zeigten sie einen gleichen Ausdruck.

„Ich danke Ihnen," erwiederte sie auf die Frage der Kammerfrau, ob irgend etwas zu besorgen wäre, „ich danke Ihnen — brauche nichts und können auch Sie sich jetzt Ruhe gönnen, da wir wahrscheinlich später unseren Weg zu Wagen fortsetzen werden — ich danke Ihnen."

Sie erhob kaum sichtbar ihre feine weiße Hand, worauf sich Madame Josephine zurückzog.

Sie hatte während dieser kurzen Unterredung keinen Blick zu dem Herrn Baron erhoben, der, die Rechte auf den Divan stützend, zu Häupten der jungen Dame stand und seinerseits kein Auge vom Gesichte der Kammerfrau verwandte, vielleicht um ihr durch ein kurzes verdrießliches Achselzucken anzuzeigen, wie unangenehm er selbst die Launen seiner Frau empfinde; jetzt, nachdem Madame Josephine das Gemach verlassen und er die Hände auf dem Rücken ein paar Mal hin und her gegangen war, lieh er seinem verdrießlichen Gesichte Worte, indem

er unmuthig sagte: „Du hast allerdings selbst zu bestimmen, was geschehen soll, und ich füge mich wie immer, muß aber sagen, daß diese sich stets widersträubenden und wiederaufhebenden Launen auch den ruhigsten Menschen zur Verzweiflung bringen können.“

„Das verstehst Du einmal wieder nicht, oder wenn Du es verstehst, so hast Du wieder einmal Lust, mich mit Deinen Widersprüchen zu ennuyiren, und Du weißt, daß ich Widersprüche nicht ertragen kann, und daß wir übereingekommen sind, mich damit zu verschonen.“

Er hatte sich vor den Kamin gestellt, wärmte seine Füße an der lustig knisternden Glut und betrachtete seinen schönen Kopf im Spiegel, wobei er unmuthig an den Nägeln kaute, um dann seinen mächtigen schwarzen Schnurrbart zu beiden Seiten hinauszudrehen und die Enden desselben mit scharfen Spitzen zu versehen. Endlich entgegnete er ohne umzuschauen: „Wenn ich Dir auch eigentlich nicht widersprechen will, so muß ich Dir doch sagen, daß in allem dem kein vernünftiger Sinn zu finden ist. Wir beeilen uns, von Italien fortzukommen — nun gut — pah — ich habe nichts dagegen, es thut Deinen Nerven nicht mehr gut das italienische Klima, fühlst Du und sagen die Aerzte — ich habe nichts dagegen — wir wollen nach England — kühleres Klima, feuchte Luft, gesunde Nebel — gut — wir machen mobil, es

geht los, der Kurier voraus, bis Du auf einmal fühlst, daß Du Eisenbahnfahren nicht mehr ertragen kannst und absolut stillliegen mußt."

„Ja stillliegen, mein Freund," entgegnete sie in mattem Tone und die Worte lang auseinanderziehend, „vor allen Dingen aber Ruhe haben, Ruhe, ohne den Versuch unangenehmer Aufregungen, Ein- und Widersprüche."

„So soll ich also dazu verdammt sein, auch hier das Maul zu halten, und höchstens stumm herumlaufen zu dürfen, wie ein erboster Pudel?"

„Das ist ein sehr unpassender Vergleich, auch wünsche ich ja, daß Du redest, aber sanft redest, wie man mit einer kranken Frau reden soll, ja das wünsche ich und bitte darum, sei es auch nur, um Dir antworten zu dürfen."

„Ich soll reden und dabei schweigen, soll Dir meine vernünftige Meinung sagen und Dich nicht aufregen, soll sprechen, ohne Dir zu widersprechen, lehre mich doch dergleichen Kunststücke!"

„Mein Gott, ich begreife es ja," sagte die Dame nach einer kleinen Pause, „daß es für Dich gerade nicht angenehm ist hier, der Himmel mag wissen wie lange, liegen zu bleiben."

„Zwei Stunden von der Residenz," brummte er.

„Und in diesem unfreundlichen Winterwetter."

„In einem solchen Neste."

„Ohne Comfort, ohne Amüsement — entsetzlich!"

„Hm, was beliebt," sagte er den Kopf aufwerfend, „ich glaube, Du spottest noch sogar!"

„Nein, ich zeichne nur unsere trübselige Situation, um Dich zu fragen, ob es nicht triftige Ursachen gewesen sein müssen, die mich veranlaßten, hier unsere Reise zu unterbrechen."

„Nun gut — pah, ich kann nichts dagegen haben, nur möchte ich wahrhaftig diese triftigen Gründe kennen lernen, denn was Dein Nervenleiden anbelangt, so hättest Du es viel behaglicher in der Residenz ausbrüten können, und hätten wir uns auch dort auf viel bequemere Art der Gesellschaft unseres angenehmen Reisegefährten aus Italien, des Herrn Grafen Ferrner, erfreuen können."

„Du findest doch auch, daß er ein charmanter und liebenswürdiger Gesellschafter ist," erwiederte sie, nachdem sie mit dem stark duftenden Batisttuche langsam ihre Stirne berührte.

„Pah, was kann ich dagegen haben," gab er achselzuckend zur Antwort, „ich halte ihn für einen vollkommenen Kavalier, er trägt einen schönen Namen, scheint viel Geld zu haben, sieht gut genug aus, schwätzt viel Unsinn, kurz, ist eines jener Wesen, von denen zwölf ein Dutzend ausmachen."

„Du strengst Dich in Deinem Lobe gerade nicht an, doch hat das nichts zu sagen, und bin ich es in ähnlichen Fällen nicht anders gewohnt, vergessen hast Du aber doch noch, daß seine Familie mit zu den angesehensten des Landes gehört, daß

sein Vater Oberstjägermeister ist, sein Schwager der beliebteste Adjutant des Königs, und daß uns alles das bei einem Aufenthalt in der Residenz sehr zu statten käme."

„Teufel auch!" rief er heftig herumfahrend, „Du scheinst es ganz darauf anzulegen, mich wirblich zu machen — Du erklärst mir da die Vorzüge der Residenz, um zwei Stunden davon entfernt, im Schnee und Regen hängen zu bleiben."

„Aus triftigen Gründen."

„O, o, o, o!"

„Es ist allerdings wahr, ich beabsichtigte, nach England zurückzukehren, theils weil ich das kältere, kräftigere Klima besser für mein Nervenleiden hielt, dann auch um den Versuch zu machen, mich endlich mit Mama auseinanderzusetzen."

„Nun, mit der alten Dame auseinandergesetzt wären wir in Neapel auch gewesen, sollte ich denken, so ein paar hundert Meilen Wegs sind immerhin eine hübsche Auseinandersetzung."

„Auseinandersetzen im versöhnlichen Sinne — ich habe mich allerdings schlecht ausgedrückt, ich habe es satt, von der ganzen Familie eigentlich verbannt und verstoßen zu sein, und warum ich verbannt und verstoßen bin," setzte sie mit einem Anfluge von gelindem Schluchzen hinzu, „wirst Du mir wohl erlassen zu sagen."

„Gut, ich erlasse Dir das," erwiederte er im großmüthigen Tone, „pah, ich kann nichts dagegen

einwenden, respektire auch die Grundsätze und Meinungen Anderer bis in die Unendlichkeit, kann auch Alles ertragen, nur keinen Unsinn, und doch wirst Du mir zugeben müssen, daß in alledem kein Menschenverstand liegt; Du willst Dich mit Deiner Mutter, der alten Dame, gewissermaßen vergleichen, versöhnen; gut, ich habe nichts dagegen, Du beabsichtigest das von England aus zu thun, wo sich Deine Mutter befindet, aber anstatt möglichst rasch dorthin zu kutschiren, fällt es Dir auf einmal ein, hier liegen zu bleiben. Wo steckt da der gesunde Menschenverstand?"

„Nun, mein Freund," versetzte sie lächelnd mit dem Ausdruck der Ueberlegenheit, „der gesunde Menschenverstand liegt in diesem Falle darin, daß Mama sich nicht mehr in England befindet, sondern gerade in der Residenz vor uns, wo meine theure Schwester Arabella sich vorgenommen hat, den Winter zuzubringen, um deutsches Leben kennen zu lernen, vielleicht auch um — —" Sie unterbrach sich hier lachend, wohl dazu ermuntert durch das grenzenlose Erstaunen auf dem Gesichte ihres Gemahls, der sich durchaus keine Mühe gab, dasselbe zu verbergen, sondern sie sprachlos vor Ueberraschung mit offenem Munde anstarrte. „Ja vielleicht auch," fuhr die junge Dame deßhalb mit dem Ausdruck größter Heiterkeit fort, „um dort endlich ein Glück zu finden, das mir bereits zu Theil geworden, das Glück, einen so ausgezeichneten Lebensgefährten zu finden, wie ich ihn gefunden habe."

Da er sich mit dem linken Arm auf den Kamin stützte, so vermochte er nur die rechte Schulter unverhältnißmäßig hoch in die Höhe zu zucken, während er zur Entgegnung murmelte: „Wenn diese Worte auch von einem wirklichen Gedanken ebenso weit entfernt sind, als der Frosch vom Krammetsvogel, so thut das durchaus nichts, denn ich bin mir meines eigenen Werthes bewußt.“

„Schade, daß Mama nicht auch so fühlt und leider immer noch hartnäckig das Gegentheil behauptet.“

„Zu ihrem eigenen Schaden; wer vermag überhaupt etwas über den haarsträubenden Unsinn dieser Frau!“

„Wir wollen darüber nicht auf's Neue streiten, ich habe Dir nur das Faktum mitgetheilt und will beifügen, daß ich es nach reiflicher Ueberlegung für besser hielt, die Mama nicht unvorbereitet und so plötzlich zu überfallen, mich vielmehr von ihr aufsuchen zu lassen, was sie thun wird, sobald sie erfährt, daß ich gezwungen war, meine Reise wegen Unwohlseins zu unterbrechen und vielleicht ein paar Wochen lang hier in der Nähe bei dem gewissen bedeutenden Arzt zu bleiben, den Seine Erlaucht so freundlich war, uns zu empfehlen.“

„Dir zu empfehlen, ich komme ja bei dergleichen Dingen nicht in Betracht.“

„Danke dem Himmel dafür, es ist kein Vergnügen, krank und elend zu sein.“

„Nun, was meinst Du," lachte er spöttisch, „wir brauchen doch unter uns diese Komödie nicht fortzuspielen und Du kannst versichert sein, daß ich gegenüber Deiner Frau Mama nicht aus der Rolle fallen werde."

„Es ist nicht alles Komödie, lieber Cäsar, ich fühle mich wirklich leidend, krank, und kann Dich versichern, daß es mir Bedürfniß ist, ja sehr wohl thun wird, hier eine kurze Weile auszuruhen, als mich in der Residenz sogleich in Verhältnisse zu stürzen, von denen ich noch nicht weiß, ob ich sie, was meine Mutter anbelangt, werde bemeistern können."

„Ja, diese Frau muß einen merkwürdigen störrischen und eigensinnigen Charakter haben," murmelte er vor sich hin, um, nur für seinen dichten Schnurrbart verständlich, hinzuzusetzen: „ganz in der Art spanischer Maulthiere, höchst angenehme Eigenschaft für eine Schwiegermutter."

„Denn meine Mutter," fuhr die junge Dame in einem schwachen leidenden Tone fort, „ist nun einmal gegen uns eingenommen, auch gegen mich, und hat es nie begreifen wollen, daß ich, wie sie sagt, eine solche Thorheit begehen konnte, Dich zu heirathen, wohlverstanden wie sie sagt, denn wie ich denke, weißt Du ja, mein guter Cäsar." Sie erhob mit einer matten Bewegung ihre Rechte gegen ihn, und hielt diese so hartnäckig in die Höhe, bis er, allerdings etwas brummelnd, herbeikam, ihre

Hand ergriff, um sie, nicht gerade mit einem glücklichen oder auch nur zufriedenen Gesichtsausdruck, an seine Lippen zu führen.

„So — nun sei auch mein guter Cäsar," lispelte sie, ihren Kopf zurücklehnend mit halbgeschlossenen Augen, „sieh' nach den Leuten, ob wir Pferde für unsere Wagen haben, um damit von hier fortzukommen, sobald Seine Erlaucht zurück sein wird, der die Freundlichkeit hatte, uns seine Begleitung zu versprechen — sende mir auch Madame Josephine, wenn es Dir gefällig ist."

„Gut, sorgen wir für unser Fortkommen," entgegnete er, seine Reisemütze vom Kopfe nehmend, worauf er hinausgehend und zu sich selber sprechend beifügte: „Es gelüstet mich wahrhaftig auch wieder einmal, ruhig in meinen vier Pfählen zu sitzen. Der Teufel auch, man wird von all' dem Unsinn so nervös, wie der Hund an seiner Kette, und möchte nach rechts oder links beißen," dann durch das kleine Gemach gehend, wo die Kammerfrau auf dem Divan saß, den Kopf gegen die Wand gelehnt, als schlummere sie, hustete er leicht vor sich hin, um, als Madame Josephine ihre großen Augen öffnete, in sehr höflichem, ja beinahe herzlichem Tone zu sagen: „Wenn Sie nicht zu sehr ermüdet sind, wird es die Baronin freuen, Sie bei sich zu sehen."

Draußen war sein erstes Geschäft, sich eine Cigarre anzuzünden, und wenn man hätte sehen können, mit welchem Hochgenuß er die ersten Züge

einzog, so wußte man sogleich, daß es sich hier um etwas lang Entbehrtes handelte. „Gehört auch wieder zu diesen verfluchten goldenen Ketten — wahrhaftig, meine Seele fängt an, nach Freiheit zu schmachten, wie der Hirsch nach frischem Wasser, und wenn einmal diese unsinnige Versöhnungskomödie vorüber ist, so wollen wir wieder ein Bischen unser eigener Herr sein; das Leben in der Residenz ist amüsant, und wenn sie mit Mutter und Schwester vereinigt ist, so wird auch mir der Zügel etwas lockerer geschnallt werden, und fände sich alsdann ein Körnchen Vernunft in diesem grassen Unsinn."

So denkend, auch wohl einen Satz laut aussprechend, war er um das Bahnhofgebäude herum gegangen und schlenderte gegen ein paar Reisewagen, die dort bereits mit leuchtenden Laternen hielten, obgleich weder die Pferde gekommen waren, noch von den Leuten Jemand zugegen zu sein schien.

Doch hatte er sich, was das Letztere betraf, getäuscht, denn als er näher kam, bemerkte er, daß der Schlag seines Reisewagens geöffnet war, und daß sich Jemand im Innern der Equipage zu schaffen machte, wobei die kleinen zierlichen Füßchen mit einem Anfluge von weißen Strümpfen draußen auf dem Tritte sichtbar waren.

Baron Cäsar lachte in sich hinein, als er mit unhörbarem Schritt ganz nahe trat, um hierauf

mit einem schnarrenden Tone zu sagen, während er mit seinen beiden Händen rasch die schlanke Taille umfaßte, die zu den zierlichen Füßchen gehörte: „Ah, da haben wir es wohl mit einem kecken Diebe zu thun, na, warte, kleiner Schelm, Strafe muß sein.“

„Wie Sie mich erschreckt haben, Herr Baron!“ rief die kleine Kammerjungfer, sich so hastig aufrichtend, daß sie hätte rückwärts fallen müssen, wenn er sie nicht großmüthigerweise in seinen Armen aufgefangen hätte — „ich bin es ja, Charlotte.“

„Das sehe und fühle ich jetzt wohl,“ lachte er, „doch habe ich mich einmal auf Strafe eingerichtet, und muß Dich schon wie eine ganz verfluchte Diebin behandeln.“

„Lassen Sie mich, Herr Baron — — dort kommt — —“

„Pah, Unsinn, Niemand kommt, kleine Bachstelze!“

„Doch, Herr Baron, dort vom Hause — Madame Josephine.“

Und während er rasch den Kopf gegen das Bahnhofgebäude wandte, schlüpfte sie ihm wie ein Aal zwischen den Händen durch und floh lachend dem Hause zu.

„Warte, kleine Hexe,“ rief er ihr nach, „das Lachen sollst Du mir bezahlen — wo ist denn Madame Josephine? — — ah, sie hat mich nur schrecken wollen und das ist ihr verwünscht gut gelungen — fürchte ich mich doch wahrhaftig vor diesen großen melancholischen Augen.“

Doch war es ihm im nächsten Augenblicke lieb, daß er sich allein bei dem Wagen befand, um dem herankommenden Kurier in einem verdrießlichen Tone zu sagen: „Aber Mister Brander, das dauert ja eine Ewigkeit, bis wir einmal fertig werden — wo bleiben denn die Pferde?"

„Sie folgen mir auf dem Fuße, Herr Baron, und da auch dort auf der Anhöhe ein paar Reiter mit Fackeln sichtbar werden, so könnten wir in einigen Minuten abfahren, wenn es die gnädige Frau befiehlt."

„Gut, sie befiehlt es und ich befehle es, also machen Sie nur, daß eingespannt wird, und kommen Sie dann mit den Leuten zum Bahnhofgebäude, um Madame an den Wagen zu tragen." Er wandte sich auf dem Absatze um und ging pfeifend dem Hause zu, wo sich die Baronin schon aus ihren Pelzen hatte herausschälen lassen und auf einem Stuhle bereit saß, um an ihren Reisewagen gebracht zu werden; vorher aber erging sie sich in den wärmsten Danksagungen gegen einen jungen Herrn in hohen Reiterstiefeln und kurzer Jagdjoppe, der mit den Fackelträgern angekommen und draußen vom Pferde gestiegen, sogleich in den Wartesaal erster Klasse geeilt war und dort mit einer Lebhaftigkeit empfangen worden, die sehr von der kargen Freundlichkeit abstach, welche man für den Baron aufgewandt hatte.

„Ein großes Glück war es zu nennen," sagte

Graf Ferrner, nachdem er umständlich die feine weiße Hand der jungen Dame an seine Lippen geführt und dann einen Blick des Einverständnisses ausgetauscht, „daß ich schon früher meine Leute mit Pferden und Fackeln hieher dirigirte und den vortrefflichen Freund unseres Hauses, den guten Doktor Flinder, nicht nur zu Hause traf, sondern auch bereit, sein ganz comfortables Appartement der gnädigen Frau für einige Zeit abzutreten."

„Herzlichen Dank, bester Graf, für all' die Mühe, die ich Ihnen gemacht, rechnen Sie aber auf meine wärmste Erkenntlichkeit."

„Ich rechne darauf," gab er leise zur Antwort und hielt ihre Hand in der seinigen fest, als die Männer den Stuhl aufhoben, um ihn mit seiner schönen Bürde an den Reisewagen zu tragen, wo die Baronin in Kurzem auf's Beste untergebracht war, bis hoch an den Hals in den Pelzen steckend, behaglich auf beiden Sitzen ruhend, mit fest zugezogenen Wagenfenstern, was besonders Letzteres ihren Gemahl veranlaßte, sich, in seinen Schuppenpelz gehüllt, auf den Bock zu setzen, neben den Kutscher aus dem benachbarten Orte, theils seiner Cigarre und der frischen Luft wegen, theils aber auch, um die Fahrt in finsterer Nacht auf wahrscheinlich schlechten Wegen kontroliren zu können. In einem kleinen Kabriolet hinten an der Reiseequipage befand sich Madame Josephine und die Kammerjungfer, während der Bediente im leichten

Wagen des Kuriers eine gute Strecke vorausfuhr.

Der Schnee hatte aufgehört zu fallen oder es war vielmehr eine wärmere, stärkere Luftströmung eingetreten, die statt der weißen Flocken große Regentropfen herüberwarf und klagend durch die nackten feuchten Zweige der Bäume fuhr, der Wind heulte an dem Reisewagen, schüttelte ihn wohl auch leicht, ehe er dann abließ von den schauernden Reisenden, um brausend und sausend über die Felder dahin zu fliehen, weit, weit in unmeßbare Ferne.

„Das ist eine recht ungemüthliche Fahrt," meinte die kleine Kammerjungfer, sich fester in den Mantel wickelnd, „wenn es dabei nur nicht gar so dunkel wäre, ich habe immer Angst, der Kutscher verfehlt den Weg und setzt uns plötzlich in einem Graben ab."

„O, die Leute kennen ihre Straße genau."

„Alles hat sich heute gegen uns verschworen; gestern Abend hatten wir so schönen Mondschein bei der Eisenbahnfahrt, wo wir ihn gar nicht brauchten."

„Wir werden ihn auch heute haben, nur etwas später," entgegnete Madame Josephine und setzte, sich zur Seite beugend, hinzu: „Sehen Sie, wie dort der düstere Himmel eine trübgelbe Färbung annimmt — dort hinaus, glaube ich, liegt auch der Ort, wohin wir fahren."

„So waren Sie früher schon hier in dieser Gegend?"

„Ich war einmal da, aber es ist schon ziemlich lange her, kann mir aber wenig davon erinnern — Alles war damals anders, der Himmel klar und der Schnee deckte die Landschaft.“

„Das war jedenfalls amüsanter, als die heutige Regennacht — wenn ich denke, daß wir ohne den Unsinn, wie der gnädige Herr zu sagen pflegt, jetzt behaglich im warmen Zimmer eines guten Gasthofes säßen, so muß ich schon eingestehen, daß das Dienen immerhin ein hartes Brod ist.“

„Gewiß, doch gibt es noch viel traurigere Verhältnisse.“

Der Herr Baron vorne auf dem Bock hatte seine halbgerauchte Cigarre, nachdem er sich eine frische angezündet, dem Kutscher in den Mund geschoben und sagte nun: „Wer rasch fährt, bekommt auch ein gutes Trinkgeld,“ worauf Jener lachend erwiederte: „Was ich beim langsamen Fahren noch mehr verdiene, Euer Gnaden, denn wenn ich auf diesen schlechten Feldwegen wollte laufen lassen, so würden wir kaum mit heiler Haut nach Morfeld kommen. — Ja, ich kenne diese Straße — recht genau kenne ich sie.“

„Haben wir einen Fluß zu passiren, ich meine, ich sehe dort vor uns Wasser leuchten?“

„Es ist nur ein kleiner See, Euer Gnaden, den ich gleichfalls kenne, ja recht genau, und werde Zeit meines Lebens daran denken!“

„Hast Du dort einmal Unglück gehabt?“

„Ich nicht, Euer Gnaden, aber ein Anderer, den ich fuhr, das war vor ein paar Jahren, da hatten sich hier ein paar Herren aus der Residenz zusammengefunden, um mit Pistolen auf einander zu schießen, und der Eine von ihnen, den ich nachher fuhr, war so todtgeschossen worden, daß man es nicht besser verlangen konnte, ich sah ihn selbst todt am Boden liegen, und der Doktor, der ihn untersuchte, sagte, dem thut kein Zahn mehr weh — nun, das wäre nichts Besonderes gewesen, aber als wir ihn aufgeladen hatten, den Todten nämlich, und kaum eine halbe Stunde gefahren waren, kommt ein anderer Wagen schneller hinter uns drein, so daß ich ausweichen mußte, und wie ich das sorgfältig thue und rückwärts schaue, ob der Andere gut vorbeikommt, blickt mein Todter zum Wagen heraus und wünscht dem anderen Reisenden ganz gemüthlich einen guten Abend — dachte ich doch, ich müßte vor Schreck vom Wagen herunterfallen."

„Ach, ich erinnere mich, von der Geschichte gehört zu haben, doch war der Andere eben so wenig todt, als ich und Du."

„O, Euer Gnaden, der war todt gewesen, darauf können Sie sich verlassen."

„Lebt aber heute noch, darauf kannst Du Dich ebenfalls verlassen."

„Glaub's wohl, und wenn sie ihn noch zehnmal todtschössen oder stächen, so wird er doch wieder zum Leben kommen, wenn er von seiner Zauber-

medizin nimmt, und ihn dabei der Mond bescheint — sehen Sie, hier war es, wo er lag, und dort kommt auch der Mond herauf, aber damals war er klarer."

Die Pferde schlichen langsam die mäßige Anhöhe hinauf, mühsam den schweren, hin und her schwankenden Reisewagen durch die tief ausgefahrenen Geleise ziehend, wobei sich der Wasserspiegel des kleinen Sees trübe leuchtend vor ihnen ausbreitete, während hinter ihm durch Dunst und Nebel die riesige Mondscheibe in fahlem, schmutzigem Gelb sichtbar geworden war, aber doch so viel Licht gebend, daß man die entlaubten Zweige der Bäume, sowie das wehende Schilf am Ufer ziemlich deutlich sah.

Wen überschleicht nicht in jeder Stimmung ein ernstes, fast wehmüthiges Gefühl, wenn er das Gestirn der Nacht so in düsterer Glut, dunstig und nebelverschleiert erblickt, den treuen Gefährten so mancher Nacht, den tröstenden Freund in hellem Silberstrahl glänzend, wie wir ihn so gern im Gedächtniß haben -- jetzt verblichen, ermüdet, mit traurigem Schein, schwerfällig am Horizonte ziehend, vielleicht ein Bild unseres eigenen Lebens — nur noch ein Gespenst unserer einst so schönen und glänzenden Erinnerungen.

So mochte auch wohl Madame Josephine denken, die, den Kopf seitwärts geneigt, unverwandt in die Mondscheibe blickte, und so anhaltend, bis sich ihre

Augen mit Thränen füllten, Thränen tiefen Kummers über ein verlorenes Leben.

Ja, sie war schon einmal in dieser Gegend gewesen, sie hatte diesen Weg schon einmal gemacht, gleichfalls im Winter, aber an einem klaren heiteren Frosttage, und wenn auch damals schon ihr Herz von Leiden bedrückt wurde, so schlug es doch gegenüber ihrem heutigen Denken und Fühlen fast glücklich und zufrieden.

Allerdings hatte sie in jener Zeit der Blitz des Telegraphen zurückgerufen, als sie schon das weite Meer vor sich gesehen und damit Freiheit und Unabhängigkeit, ja die Lösung schmerzlich drückender Verhältnisse — hatte sie zurückgerufen den langen, langen Weg, den sie soeben erst durchmessen, und an das Lager eines gehaßten Mannes geführt, der, auf den Tod verwundet, sie gerufen hatte und nun festhielt, ihre Dankbarkeit in Anspruch nehmend.

Und sie mußte bleiben und leiden, anfangs in dumpfem, schmerzlichem Gefühl des tiefsten Unglücks und Unwerths, bis endlich der Silberton der Freundschaft und Liebe in ihr starres Herz gedrungen war, dasselbe erwärmt, erleuchtet und milde gestimmt hatte, so daß es, magnetisch berührt von einem andern reinen weiblichen Herzen, sich selbst wie geläutert erschien durch jahrelangen Kummer und jahrelangen tiefen Seelenschmerz und so wieder die Berechtigung habend, auf ein unsäglich süßes Glück zu hoffen.

Falsche Hoffnungen Alles das — Trugschlüsse

eigener Verblendung — verzeihliche Trugschlüsse durch Liebe, Glaube und Hoffnung. Wie hatte sie auch denken können, daß ihr vergangenes, mitunter häßliches Leben fleckenlos würde erscheinen, weil jenes herrliche reine Wesen sie Schwester genannt, sie auf die Stirne geküßt, und daß damit alle Flecken verschwunden wären, die auf ihrer Seele brannten, und dadurch schmerzlich in ihrem Herzen wühlten!

Wie hatte sie an die Beständigkeit der Liebe jenes Mannes glauben können, dessen leichtbewegter Phantasie sie als eine glänzende Eroberung erschienen war, der, leidenschaftlich für sie erregt, zur Besinnung, ja zur nüchternen Besinnung kommen mußte, sobald er bei der Schwäche und dem Wankelmuth seines Charakters zu dem Bewußtsein kam, daß seine strahlende Göttin nichts sei, als ein liebendes treues Weib, daß von jener glänzenden Erscheinung nichts übrig blieb, als die Erinnerung an eine thörichte Leidenschaft, deren Ziel auch vielleicht anders hätte erreicht werden können, als durch die schweren, drückenden Fesseln einer so voreiligen und unüberlegten Verbindung.

O, es war begreiflich der schrecklichste Augenblick ihres so schmerzlich bewegten Lebens gewesen, als sie es über sich vermocht, sich einzugestehen, die Existenz eines so furchtbaren Gedankens, der freilich anfänglich durch Mienen und Worte nur wie fernes Wetterleuchten erschienen war, um, einem

schweren Gewitter gleich, murrend und grollend heranzuziehen, und dann mit einem einzigen blendenden Blitzstrahle die ganze üppig grüne Saat ihrer Liebe und Hoffnung zu verheeren.

Ja, zu verheeren, niederzuschmettern, in Feuer auflodern zu lassen, und als sie darnach zusammengebrochen saß auf der Brandstätte ihres Glückes, hatte es nicht einmal lange gewährt, bis sie ihre starke Seele wieder aufgerichtet hatte, bis sie in Wirklichkeit mit einem trüben Lächeln langsam das Haar aus ihrer Stirn gestrichen und laut zu sich selber gesagt: „Ja, so mußte es kommen, und da es nun so gekommen ist, danke ich dem Himmel für die Klarheit, die er mir verliehen, sowie für die Kraft, die er mir gegeben, mein grenzenloses Unglück muthig zu tragen, und von nun an einsam meinen Weg zu gehen.“ Da war an eine Umkehr nicht mehr zu denken, an kein rechts oder links Schauen, an kein Vergessen und Begütigen, obgleich er das allerdings versucht, obgleich es nur ein einziges Wort gewesen, womit er sie zu Boden geschmettert, ein wahres und deßhalb um so furchtbareres Wort, ein Wort von so häßlichem Klange, daß sie sich selbst scheute, es zu wiederholen, und dessen Last sie wie ein Verbrechen tragen mußte, und das sie nicht einmal dadurch abschwächen konnte, daß es ja eigentlich ein Verbrechen war, welches freventlich an ihr begangen worden und woran sie nicht mehr schuld war, als ein armes Kind, das

mit den Leiden einer verzehrenden Krankheit zur Welt kommt. — — — Vorbei — Alles das vorbei. — — Sie hatte ihm mit übermenschlicher Kraft zugestanden, daß er zu jenem Worte alle Berechtigung hatte, ja ihm nicht einmal vorwurfsvoll gesagt, daß er ja nur mit diesem Worte gewissermaßen ihr eigenes Geständniß wiederholt, nur einen Schatten wieder hervorgerufen, den er vor nicht langer Zeit lächelnd versucht, von ihrer Stirn und ihren Augen wegzuküssen.

— — — — Vorbei — Alles vorbei. — Sie hatte ihn gebeten, sie in Italien zurückzulassen, als er sich nach Paris begab in Begleitung seines Freundes, des Freiherrn von Reckenstein.

— — — — Ah, dieser Name, sie konnte ihn nicht aussprechen, ja sie vermochte ihn nicht einmal zu denken, ohne fast die Lippen sich blutig zu beißen, ohne ihre Hände krampfhaft zusammenzuballen: das war ein entsetzlich schrecklicher Mensch, ein böser Engel, ein treuloser Verräther aller Ehre und Freundschaft.

Und es war ihr eine unerträglich gewordene Last von der Seele genommen, als sie diesen nicht mehr in ihrer Gesellschaft dulden mußte — freilich war Alles, Alles vorbei, mußte Alles vorbei sein, da sie mit einander gingen.

Dann hatte sie ihre kleinen Angelegenheiten geordnet, hatte mit ängstlicher Hast das Geld eingepackt, das er ihr zurückgelassen, auch Alles an Werth und Kostbarkeiten, das sie einstens von ihm

erhalten, hatte sich mit ihrer Händearbeit ernährt, auf eine günstige Gelegenheit wartend, um nach England zurückzukehren, in ihre Heimat, dort die armselige Hütte aufzusuchen, wo sie von den Ihrigen noch zu finden hoffte, für Jene zu arbeiten, wenn sie sich in Noth befanden, ihnen Lebewohl zu sagen, wenn es anders war, um dann irgendwo zu verschwinden, zu vergehen, still und unvermerkt, wie sie in's Leben getreten.

Da hatte sich denn auch jene günstige Gelegenheit gefunden bei einer jungen reichen Dame, bei einer Landsmännin, die sich an einen deutschen Baron verheirathet hatte, die im Begriff war, auf dem kürzesten Wege nach England zurückzukehren, und die eine Dienerin gesucht hatte, ein Mittelding zwischen Gesellschafterin und Kammerfrau.

So war Madame Josephine nach Deutschland zurückgekehrt und hatte, mit dem Kurierzuge dahinfliegend, die dunkle Nacht gesegnet, weil sie es ihr möglich machte, vorüber zu huschen an all' den Orten voll schmerzlicher Erinnerung — selbst nicht sehend und nicht gesehen werdend.

Doch trügerisch, wie so Vieles in ihrem Leben, hatte sich jetzt auch diese ihr so glatt erscheinende Flut erwiesen, und als sie sich schon gerettet glaubte, war sie in einen tückischen Wirbel gerathen, der eben im Begriffe war, sie an's Land zu werfen und gerade an einer Stelle, die sie vor allen anderen gefürchtet. — — —

„Gott sei Dank,“ sagte die kleine Kammerjungfer aus dem Schlummer auffahrend und um sich schauend, „dort vor uns sah ich Lichter schimmern, hoffentlich sind wir an Ort und Stelle.“

Und sie hatte Recht. Der Reisewagen hielt, aus der gastlich geöffneten Thür des kleinen hübschen Hauses drang heller Lichterschein, auf der Schwelle stand Doktor Flinder, die junge Dame freundlich begrüßend und sie dann in's Haus geleitend. Um der Dienerschaft ihre Zimmer im Dachstocke anzuweisen, war eine alte Magd da, die ziemlich mürrisch drein schaute über die vielen späten Gäste, was für Madame Josephine eine Erleichterung war, denn ein freundlicher Willkomm oder gar ein Wort des Wiedererkennens würde sie vielleicht vermocht haben, in die finstere Regennacht zurückzufliehen.

Und doch geschah noch etwas, das ihr Herz krampfhaft zusammenzog und schmerzliche Thränentropfen aus den Augen preßte — um den Wagen herum schlich ein riesiger Neufundländer, die fremden Menschen betrachtend, und drückte sich jetzt auffallend an sie, hob den Kopf und stieß ein kurzes eigenthümliches Geheul aus, nachdem seine heiße Zunge ihre Hand berührt.

Elfte Randverzierung.

Regenschraffirungen, die uns seltsame Bilder der Vergangenheit zeigen.

Es regierte jene Art von Wetter, wie sie im Spätherbst zuweilen vorkommt, wo man glaubt, alles Lebendige in der Landschaft sei umgekommen, selbst die sonst so frechen Sperlinge und zudringlichen Krähen — oder habe sich verkrochen, um den Jammer nicht mit ansehen zu müssen, wie der Wind in blinder Wuth die nackten Zweige der Bäume hin und her weht, an denen doch nichts mehr herabzuschütteln ist, und wie er brausend und sausend mit heulendem Hohngelächter bald in anhaltendem Wehen, bald in heftigen Stößen über die Erde dahinfährt, die Regentropfen vor sich her peitschend.

„Alle Hoffnung verschwunden — alle und jede," seufzte die Frau, welche wir gestern unter dem Namen Madame Josephine kennen gelernt und die jetzt an dem tieftrüben traurigen Novembertage, der wohl das einzige Gute hatte, daß er vortrefflich zu ihrer Stimmung paßte, an den Fenstern des kleinen Stübchens lehnte, wohin sie die alte Magd des Doktor Flinder gestern Abend gebracht,

und wo man sie in Ruhe belassen, da Mamsell Charlotte den Dienst bei der gnädigen Frau gethan, vorgebend, die Kammerfrau sei unwohl und müde; ob sie solches nun aus gutem Herzen gethan, oder ob sie, wie schon öfter, den Dienst der Kammerfrau in ähnlicher Weise erleichtert, vielleicht mit dem Nebengedanken, jene sich nicht in der Gunst der Herrin festsetzen zu lassen, wissen wir nicht genau anzugeben, ist auch für uns eben so gleichgültig, als für Madame Josephine. War ihr doch der Dienst, den sie angenommen, nur Mittel zum Zweck, und es ihr um so lieber, je eher sie den letzteren erreiche, um den ersteren wieder verlassen zu können.

Nun hatte ein tückischer Zufall ihre Reise unterbrochen, und gerade an einem Punkte, an dem sie so gerne schweigend, nichtsdenkend, wenn dieß möglich war, mit verhülltem Haupte vorübergehuscht wäre, — an einem Punkte, der, verklärt hervorgetreten aus ihren trüben Erinnerungen, jetzt seinen Glanz verlieren mußte, und verschwinden in ihrer trüben grauen Vergangenheit — verschwinden, wie jener falbe Schein am Himmel, von dem nichts mehr übrig geblieben war, seit sie ihre Augen starr auf ihn geheftet.

Dann sanken ihre Blicke herab gegen den Horizont und ein schmerzliches Lächeln zuckte um ihre Lippen, als sie nach längerem Hinstarren durch Nebel- und Regenschleier die Umrisse des Schlosses

erkannte, wo sie die glücklichsten Tage ihres Lebens verbracht.

Es überflog sie ein Frösteln, als sie jener Zeit gedachte, sowie daran, was nun werden könne und würde, und dieses Frösteln veranlaßte sie, in dem kleinen und dürftigen Dachzimmerchen umherzusehen, um jetzt erst zu fühlen, daß dessen dünne Dachwände, sowie das undichte Fenster wenig Schutz gewähren gegen die Kälte des heftigen Nordwestwindes.

Und doch dankte sie dem Himmel für diesen kleinen, unscheinbaren Raum und schauderte bei dem Gedanken, hinuntersteigen zu müssen in das ihr so wohlbekannte Gemach; — wie das Alles werde, wie es sich gestalten sollte, das vermochte sie sich nicht auszudenken, was der Arzt sagen würde, wenn er sie sähe und wiedererkennen würde — und nun schien dieser Augenblick zu nahen, denn sie hörte, wie draußen die Treppe unter einem festen Fußtritt knarrte, wie sich Schritte der Thüre näherten, und dann vernahm sie eine Stimme, deren Klang sie tief erschütterte, in erstauntem Tone fragend: „Ja, was machst denn Du hier oben? was treibt Dich an, hier gleichsam Wache zu halten?“ — Dann klopfte es leise an die Kammerthür, dann rief sie: „Herein!“, dann stand Doktor Flinder auf der Schwelle und sagte wohlwollend, ohne in das Zimmerchen einzutreten: „Entschuldigen Sie mich, Madame, daß ich es für meine Pflicht halte, auch nach meinen

neuen Hausgenossen im oberen Stocke zu sehen; ich freue mich, dieß sogleich gethan zu haben, denn man hat Sie ziemlich schlecht untergebracht, ich werde unten im Hause ein besseres Zimmer für Sie finden."

Erkennen konnte er sie unmöglich, denn sie stand dicht am Fenster des ohnedieß ziemlich dunklen Raumes und vermochte es auch nicht, sich sogleich gegen ihn umzuwenden, ihr Herz schlug heftig, ihr Athem flog — sie wäre nicht im Stande gewesen, ihm in diesem Augenblicke etwas Anderes zu erwiedern, als: „Ich danke Ihnen" — war doch hier nicht Zeit und Ort zu einer Erklärung, wie sie kommen mußte, wenn sie sich umwandte, wenn er erkannte, mit wem er sprach.

Ein glücklicher Zufall war es denn auch, daß Mamsell Charlotte jetzt die Treppen herauf hüpfte, etwas erschrocken that beim Anblick des großen Hundes, der neben dem Arzte schweifwedelnd auf der Schwelle stand, und dessen kluges, gegen seinen Herrn gerichtetes Auge die Bitte auszusprechen schien, näher treten zu dürfen und sich der Frau am Fenster freundlich zu nähern. Doch schien diese so gar theilnahmlos für die ihr bewiesene Artigkeit, daß Doktor Flinder sich nach einer kurzen Verbeugung zurückzog, den Neufundländer am Halsbande mit sich führend, worauf die Kammerjungfer eintrat, sich auf den einzigen Stuhl im Zimmer niederließ und nach einem tiefen, etwas affektirten

Seufzer sagte: „So säßen wir denn glücklich in diesem Neste fest, und der Himmel mag wissen, wie lang das ländliche Vergnügen dauern wird. Es ist ein altes Sprüchwort: wenn man den Wolf nennt, so kommt er gerennt, und die Gnädigste drunten, welche gestern ihre Gründe hatte, ein wenig Kranksein zu spielen, befindet sich heute ernstlich unwohl."

„Hat sie nach mir verlangt?"

„Bis soeben nicht, im Gegentheil, sie hatte befohlen, Sie ruhig auf Ihrem Zimmer zu lassen, und mit mir vorlieb genommen, scheint sich aber jetzt etwas stark zu langweilen und verlangt nach Ihnen, ich glaube, Sie sollen ihr vorlesen."

„Welches Zimmer bewohnt sie?"

„Ein sehr hübsches Gemach im Parterrestock, behaglich und gerade so eingerichtet, um mit Annehmlichkeit darin krank zu sein; es hat einen halbdunklen Alkoven, wo das breite Bett steht und von wo man, in das Zimmer hinaussehend, die spielende Flamme des Kaminfeuers erblickt."

Madame Josephine nickte schweigend mit dem Kopfe, sie kannte jenes Zimmer wohl mit seinem Alkoven, mit dem Vorgemach, wo das Kaminfeuer loderte, und sie erinnerte sich wieder auf's Schmerzlichste jener Zeit, wo sie an der leuchtenden Flamme gesessen, stundenlang, nächtelang, während der Wind um das Haus heulte und der Regen gegen die Fenster schlug, gerade wie jetzt. Wie oft hatte sie

während der kurzen Zeit ihres Glückes daran gedacht und sich gewünscht, noch einmal dort zu sitzen, freundlich mit Doktor Flinder plaudernd — und mit ihm dabei jener schmerzerfüllten Tage gedenkend, die für sie so glücklich geendet, um darauf die ganze Wucht des Unglücks über sie hereinbrechen zu lassen; und nun hatte es sie wieder hierher getrieben unter das friedliche Dach, nun sollte sie das Gemach wiedersehen, vielleicht wieder an dem lodernden Kaminfeuer niedersitzen, noch trauriger, noch elender als damals.

„Der Herr Baron hat daneben ein kleines Schlafzimmer," plauderte die Kammerjungfer, „und ich hatte mir für die vergangene Nacht auf dem Divan in der Wohnstube unten ein Lager zurecht gemacht, sie wollte es so haben, damit ich in ihrer Nähe sei, und ich that das gern, um auch Ihnen Ihre Ruhe zu gönnen, denn ich hatte bei der gestrigen Abendfahrt wohl bemerkt, wie angegriffen Sie waren."

„Ich danke Ihnen herzlich," gab Madame Josephine zur Antwort, „und werde sogleich hinuntergehen, um mich der gnädigen Frau zum Vorlesen oder was sie sonst wünscht, zur Verfügung zu stellen."

„Ach ja! es ist mir recht, wenn Sie das thun, ich muß ein bischen Revision im Hause halten, um zu sehen, bei weß Geisteskindern wir uns eigentlich befinden; unser Hausherr, Doktor Flintenschloß,

oder wie er heißt, ist ein ganz netter und freundlicher Mann — nicht sehr Frauenarzt," fuhr sie mit dem linken Auge blinzelnd gegen Madame Josephine fort, „denn er sagte zur Gnädigen: ‚Was man so Nervenleiden nennt, beruht häufig auf Einbildungen und auf einem gewissen vornehmen Nichtsthun, was uns auf allerlei Phantasieen kommen läßt; wer tüchtig arbeitet, sich auch noch fleißig bewegt, und nicht über jedes leichte Unwohlsein nachgrübelt, klagt selten über angegriffene Nerven, natürlicherweise Leute ausgenommen, die in früherer Zeit von ihren Rücken- und Kopfnerven zu viel verlangten.‘ Der Herr Baron nahm diese Worte sehr gnädig auf und meinte auf und ab spazierend: ‚Siehst Du wohl, mein Kind, ganz meine Ansicht, Du kannst wahrhaftig versichert sein, es ist viel Unsinn bei diesen Nervenleiden.‘"

Die Kammerfrau hatte unterdessen ein wenig an ihrer Toilette korrigirt, sich auch ein schwarzes Spitzentüchlein so um den Kopf gebunden, daß die Spitze auf ihre Stirn fiel und nach Belieben noch tiefer herabgezogen werden konnte, dann ging sie mit Mamsell Charlotte die Treppen hinab und wurde von dieser in das Wohnzimmer geführt, wo die Kammerjungfer auf dem Divan geschlafen, wo sie Madame Josephine zu warten bat, bis die gnädige Frau sie rufen lasse oder klingeln würde.

„Ich will auch in Ihrem Interesse das Haus anschauen," sagte Mamsell Charlotte, „Sie wohnen

da oben gar zu schlecht, und ich fürchte," setzte sie flüsternd hinzu, „wir sind hier auf verschiedene Wochen festgebannt."

Dann ging sie hinaus und Madame Josephine ließ sich auf dem Divan nieder, aufmerksam den bleifarbenen Himmel und den niederströmenden Regen betrachtend, wobei sie gewaltsam ihre wild gewordenen Gedanken bezwang.

Im Nebenzimmer hörte sie den Baron auf und ab gehend zuweilen sich räuspern, vernahm auch wohl von seinen Schlagwörtern: „ha!" oder „uff!" oder „ich habe nichts dagegen", „Unsinn" und Aehnliches. Endlich kam er an die Thüre, öffnete sie und schien überrascht, Madame Josephine zu sehen, doch war diese Ueberraschung nicht unangenehmer Art, er lächelte freundlich, zog die Thüre sanft hinter sich in's Schloß und sagte näher kommend: „Gut, daß man endlich einmal so ein gutes und liebes Gesicht zu sehen bekommt — sonst nichts wie trüber Himmel, Regenwetter und Unsinn. — Da draußen Regenwetter, da drinnen Thränen, es ist nächstens nicht mehr zum Aushalten."

Er zog seinen langen, dunkelvioletten, sammtenen Morgenrock fest über seine rothen Beinkleider zusammen, rückte das schwarze, goldverzierte, mit ähnlicher Trobbel versehene Mützchen verdrießlich gegen das rechte Ohr und stellte sich an's Fenster, wobei er that, als betrachte er aufmerksam den strömenden Regen, schielte aber in Wahrheit nach der Kammer-

frau hinüber, die sich schweigend erhoben hatte und hochaufgerichtet dastand, worauf er sich plötzlich gegen sie wandte und sie dringend bat, gerade so zu thun, als sei er gar nicht anwesend, „das heißt,“ fuhr er rasch ihre Hand ergreifend fort, „Sie sollen ruhig da auf dem Divan sitzen bleiben, ich will um Alles in der Welt nicht, daß Sie sich meinetwegen inkommodiren — um — Alles — in — der — Welt — nicht.“ —

Er nöthigte sie mit sanfter Gewalt dabei, sich niederzulassen, um dann, freilich nur eine Sekunde lang, denn sie bog hastig den Kopf auf die Seite, ihr Gesicht mit der Hand etwas zu erheben, dabei in einem vorwurfsvollen Tone sagend: „Wie blaß Sie wieder aussehen, Madame Josephine — das macht die verfluchte Nachtfahrt und all' der Unsinn — schonen Sie sich, ich bitte Sie darum — ich will es — und wie kalt Ihre Hand ist, Sie haben in Ihrer Bescheidenheit gewiß wieder ein Zimmer ohne Feuer genommen, und das soll nicht sein, meine Frau will das nicht und ich auch nicht, der Doktor soll Sie bei uns unterbringen, in diesem Zimmer meinetwegen, meine Frau hat Sie gern in der Nähe und ich auch, weil es meine Frau wünscht und weil wir Beide einen so großen Gefallen finden an Ihrem angenehmen, gebildeten, ja liebenswürdigen Wesen, und weil wir wollen, daß Sie sich mehr als zu uns gehörig betrachten sollen. — Fällt Ihnen das so schwer, Madame Josephine?“

Sie konnte nicht anders, als ihm, obgleich in ernstem Tone und sehr wenigen Worten, für diese freundlichen Aeußerungen danken, wobei sie sich indessen wieder erhob, um einen Schritt gegen das Nebenzimmer zu machen, dann ihre Hand hastig an sich zog, die er ergriffen hatte, um ihn dabei in einem ernsten, etwas befremdenden Blick anzuschauen, besonders weil er mit leiser Stimme zu ihr sprach: „Vergessen Sie vor allen Dingen nicht, daß ich es sehr gut mit Ihnen meine, und mir gern Ihre Freundschaft erwerben möchte — eine ganz intime Freundschaft."

Obgleich die Baronin nicht geklingelt hatte, begab sich Madame Josephine mit erhobenem Kopfe, die Lippen fest auf einander gepreßt, in das Nebenzimmer, und es däuchte ihr eine Wohlthat, hier in die ihr so schmerzlich bekannte Umgebung mit den unangenehmen Gefühlen eintreten zu können, welche die eben vernommenen Worte in ihr erregt, sie hätte im andern Falle vielleicht unmöglich vermocht, ihren Schmerz zu bezwingen, ja ihre Thränen zurückzuhalten, denn hier war Alles so wie damals, als sie eintrat, um an dem Lager des schwerverwundeten Rosenthal zu erscheinen; das durch den herabgelassenen Vorhang sanft verdunkelte Zimmer, die freundlich leuchtende Flamme im Kamin, auf dessen Gesimse die gleiche Uhr, wie damals, die gleich scharfe, etwas unkorrekte Pendelbewegung hören ließ, der niedrige Lehnstuhl daneben, auf dem

sie so viele Stunden gesessen, der halbgeöffnete Alkoven, und wo sie das leichte Husten der dort Ruhenden hörte und jetzt die fragende Stimme der Baronin vernahm: „Sind Sie es, liebe Josephine?"

„Ja ich bin es, gnädige Frau, und wäre schon längst gekommen, wenn ich hätte glauben können, daß Sie meine Anwesenheit befohlen."

„Befohlen nicht, aber gewünscht, denn es ist mir immer angenehm, Sie um mich zu wissen."

Dann reichte sie ihr die feine weiße Hand und gab ihr ein Zeichen, sich neben dem Bette auf einen Stuhl niederzulassen.

„Sind Sie gut untergebracht — wo?"

„Im oberen Theil des Hauses."

„Ich wünschte Sie aber bei mir zu haben, hier unten — womöglich dort im Nebenzimmer, und will mit dem Doktor darüber reden."

„Sie sind zu gütig, Frau Baronin, und werde ich ganz Ihren Befehlen folgen."

„Ich will aber nicht befehlen, ich kann und mag Ihnen nicht befehlen, liebe Josephine, es ist mir immer, als sollten wir auf einem anderen Fuße zusammen verkehren, besonders heute, wo ich mich gar nicht gut fühle, ich möchte mir lieber von Ihnen rathen lassen, als Ihnen befehlen."

„Sie werden überzeugt sein, Frau Baronin, daß ich's mir zur Ehre rechnen würde, Ihnen einen Rath geben zu dürfen, wenn dieser Fall denkbar

wäre; um aber guten Rath zu ertheilen, muß man mit allen Verhältnissen genau bekannt sein, und dann die nöthige Lebenserfahrung haben."

„O, die letztere traue ich Ihnen zu," sagte die junge Frau sich plötzlich aufrichtend, den Kopf in die Hand gestützt, ihre Kammerfrau aufmerksam betrachtend, „Sie haben viel vom Leben gesehen, Sie sind durch strenge Schulen gegangen."

„Wo wäre ein Leben, in dem nicht Freud und Leid gemischt erschienen!" entgegnete Madame Josephine, während sie den Versuch machte, den forschenden Blick der Andern ruhig auszuhalten, „doch ist sonst mein Leben einfach verlaufen, wie ich Ihnen schon früher gesagt."

„Ich muß das glauben," gab die junge Frau zur Antwort, indem sie sich wieder in die Kissen zurückfallen ließ, „es handelt sich ja auch nicht darum, was man selbst erlebt hat, sondern ob man wohlwollend und mitfühlend genug ist, um das Leid Anderer zu verstehen und zu empfinden — Sie thun das, liebe Josephine, Sie fühlen und leiden mit mir — bst!" sagte sie hierauf, um alsdann einen Finger auf ihre Lippen zu legen und ihre Blicke gegen das Nebenzimmer zu richten, da sich dort die Thür öffnete und der Baron eintrat, auffallend mit dem weißen Batisttuche vor sich her wedelnd, um, wie er in lautem Ton versicherte, auch die letzte Idee einer Spur von Tabaksgeruch zu verjagen, denn er müsse sich der Sünde an-

klagen, im Nebenzimmer geraucht zu haben, „am Fenster stehend,“ setzte er, sich dem Bette nähernd, hinzu, „am Fenster, wo ich in das schauderhafteste aller Regenwetter blickte, lauter Bindfaden, und in dieser Richtung tröstet es mich fast, daß Du, mein armes, kleines, geliebtes Weibchen, hier zu Bette liegen mußt, und wenigstens ausruhen kannst, um Dich zu stärken für baldige andere und hoffentlich bessere Tage. Es ist ein solches abscheuliches Räuberwetter, daß man mit dem besten Regenmantel von der Welt keinen Fuß aus dem Hause setzen kann, auch ist kein halbwegs anständiger Wagen hier zu haben, sonst würde ich zu dem Grafen Ferrner hinüber gefahren sein, um ihm meinen schuldigen Besuch zu machen, vielleicht aber, daß er heute nach uns sieht, und in dem Falle wird es ihm schauderhaft unangenehm sein, Dir nicht die Hand küssen zu können.“

„Er wird sich, hoffe ich, darüber zu trösten wissen,“ erwiederte sie in einem recht trockenen Tone, wobei sie ihre Hand an sich zog, die er Miene machte zu erfassen, auch im Ganzen etwas zurückwich, indem sie that, als suche sie auf dem Kopfkissen für ihren Kopf eine bessere Lage.

„Genirt es Dich, daß ich geraucht habe?“

„O nein, durchaus nicht, Du weißt das besser.“

„So leidest Du stärker?“

„Ich könnte das nicht behaupten, ja es war

mir vorhin, als wollte mich meine Migräne etwas verlassen."

„Gott sei Dank!" rief er mit einem Aufwande von Gefühl.

„Weßhalb ich mich in Gedanken mit dem Briefe an Mama beschäftigte. Willst Du ihn schreiben?"

„Ja, wenn es sein muß, meine Liebe, so will ich mich damit beschäftigen, den Unsinn zusammen zu bringen, aber Du weißt, ich kann das nur in gutem Deutsch leisten, was Deiner Mama am Ende nicht ganz verständlich oder nicht ganz angenehm sein könnte. Sie liebt ihre süße Muttersprache so sehr, weßhalb ich es nicht recht passend fände, daß ich, mich ihr zum ersten Male schriftlich zu Füßen legend, dieß in ganz ordinärem Deutsch thue."

„Ich möchte mir gern Schreibzeug hierher geben lassen, bringe aber keine klaren Gedanken zu Stande, was mich abhält, denn auch Du weißt, daß an diesem Brief viel gelegen ist."

„Natürlich, wenn ich auch von meiner persönlichen Liebenswürdigkeit später das Beste erwarte und überzeugt bin, daß ich mich bei ihr sehr bald und sehr fest in Gunst setze, nicht minder bei Deiner geliebten Schwester, obgleich dieselbe etwas kapriziöser Natur zu sein scheint — aber gescheidt — nicht wahr, unsinnig gescheidt, und da sollte ich es vielleicht wagen, an diese zu schreiben, meinst Du nicht auch?"

„Nein, ich meine das durchaus nicht. Was

Mama anbelangt, so hoffe ich, daß sie mir oder vielmehr uns doch verzeihen wird, fürchte aber bei Arabella einen schwereren Stand zu haben, auch wird sie sich nicht so bald durch Deine Liebenswürdigkeit bestechen lassen."

„Was thun, spricht Zeus," entgegnete er, seine wohlgepflegten Fingernägel betrachtend, „sollten wir nicht am Ende den Doktor bitten, an Deine Mama zu schreiben, das würde Dich noch viel leidender darstellen und sich nicht schlecht machen?"

„Nein, nein, ich hasse solche Komödie, weßhalb ich auch nicht gern hier von meinem Lager aus schreiben möchte, damit nicht schon in den unregelmäßigen Schriftzügen etwas läge, was Mama erschrecken müßte und mich kränker machen würde, als ich bin."

„Ja ich würde zu gern Deinen kleinen Wunsch erfüllen, mein liebes Herzenskind," versetzte er kopfschüttelnd nach einer kleinen Pause scheinbarer Ueberlegung, „aber Du weißt, wie ungenießbar meine wenigen Brocken Englisch sind — — doch da habe ich plötzlich eine Idee," fuhr er fort, indem er sich rasch aufrichtete und mit dem Finger gegen seine Stirn tippte, „eine sublime Idee, werth eines noch besseren Mannes, als ich schon bin — da haben wir ja," setzte er, sich niederbeugend, mit leiser Stimme hinzu, „Deine Kammerfrau, Madame Josephine, eine Person voll Geist und Bildung, die auch, wie ich überzeugt bin, eine hübsche und korrekte Handschrift hat, und englisch und deutsch,

wie Du selbst sagst, mit gleicher Vortrefflichkeit spricht. Diktire ihr einen Brief, mein Schäfchen, und es wird sich auch gegenüber Deiner theuren Mama nicht schlecht machen, wenn sie sieht, daß wir unser Haus auf einem Fuße eingerichtet haben, um Dienerinnen zu besitzen, die so vortreffliche Briefe schreiben. — Soll ich Madame Josephine dafür zu gewinnen suchen?" sagte er, einen Blick nach der hohen Gestalt der Kammerfrau sendend, welche sich zu Anfang dieser kleinen Unterredung sogleich zurückgezogen und, neben dem Kamin stehend, eine Arbeit aufgenommen hatte.

„Ich danke Dir," gab die junge Frau kurz und trocken zur Antwort, „ich will Josephine selbst darum bitten."

„Bon, mon ange, mache Du das, wie Du es für gut findest," erwiederte er seine Hände umeinander reibend, „ich will indessen gehen und ein bischen Toilette machen, halb Jagd-, halb Reitanzug, à deux mains, um vielleicht mit dem Grafen Ferrner, wenn er kommt, und im Fall sich das Wetter bessert, jagen zu gehen, oder den Braunen des Doktors zu versuchen, den er mir freundlicher Weise angeboten."

„Thu' das — also bis später."

„Bis später, mein armes, kleines, krankes Weibchen," flüsterte er in zärtlichem Tone und setzte, sich herabbeugend, hinzu: „ach, wenn es mir doch vergönnt wäre, für Dich krank zu sein, für Dich zu

leiden, mein süßer Engel, allein zu leiden, geliebte Ellen, denn daß ich mit Dir leide, davon bist Du wohl eben so überzeugt, wie von der innigen Liebe Deines Cäsar."

„Gewiß, ich bin davon gerade eben so überzeugt," gab sie in ruhigem Tone zur Antwort, worauf er sich zurückzog, nicht ohne im Umwenden auf den Fingerspitzen einen imaginären Kuß gegen die junge Frau gesandt zu haben, um dann, weil die Kosten des Handaufhebens einmal gemacht waren, unter vielsagendem Blicke seinen schwarzen Schnurrbart auseinander zu streichen, gerade als er bei der Kammerfrau vorüberging, welche übrigens diesem Blick auch nicht im Mindesten Beachtung schenkte, sondern mit großer Aufmerksamkeit eine Nähnadel einfädelte.

Dann verließ er das Zimmer.

„Liebe Josephine," vernahm er jetzt die Stimme der jungen Dame, „würden Sie mir wohl einen Gefallen thun?"

Die Kammerfrau legte ihre Arbeit nieder und begab sich rasch nach dem Alkoven, wo sie sich auf einen Wink ihrer Herrin wieder auf den Stuhl am Bette niederlassen mußte.

„Wollen Sie mir einen Gefallen thun?" wiederholte die Baronin, indem sie ihre schmale weiße Hand ausstreckte, um, als Madame Josephine ein bischen zögernd ihre Rechte hineinlegte, diese mit den Fingern zu umschlingen und herzlich zu drücken.

„Bitte, gnädige Frau, wollen Sie nur befehlen, Sie wissen, daß ich Ihnen auf das Bereitwilligste jeden Dienst leiste.“

„Nicht so — nicht so,“ erwiederte die junge Dame heftig mit dem Kopfe schüttelnd, „es soll von Befehl und Dienst nicht die Rede sein, Sie müssen mir vielmehr einen Gefallen thun, wie man ihn einer Freundin erzeigt.“

„O Madame!“

„Sie müssen so freundlich sein und mir einen Brief an meine Mama schreiben, einen Brief, den ich Ihnen allerdings diktiren werde, bei dessen Abfassung Sie mir aber helfen sollen, wenn ich nicht gleich die passendsten Ausdrücke fände — sehen Sie, das ist immerhin ein großer Freundschaftsdienst, denn der Brief muß noch heute geschrieben sein, gut geschrieben sein, und es ist mir so dumpf und wirr im Kopfe, daß ich nicht weiß, ob ich etwas zu Stande bringe, und da sollen Sie mir helfen, liebe Josephine!“

„Glauben Sie, daß ich dazu im Stande bin?“

„O, ich verstehe den Sinn Ihrer Frage, will ihn wenigstens verstanden haben und mich deßhalb bemühen, Ihnen meine ganze Lage klar zu machen.“ Sie lehnte sich, ohne die Hand der Kammerfrau loszulassen, dichter in die Kissen zurück, so daß sie mit emporgerichteten Blicken sprach, wie mit sich selbst redend, wie von einer Anderen erzählend. — „Ich war vor wenigen Jahren noch ein sehr junges

Mädchen, was Sie mir glauben werden, denn ich bin heute noch nicht alt, da starb mein Vater mit Hinterlassung eines sehr großen Vermögens und eines geachteten Namens. Meine Mutter verließ London. Da das Geschäft des Vaters in die Hände eines Oheims überging, und weil es uns schmerzlich war, das Landhaus sogleich wieder zu beziehen, wo wir mit Papa so glücklich und zufrieden gelebt, so beschloß meine Mutter, mit uns nach dem Kontinent zu reisen, um ein paar Jahre fern von England zu bleiben. Wir gingen über Frankreich, wo wir uns hauptsächlich in Paris über ein Jahr aufhielten, nach Deutschland, um hier in einer größeren Stadt, wo sich ein kleiner fürstlicher Hof befand, längere Zeit zu bleiben. Ein solch' fürstlicher Hof mit seinen Gesellschaften und Festen, mit der ganzen Entourage, mit Orden, Sternen, hohen Titeln, Brillanten und guten Toiletten bildet für uns Engländerinnen einen Anziehungspunkt, dem wir selten zu widerstehen vermögen, und es ist für uns, die wir in London nicht dazu kommen, der höchste Gipfelpunkt des Glückes, an irgend einem andern Hofe präsentirt und von dem Fürsten und der Fürstin, vielleicht sogar von einem König und einer Königin gnädigst empfangen und in jenen Kreis zugelassen zu werden, der sich ausschließlich die Gesellschaft nennt. Wüßte es freilich diese Gesellschaft immer, wen sie häufig so freundschaftlich unter sich aufnimmt, so würde sie nicht

minder erstaunt sein, als wir es zuweilen waren, wenn wir nach einem Mister so und so gefragt wurden, oder nach seiner Lady, die unter ihrer kostbaren Gesellschaftstoilette kaum noch als jene Dame zu erkennen war, die zu Hause in keinen nur halbwegs exceptionellen Cercle zugelassen wurde. — Nach und nach fängt man auch in Deutschland an, darüber klarer zu sehen, ohne daß sich deßhalb die Verhältnisse gegenüber solchen Eindringlingen auffallend ändern, besonders wenn diese Eindringlinge Leute sind, deren Bankier, in seiner Eigenschaft als solcher, gültige Bürgschaft für sie übernimmt. Ja, es hat sich dabei ein anderes und doch wieder ähnliches Verhältniß gestaltet, denn eine Menge meiner jungen Landsmänninnen zieht es nach dem Kontinent, um dort eine Ehe in Schichten der Gesellschaft zu schließen, die bei uns viel schwerer zu erreichen wäre, und setzt ein Vater, der durch seine Händearbeit reich geworden, gern sein sauer Verdientes daran, oder eine Mutter bereitwillig den größten Theil der ihr zugefallenen Erbschaft, um die Tochter Frau Baronin oder gar Frau Gräfin nennen zu hören. — Bei uns war nun Aehnliches nicht der Fall, denn wir haben nicht nur sogar für England ein sehr großes Vermögen, sondern der Name Stanley ist selbst dort von so gutem Klange, daß Mama bis hinauf in die Aristokratie für uns hätte wählen können. — Ich sage für uns, und meine mich damit, sowie meine Schwester Arabella, die um ein

Jahr jünger ist, will aber dabei zugeben," setzte die junge Dame mit einem düsteren Gesichtsausdruck hinzu, „daß in London vielleicht nicht so und noch weniger auf dem Lande bei uns ähnlich um uns geworben worden wäre, wie es hier in Deutschland geschah. — Man wußte durch die Gesandtschaft, welche geachtete Familie die unsrige war, man konnte es von unserem Bankier hören, daß der wahrhaft fürstliche Aufwand, den meine Mutter zu machen für gut fand, vollkommen im Einklange war mit unserem großen Vermögen. — Wie war es also zu verwundern, daß sich eine Menge junger Leute von sehr angenehmem Aeußeren und auch von guten Familien um uns drängten, die uns allerdings wie eine Waare betrachteten, für die sie gerne geneigt waren, durch ihre Person eine mehr oder minder genügende Zahlung anzubieten. — Sie sehen mich verwundert an, meine liebe Josephine," fuhr die junge Frau mit einem trüben Lächeln fort, „und ich lese in Ihren Blicken deutlich die Frage: wie konnte es Dir bei solch' klarem Bewußtsein Deiner Lage denn geschehen, daß auch Du in einem Netz gefangen wurdest, das nur zu bald als eine drückende Kette erschien, wo Du ein Band von Rosen erwartetest? — Würden Sie mich nicht so fragen, wenn wir, wie ich wohl wünschte, in einem genaueren freundschaftlichen Verhältnisse zusammen stünden, sagen Sie es mir offen, doch lassen Sie es sein," fuhr die Baronin lebhafter

fort, „warum Sie zu Etwas zwingen, was mir im Grunde keinen Nutzen bringt — hören Sie weiter. — Ich war jung, sehr jung, froh, lebenslustig, mein Herz schlug warm und lebhaft, und als ich mit alldem hieher nach Deutschland kam, von Paris, wo wir trotz der großen, vielbewegten Stadt in ziemlicher Abgeschiedenheit gelebt haben, theils wegen des Todes meines Vaters, theils aber auch wegen unserer großen Jugend — ja, als wir darnach hier in die Welt traten, war es mir gerade so zu Muthe, als käme ich aus stiller, grauer Klosterzelle auf einmal in einen bunten, brausenden, flimmernden Ballsaal, als sei die rauschende Musik fortan das Akkompagnement meines Lebens, als seien meine Tage ein beständiger Kotillon mit immer wechselnden Tanzfiguren, ich nahm Alles für wahr und echt, was sich Augen und Ohr darbot, schmeichelhafte Worte, falsche Blumen, den ganzen künstlichen Frühling, wie er in jenen festlich geschmückten Sälen um uns herrauscht, uns verwirrt und betäubt. — Dazu kam noch, um aus meinen Phantasieen wieder in's gewöhnliche Leben hinabzusteigen, daß wir andere junge Mädchen, Landsmänninnen trafen, die sich gleichfalls umwerben ließen und keinen Hehl daraus machten, daß sie das Netz zuziehen würden, sowie der gefangene Vogel ihnen bedeutend oder auch nur schillernd genug erschien — und wie wurden wir umflattert, wie näherte man sich uns mit ausgestreckter Hand! — Sie lächeln, Josephine,

und wollen dadurch andeuten: wenn Du die Wahl frei hattest, warum hast Du nicht besser gewählt! — O, er war ein sehr brillanter und gesuchter Offizier, jung, ein vortrefflicher Reiter, verwegen bis zur Tollkühnheit und dabei wählerisch, wie man sagte, sehr wählerisch; man nannte damals einige sehr gute Partieen, die man ihm nahe gebracht, und die er kurzweg abgelehnt — — was soll ich in's Einzelne gehen, Sie werden mich verstehen, liebe Josephine, wenn ich Ihnen sage, daß mein Herz plötzlich für ihn schlug, ehe ich noch selbst fühlte, daß es der Fall sei, was Andere schon längst gewußt, wie meine Mama und Schwester, deren Anspielungen und Warnungen ich zuerst nicht verstand und die dann das Gegentheil von dem erreichten, was sie bezwecken wollten — ja man hielt seine Bewerbungen für etwas so total Unmögliches und gar Lächerliches, daß ich die Wahl hatte, mit ihnen gleichzufühlen oder mit ihm das Geheimniß einer fest ausgesprochenen Liebe zu theilen. — Ich war siebenzehn Jahre alt und wählte das Letztere," fuhr die junge Dame in einem ernsten Tone fort, „ich stimmte meiner Mutter und Schwester scheinbar bei, um mir gleich darauf von ihm Unverantwortliches von heißer, unbezwinglicher Leidenschaft in's Ohr flüstern zu lassen. Es kam mir das so wundervoll romantisch vor, ihn vor den Meinigen mit kaltem, gleichgültigem Blick zu empfangen und dabei doch deutlich zu verstehen, und tief im Herzen

wiederklingen zu fühlen, was eine scheinbar harmlose Bewegung seiner Hand sagen wollte, oder ein kokettes Aufdrehen seines Schnurrbartes, ein an sich unbedeutendes Wort oder Aehnliches, wie es die Thorheit junger Leute gern erfindet und ausführt. — Diese ganze Geschichte schien für mich in jeder Hinsicht gefahrlos, da sie unser Geheimniß blieb, da er sich damit begnügte, und da ich in diesen kleinen Vertraulichkeiten schon das Ausschweifendste sah, was er verlangen konnte. — O, wäre mir nie eine andere Erkenntniß gekommen! — Aber sie kam und wirkte bei dem harten Auftreten meiner Mutter, bei dem verächtlichen Hohn meiner jüngeren Schwester so betäubend auf mich, daß ich, wie im Nebel wandelnd, nur seine rettende Hand sah, die mich vom Abgrund wegzuführen versprach, entgegen einem Leben voll Lust und Glück. — Es schwand auch dieser Nebel um mich her nicht eher, als bis ich mich zu meinem Entsetzen mit ihm allein in einem Wagen sah, der mit uns von der großen Landstraße ab in das Gebirge hineinfuhr, den er, sowie den Weg, welchen wir nahmen, ein paar Mal wechselte, um unsere Spuren zu verwischen — — woher es denn kam," fuhr die junge Frau in einem eigenthümlich klingenden Tone fort, nachdem sie ihr Gesicht langsam auf die Seite gewandt, „daß Mama, die unsere Spur gefunden und ihr gefolgt, uns erst in dem ärmlichen Wirthshause eines Gebirgsdorfes fand — — als

es zu spät war — — um wieder mit ihr zurückzukehren. — O, ich werde diesen entsetzlichen Morgen nicht vergessen, er war so wunderbar klar und morgenthaufrisch, es lagerte eine so heilige Ruhe über den Häusern des kleinen Gebirgsdorfes, es war warm, aber beklemmend dunstig, kein Hauch in den Wipfeln, kein Laut rings umher hörbar, zwischen den Bergen stiegen Morgennebel auf, und vor dem Fenster, an dem ich regungslos mit starren, thränenlosen Blicken lehnte, duftete Reseda und weiße Akazienblüte — unberührte Blumen und Blüten — o, ich werde das nie vergessen, und höre, wie heute noch oft im Traume, das deutliche Rollen von Rädern, ein Geräusch, von dem ich im Augenblicke wußte, es rühre von dem Wagen her, in dem meine Mutter saß, in welchem sie hierher kam, um mich, ihr Kind, so zu finden. — Aber sie sollte mich so nicht wiederfinden, es sollte mich Niemand mehr finden, denn ich wußte jetzt erst ganz genau, wie entsetzlich elend ich geworden. — Da klopfte es leise an die Zimmerthür, die ich schaudernd hinter mir verschlossen, als ich vor ihm geflohen war — und nun war er da und wollte herein, wo war ein Ausweg, ihm zu entfliehen, aller Welt zu entfliehen, vor allem jenem Geräusche rollender Räder, das näher und immer näher kam! — Dort war noch eine Thür, sie öffnete sich leise und geräuschlos und zeigte einen großen Raum, der wie ein Tanzsaal aussah, ich huschte hindurch und fand eine

Treppe, die in den Garten hinabführte, in den Garten, wo die Reseda und Akazienblüten dufteten, auch frisch aufgeblühter Jasmin, in dem Thautropfen hingen, denn als ich unter seinen Büschen dahin floh, sprühte ein feiner Staubregen auf mich herab und ich weiß nicht, wie es kam, dabei klang plötzlich ein deutsches Lied in mir, das meine Kammerfrau häufig bei der Arbeit sang:

Schön sind Rosen und Jasmin,
Wenn sie in den Lenzen
Unberührt am Stocke blüh'n,
Und im Thau erglänzen.

— Oft hatte ich ihr lachend darauf gesagt: das ist eigentlich ein dummes Lied, mir sind die Blumen lieber zu einem Strauß zusammengebunden — und jetzt erst, als mir der Morgenthau auf den Nacken sprühte, fühlte ich, wie glücklich die Blüten waren, und floh schauernd weiter. — Wohin, das wußte ich anfänglich selbst nicht genau, ich suchte nur wie unbewußt einen Ort, wo mich Niemand finden könne, eine Kluft in den Bergen — ein tiefes Wasser — ja ein tiefes Wasser, und als ich vor das Dorf hinauskam, wo der Gebirgsbach eine Mühle trieb, die aber jetzt in der Morgendämmerung stille stand, da das Wehr gesperrt war an dem Teiche, wo sich das Wasser sammelte; es stiegen dort zwischen dem Schilf feine Dünste auf und die Wasservögel schrieen, da eilte ich dem Teiche zu, dann über ein schwankendes Brett, wo ein Pfahl-

gerüst war an schweren kalten Ketten, und wußte, daß ich mich beeilen mußte, denn ich vernahm nicht nur deutlich das Rollen der Räder, sondern auch das Knallen einer Peitsche — nur Eines ließ mich plötzlich regungslos stehen bleiben, das waren die dünnen Klänge einer Kirchenglocke, die aber so lustig auf der Morgenluft schwammen, als wollten sie Jedermann heiter zurufen: ‚Freuet euch des Lebens, heute gibt's einen wundervollen Tag' — nur für mich nicht — für mich nicht — für mich ist der Tag und Alles zu Ende!" — —

Madame Josephine hatte dem Allem zuerst aufmerksam, dann staunend, jetzt mit dem Ausdruck des herzlichsten Mitgefühls zugelauscht, sie hatte die feinen Finger der jungen Frau, die sie, wie es die Kinder wohl zu machen pflegen, zwischen ihre Hände hineingezwängt, festgehalten und innig gedrückt. Sie war so sehr in die lebendige Erzählung eingegangen, daß ihr das Geräusch des Regens wie das Rauschen des Mühlwehrs erschien, daß sie die Augen schließend einen ähnlichen goldigen Morgen vor sich sah, wie sie ihn selbst erlebt, in gleichen Verhältnissen schaudernd erlebt — nur hatte man ihr die Flucht gewaltsam verwehrt aus den wohlverschlossenen Zimmern des hohen Hauses, und eine ländliche Mühle mit tiefen Teichen wäre nicht zu finden gewesen.

„Der Steg, auf dem ich stand," fuhr die junge Frau nach einer kleinen Pause und einem raschen

Aufschluchzen fort, „war so glatt und schwankte so sehr, daß es eigentlich gar keine Sünde gewesen wäre — das, was ich thun wollte — und daß es auch einer ganz harmlosen Spaziergängerin leicht hätte geschehen können, einen Fehltritt zu machen. — Doch sah ich allerdings an jenem Morgen nicht wie eine harmlose Spaziergängerin aus, vielmehr hatte mein irrer und wirrer Blick, die hastige Art, mit der ich dem Wasser zulief, die Aufmerksamkeit eines alten Mannes erregt, der im Begriff gewesen war, zu so früher Morgenstunde über Feld zu gehen, und der gerade aus seinem Gärtchen heraus= trat, als ich vorübereilte. Es war dieß ein alter Mann mit weißem Haar, wie ich später sah, aber noch so rüstig, daß er, durch Gebüsch von mir ge= trennt, trotz meines eiligen Laufes dicht an meiner Seite blieb, von mir ungesehen, und mich plötzlich mit starker Hand am Arme faßte, als ich, umrauscht von dem Wasser, umdunstet von dem Nebel, sichtlich schwankend auf dem Stege stand. — ‚Um Gott!‘ rief er mir zu, ‚was treibt Sie hieher und was wollten Sie beginnen?‘ — Ich verstand diese Worte kaum, da ich vor Schrecken und Aufregung einer Ohnmacht nahe war, und weiß von diesem Augenblicke nicht viel mehr, als daß mich ein paar milde Augen aus seinem Gesicht mit wohlwollenden Zügen vorwurfsvoll ansahen und daß der Mann, der mich trotz seines Alters kräftig aufrecht hielt, seine Rechte wie warnend oder wie drohend gen

Himmel hob. — Dann folgte ich ihm von der schwankenden Brücke hinweg mit gesenktem Blicke, tief und schwer athmend, und ich weiß nur soviel, daß er meinen Gang freundlich unterstützte, daß er mir in herzlichem Tone Muth einsprach, und daß ich dann, mit einem Male um mich her schauend, mein volles, entsetzliches Unrecht einsah, und hierauf weinend mein Gesicht an der Brust des alten Mannes verbarg. — Wir erreichten ein kleines Gärtchen, wo gleichfalls Reseda duftete, weiße Akazienblüte, wo auch grüne Sträucher dicht mit Jasmin besprengelt waren, wo aber alles Das jetzt einen ganz anderen Eindruck auf mich machte, als noch vor Kurzem. War doch auch indessen die Sonne aufgegangen, ringsum standen die Häupter der Berge in leuchtender Glorie, und wie sich die glitzernden Strahlen abwärts senkten, erfüllten sie nicht nur die Natur mit neuem verheißendem Lichte, sondern weckten auch das lebendige Getreibe eines klaren, warmen Sommertages. Schmetterlinge flogen, Insekten bewegten ihre glänzenden Flügel, die Bienen summten von Blume zu Blume und jede Pflanze, jede Blüte hauchte ihren eigenthümlichen Duft aus. — ‚Wie schön das ist,‘ sagte der alte Mann zu mir, während er mich durch den Garten führte, ‚wie groß und herrlich Alles in seiner Art, wie öffnet sich jeder Blumenkelch zur Lust und Freude, wie jubelt Alles dem jungen Tag entgegen und wendet sich ab von der entweichenden Nacht, um

froh wieder zu athmen in rosigem Lichte!' — Ich fühlte wohl den Vorwurf im Ton seiner Stimme und schauderte bei dem Gedanken an die letztvergangene Viertelstunde. — Doch langweile ich Sie wohl mit meiner Erzählung," unterbrach sich die junge Dame selber, indem sie sich ein wenig aufrichtete und Madame Josephine mit einem trüben Lächeln ansah.

„Gewiß nicht — o, gewiß nicht — ich bitte Sie dringend, fortzufahren."

„Ich weiß nicht, woher mir heute so auf einmal und lebendig all' diese Erinnerungen kommen, ich habe sie nie so gehabt, selbst nicht an ähnlichen schönen Morgen, wie der damalige, während ich heute, wo der kalte Winterregen gegen das Fenster schlägt und der Wind um das Haus heult, Alles so klar auszudenken vermag, daß ich es malen könnte und bis in die kleinsten Einzelheiten beschreiben. So eine alte Frau in einem grau und roth karrirten Kleide, eine weiße Morgenhaube auf dem Kopfe, die sich strickend vor einem Bienenstande befand und uns, sich plötzlich umwendend, mit einer leicht begreiflichen Verwunderung anstaunte, hierauf mit fragendem Blick näher kam und mich dabei so lieb, so gut, so wohlwollend anschaute aus den freundlichen braunen Augen, daß es über mich kam wie ein Gefühl des Glücks, zugleich mit der Gewißheit, hier ein Herz zu finden, dem ich mich rückhaltlos anvertrauen konnte. — Das war mir Bedürfniß, das war mir dringend nothwendig,

und auch Trost mußte ich haben, milden, freundlichen Trost, wie ihn mir die alte Frau gab, um nicht am Ende doch wieder zu dem Mühlteiche hingetrieben zu werden. — Ob der alte Mann sie durch eine Miene oder durch ein Wort, das ich nicht gehört, von meinem Vorhaben in Kenntniß gesetzt hatte, oder ob sie es bei meinem Anblicke errathen, ich weiß das nicht, doch schien sie Alles zu wissen, und sagte nun mit ruhiger Stimme: ‚Kommen Sie in die Stube, mein liebes Kind, und erzählen Sie mir, so viel Sie wollen, dann wird mein Alter schon das Weitere besorgen.‘ — Die Stube lag auf der Sonnenseite und die Läden waren der Wärme wegen halb beigezogen, was mir ein angenehmes Gefühl verursachte und mein volles Vertrauen hervorrief, als ich mich mit der guten alten Frau in dem dämmerigen Raume befand, wie abgeschlossen von Allem, ganz allein, wobei es mir noch so angenehm war, daß draußen die Bienen summten, und ich durch alles Das sicher sein konnte, von Niemand sonst gehört zu werden. — Deßhalb auch erzählte ich ihr Alles — Alles — Alles — vertraute ihr vollständig Alles, wobei sie meine beiden Hände ergriff, mich zu sich heranzog, dann meinen Kopf mit den Fingern umfaßte und mich auf die Stirn küßte, ehe sie sagte: ‚Jetzt soll er,‘ damit meinte sie ihren Mann, ‚sogleich in das goldene Kreuz gehen, und soll dort Ihre Mama aufsuchen und mit ihr reden, während Sie hier bei

mir bleiben.' — ‚Ja, ja,' erwiederte ich hastig, ‚während ich hier bei Ihnen bleibe.' — ‚Mein Mann,' fuhr die alte Frau fort, ‚kann ohne alles Aufsehen und auch ohne zudringlich zu erscheinen, zur Begrüßung einer fremden Herrschaft hingehen, es kommt das häufig vor, da es ihn jedesmal freut, so oft er seine alte, interessante Kirche zeigen kann, denn er ist der Pfarrer des Ortes,' setzte sie mit einigem Stolze hinzu. — Dann verließ mich die Frau Pfarrerin und ich sah sie eine Zeitlang mit ihrem Manne eifrig sprechen zwischen den sonnenbeglänzten Blumenbeeten hin und her gehen, wobei sie sich eines abgebrochenen Zweiges als Schirm gegen die Sonne bediente, — und endlich ging er fort, es beruhigte mich, daß er ein paar Mal mit zuversichtlicher und wohlwollender Miene den Kopf auf und ab bewegte. — Doch waren es ein paar bange und aufregende Stunden, ehe er wiederkam — allein kam, ich hatte immer gehofft, Mama würde ihn begleiten — aber er kam allein, sah nicht mehr so zuversichtlich aus und schritt etwas vornübergebeugt durch den Garten, wobei er die Hände auf seinem Rücken hielt, dann trat er herein und erzählte mir Alles und sehr umständlich. — Doch will ich Sie mit den Einzelheiten verschonen, meine liebe Josephine, und Ihnen nur kurz das Resultat seiner Bemühungen mittheilen. Wie ich geahnt, war meine Mutter mit dem Wagen angekommen und hatte eine furchtbare Szene mit ihm — mit dem Baron —

gehabt, der von meinem Verschwinden erst kurz vor der Ankunft meiner Mutter Kunde erhielt und darüber eben so bestürzt als rathlos keinerlei Einwendungen, kaum Entschuldigungen zu machen wußte. — Als Mama nun auf die schonendste Art erfuhr, wo und wie mich der Pfarrer aufgefunden, auch wo ich mich befand, hat es sie allerdings sehr erschüttert, auch ihren gerechten Zorn etwas gedämpft, doch war sie nicht zu bewegen gewesen, mir persönlich ein Wort der Verzeihung zu sagen, hatte mir auch durchaus nicht verziehen, was am deutlichsten zu ersehen war in der Art der Verbannung, unter welcher Bedingung allein sie meine Verbindung mit ihm gestattete, ja befahl. Und das war es, was mich damals am tiefsten erschütterte, all' der trügerische Glanz, der mein junges, vergangenes Leben umsponnen, war verblichen vor der rauhen, häßlichen Wirklichkeit, ich schauderte, wenn ich an gestern — wenn ich an ihn dachte."

Die junge Dame hatte dieß Letztere tief und schmerzlich aufseufzend gesagt, flocht dann ihre feinen Finger in einander und fuhr vor sich niederblickend fort: „Mama, die im Geschäftlichen stets rasch und praktisch zu handeln pflegt, hatte dem guten Pfarrer sogleich alle Vollmacht ertheilt, in ihrem Namen für mich zu handeln, und war dann, ohne mich gesehen zu haben, nach der Stadt zurückgekehrt. Auch er mußte dahin zurück, um die Schritte seinerseits für unsere Verbindung zu thun, o, das

war eine entsetzlich harte Zeit für mich, und ich würde sie nicht ertragen haben ohne die herzliche Liebe und aufopfernde Freundschaft der beiden alten Leute, die mich wie ihr Kind behandelten, und bei denen ich mich endlich so wohl und glücklich befand, daß ich schon alles Ernstes mit der Idee umging, ein kleines Besitzthum dorten zu erwerben und bei ihnen zu bleiben. — Ich will Ihnen nichts erzählen von dem furchtbaren Augenblick, als ich ihn nach alldem zum ersten Male wiedersah; er hatte seinen Abschied genommen, wie es Mama verlangt, er kam in bürgerlicher Kleidung, erregt, verstimmt, und wenn er sich auch meine Verzeihung erbat für seine Mitschuld, daß er mich vom Herzen meiner Mutter gerissen, wenn er auch von seiner unveränderlichen Liebe und Treue sprach, so klang doch aus alldem ein Mißton, der auch mich zurückhaltend, ja eisig erscheinen ließ, als endlich der gute Pfarrer in seiner Kirche unsere Hände vereinigte, als er des Himmels Segen erflehte für einen Bund, der nie hätte geschlossen werden sollen."

Sie hatte die letzten Worte energisch, fast rauh hervorgestoßen und drückte nun krampfhaft die Hand ihrer Kammerfrau, als sie fortfuhr: „Erlassen Sie mir auch darüber Einzelheiten, glauben Sie meinen Worten und wenn Sie, wie ich zu Gott hoffe, lange bei mir bleiben, Ihren eigenen Wahrnehmungen. — Was ihn anbetraf, so hatte er bald sein Gleichgewicht wieder gefunden, und

war beziehungsweise so glücklich, als er es in seinen kühnsten Träumen zu werden gehofft, denn wenn mir auch Mama ihre Liebe entzog, wenn sie mich von ihrer Person verbannte, so hatte sie doch sonst auf's Reichste, auf's Glänzendste für mich gesorgt, wir reisten mit aller Bequemlichkeit, mit allem Comfort, und wenn nicht mein Glück ein so zweifelhaftes gewesen wäre, so hätte ich vollkommen glücklich sein können, und war und bin es auch vor den Augen der Welt. — Mit meiner Schwester blieb ich begreiflicherweise von Anfang an in Korrespondenz, und nachdem ich an Mama zahllose Briefe geschrieben, die von ihrer Hand unbeantwortet blieben, erhielt ich endlich ein paar Zeilen, die mich namenlos glücklich machten und eine Aussöhnung hoffen ließen, ja sie erlaubte mir, nach England zurückzukehren, dort unsern Landsitz zu beziehen, und das war für mich die glückliche Aussicht auf eine baldige Wiedervereinigung, denn auch sie wollte ihre Reise in Kurzem beendigen und zurückkehren. Daß sie sich in der Stadt befand, die wir gestern Abend hätten erreichen können, wußte ich wohl und hätte eigentlich einen andern Weg nehmen sollen, vermochte das aber nicht, da ich hoffte und hoffe. Als wir aber gestern bei jedem Umschwung der Räder näher und näher kamen und ich die Stunde berechnen konnte, wo ich in ihr Zimmer treten würde, da überfiel mich die Angst vor ihrem wiedererwachenden Zorn — — und das

Uebrige wissen Sie. — Ich befand mich gestern schon leidend, meine Nerven waren entsetzlich aufgeregt, wohl eine Folge dieser langen, anhaltenden Reise, dazu meine Gemüthsstimmung, die gestrige Nachtfahrt, kurz ich fühle mich heute wirklich elend, so sehr elend, daß ich nicht im Stande bin, die Feder zu halten, um Mama zu sagen, daß ich mich hier befinde, recht unwohl bin, daß ich nicht weiter reisen will, sondern hier erwarten, was sie über mich beschließt. Ich werde Ihnen die Zeilen diktiren, so gut ich es bei meinem wirren Kopfe vermag, und wo es nicht mehr geht, da helfen Sie weiter, nicht wahr, meine liebe Josephine, und an den Worten, wie Sie sie für mich haben werden, will ich erkennen, ob Sie mich verstanden, ob meine leidvolle Vergangenheit und meine nichts weniger als heitere Gegenwart sympathisch in Ihrem Herzen anklingt."

Wie sehr dieß aber der Fall war, konnte die junge Dame schon vorher sehen an dem Blicke voll Mitgefühl, mit dem sie von Madame Josephine betrachtet wurde, auch hören am Klang der leise geflüsterten Worte: „Ich danke Ihnen herzlich für das mir geschenkte Vertrauen, und darf ich Sie wohl versichern, daß mein bisher so reges Gefühl der Ergebenheit sich in das der innigsten Theilnahme, ja der aufrichtigsten Liebe verwandelt hat, wenn Sie mir gestatten, mein Gefühl für Sie mit diesem Namen zu benennen."

„O, ich bitte darum, ich bitte herzlich darum,

denn ich brauche ein innigstes Gefühl der Theilnahme, ich brauche ein Herz, das mich liebt, ein liebes Wesen, welches mir das häufig sagt, und Sie werden das thun, ich bin überzeugt davon, und werden meine Freundin sein, meine liebe Freundin."

Sie hatte sie an sich gezogen, dann ihren Hals mit den Armen umschlungen und innig auf die Lippen geküßt, worauf sie sagte: „Ich weiß nicht, woher es kommt, aber es ist mir gerade so, als hätten wir uns schon jahrelang gekannt, und das gleiche Gefühl erfaßte mich, als ich Sie damals zum ersten Male sah — — und nun wollen wir ohne Weiteres an unsere Arbeit gehen. Wollen Sie drüben schreiben, oder zu mir her an's Bett kommen?"

„Ich bringe das Tischchen zu Ihnen, wenn es Ihnen recht ist, Sie brauchen sich weniger anzustrengen."

„Wenn Sie hier genug sehen können, ist es mir lieb — doch wer kommt da?"

Die Thüre hatte sich langsam geöffnet, und Madame Josephine, nachdem sie einen raschen Blick auf den Eintretenden geworfen, sagte sich in den Alkoven zurückziehend mit leiser Stimme: „Es ist Herr Doktor Flinder, gnädige Frau."

„Gnädige Frau," wiederholte die junge Dame mit schmollendem Tone, „da dürfte ich eben so gut sagen: ‚Böse Josephine!‘ — aber der Doktor ist mir willkommen," rief sie laut, fast fröhlich, „herzlich willkommen!"

„Und freut sich recht sehr über den frischeren

Klang der Stimme, das ist ein großer Unterschied gegen gestern Abend," setzte er nähertretend hinzu, wobei er mit einem leisen Kopfnicken die Kammerfrau grüßte, die das Gesicht abwendend bei ihm vorüberging. — „Also es geht vortrefflich?" fragte er alsdann.

„Besser, viel besser, und ich glaube, ein paar Tage so vollkommener Ruhe, wie in Ihrem stillen friedlichen Hause, werden mich gänzlich wieder herstellen."

„Das freut mich um so mehr, da ich gezwungen bin, Sie für einige Stunden, wahrscheinlich bis heute Abend zu verlassen; ich muß nach der Stadt, hoffe aber heute noch zurückzukehren."

„Sie müssen nach der Stadt, Doktor, a—a—ah!"

„Haben Sie vielleicht Aufträge für mich?"

„O, ich hätte wohl eine große, große Bitte, aber sie ist so unbescheiden, daß ich mich fast fürchte, sie auszusprechen."

„Immerhin, gnädige Frau, ein erfüllter Wunsch ist bei manchen Leiden die beste Medizin."

„Ja, und dieser erfüllte Wunsch könnte mich sehr glücklich machen."

„Also ohne Scheu, was kann ich für Sie thun?"

„Mir einen Brief nach der Stadt mitnehmen, ihn selbst übergeben und eine Antwort zurückbringen — nicht wahr, das ist viel verlangt?"

„Thue es aber mit dem größten Vergnügen,

hoffe nur, daß die Antwort eine erwünschte sein wird — wo ist der Brief?"

„Ja, lieber Doktor, er ist noch nicht geschrieben, doch soll das sogleich geschehen vor Ihren Augen oder vielmehr vor Ihren Ohren, denn es ist mir Alles daran gelegen, daß Sie auch den Inhalt dieses Briefes kennen lernen. Bitte, liebe Josephine, kommen Sie zu mir!"

„Gut," sagte der Arzt, „wenn Sie es so wollen, werde ich hier im Zimmer warten."

Er verließ den Alkoven, gerade als Madame Josephine näher kam, um das Tischchen herein zu tragen, wobei sie ihren Kopf tief herabgebeugt hielt, trotzdem aber aus den Augenwinkeln sah, wie sie Doktor Flinder mit einem verwunderungsvollen, beinahe erschrockenen Blicke betrachtete. Sie athmete tief und schwer, sie fürchtete sich grenzenlos vor einem Wiedererkennen gerade in dieser Situation.

„Bitte also, schreiben Sie," bat die junge Dame, als sich ihre Kammerfrau gesetzt hatte, „schreiben Sie in unserer Sprache, die Ihnen ja eben so geläufig ist, wie die deutsche — schreiben Sie also!"

Madame Josephine blickte zu ihr auf.

„Theure Mutter!

„Zur Reise von Italien nach Hause, wohin Du mir zu gehen befahlst, drängte es mich, einen Weg zu nehmen, der mich in Deine Nähe führt. Als ich aber nur noch wenige Stunden von dem Augenblick entfernt war, wo es mir vergönnt ge-

wesen wäre, zu Deinen Füßen vollständige Vergebung zu erbitten, verließen mich Kraft und Muth, und so befinde ich mich denn, zu schwach, um diese Zeilen selbst zu schreiben, im Hause des Ueberbringers dieses Briefes, eines vortrefflichen, liebenswürdigen Arztes, der Dir umständlicher sagen wird, daß das beste, — ja das einzigste Mittel zu meiner gänzlichen Herstellung darin besteht, daß Du mir einen freundlichen Gruß sendest, zugleich mit der Erlaubniß, in Deine Arme eilen zu dürfen."

„So, nun geben Sie mir den Brief, damit ich meinen Namen darunter setze, und dann schreiben Sie die Adresse: ‚Mistreß Stanley, Parkstraße 16.'"

Der Arzt hatte sich währenddem an das Kamin gestellt, äußerlich ruhig scheinend, obgleich sein Inneres heftig erregt war — konnte das mehr sein, als ein unbegreifliches Blendwerk, als eine unbegreifliche Aehnlichkeit, als ein kaum mögliches Spiel der Natur, zwei so vollkommen gleiche prachtvolle Gestalten, dieselbe Fülle des reichen blonden Haares, Gang, Bewegung, Haltung, wie bei jener theuren Entschwundenen, die ihm so schmerzlich unvergeßlich war — ah! dieses Räthsel mußte sich lösen — in der nächsten Sekunde lösen, und als er das mit leicht begreiflicher Spannung dachte, richtete er sich hoch auf, starrte nach dem Alkoven, dessen Vorhänge sich bewegten. Sie trat heraus — sie war es — unverkennbar, auch machte sie durchaus keine Bewegung wie vorhin, um ihre Züge zu

verbergen, vielmehr schaute sie ihm voll in's Gesicht, hob aber dabei rasch ihre Rechte, um sie mit bittendem Ausdruck an die Lippen zu bringen.

Diese Bitte verstand Doktor Flinder auch sogleich, nur hatte ihm die Ueberraschung zu schnell ein Wort auf die Lippen gedrängt, um es nicht hörbar werden zu lassen — Ellen!

„Mein Name, lieber Doktor," vernahm er die Stimme der jungen Dame, „wie kommen Sie darauf, das heißt, es freut mich, daß Sie ihn genannt, es klang so wohlwollend väterlich."

Madame Josephine wies rasch auf den Brief in ihrer Hand, worauf der Arzt erwiederte: „Ich sah mich schon im Geiste als Ueberbringer dieses Schreibens und dachte dabei Ihres Namens, der, meine ich, vorhin beim Briefschreiben genannt wurde."

„Ach ja, und behalten Sie die arme Ellen recht im Gedächtniß, sprechen Sie für sie, und da Sie Alles wissen, können Sie mehr und noch Dringenderes sagen, als in jenen Zeilen steht. — Nicht wahr, ich sehe Sie heute Abend noch, auch wenn Sie recht spät zurückkommen sollten?"

„Wenn mir der Arzt nicht verbietet, Ihre Nachtruhe zu stören," entgegnete Doktor Flinder laut und sich zu einem freundlichen Tone zwingend, der sehr seinen ernsten, erregten Zügen widersprach, sowie den starren Blicken, mit welchen er die andere Ellen fast wie eine übernatürliche Erscheinung betrachtete, „denke aber so früh zurück zu sein, daß

ich Ihnen sogleich Nachricht und hoffentlich gute bringen kann, und damit, wenn Sie erlauben, Frau Baronin, verabschiede ich mich."

„Auf frohes Wiedersehen, lieber Doktor!"

Er verließ das Zimmer, gefolgt von Madame Josephine, und als sich die Thüre hinter Beiden schloß, wandte er sich rasch um, hob seine Hände empor und hauchte in wohlbegreiflicher Erregung die Worte gegen sie: „Sind Sie es wirklich, theure Ellen? — freiwillig und Schutz suchend zu mir zurückgekehrt, o, wie würde ich Gott für so viel Gnade danken!"

„Ich bin es," erwiederte sie mit leiser Stimme und setzte hinzu, indem sie dem Arzt ihre beiden Hände reichte: „darf ich Ihnen auch wohl sagen, Herr Doktor, daß Ihre soeben gesprochenen Worte mich recht, recht glücklich gemacht, da ich Aehnliches lange nicht gehört? — aber ich kam nicht, um Sie aufzusuchen," fuhr sie mit leichtem Kopfschütteln fort, „nur der Zufall trieb mich über die Schwelle dieses Hauses, obgleich ich desselben stets wie einer lieben Heimat gedacht, wenn ich überhaupt eine andere hätte, als —" sie richtete ihre feuchten Blicke nach Oben, um dann unter einem stillen Lächeln zu schließen: „doch bin ich dem Zufall dankbar, recht dankbar."

„Redensarten, theure Ellen," gab der Doktor in fast unmuthigem Tone zur Antwort — „was Zufall, ich glaube an keinen Zufall — Bestimmung

ist Alles, was uns treibt — o, über das Unglück," rief er heftig, „daß ich da nach der Stadt muß, auch schon, weil ich mich zum Briefboten verdingt habe, wie herzlich könnten wir plaudern, meine gute Ellen, bei diesem abscheulichen Regenwetter, und wie gespannt bin ich auf ein Wort von Ihnen, jedes Wort, das mir ein Räthsel lösen soll, vor dem ich mit Schmerz und Kummer stehe — aber es hilft Alles nichts, dort fährt mein Wagen vor. Ich muß Sie jetzt verlassen, theure Ellen, aber wenn ich zurückkomme, so hoffe ich von Ihnen mit derselben Freundschaft, mit dem gleichen Vertrauen behandelt und beehrt zu werden wie damals. — O, mein Gott, wie damals," rief er tiefbewegt und mit strahlendem Blicke aus, „ist es mir doch gerade zu Muth, als sei es wieder damals, dort im Zimmer läge Rosenthal, und Sie ehrten mich durch Ihr Vertrauen und brachen dabei ein klein wenig mein armes Herz. — Bin ich denn heute glücklicher wie damals? — ja ich bin es, weil ich Sie wiedergesehen!"

Er streckte freudestrahlend seine Hände aus, und als sie milde lächelnd die ihrigen hineinlegte, gab sie der sanften Gewalt seiner Freude sowie des eigenen Gefühles nach, neigte ihr Haupt gegen ihn und duldete es gern, daß er sie auf die Stirne küßte, dabei aber eben so wenig wie ihr Freund bemerkend, daß sich die Thüre zum Nebenzimmer geräuschlos geöffnet hatte und der Kopf des Herrn

Barons dort sichtbar wurde, der eine wenig erfreute, aber ziemlich erstaunte Miene machte, als er diese, für ihn allerdings seltsame Begrüßung sah. Doch zog er im nächsten Augenblicke die Thüre eben so leise zu, ohne indeß das Schloß einschnappen zu lassen, wohl aber sein Ohr an die Spalte legend, und lächelte dann sonderbar, als er den Arzt sagen hörte: „Jedenfalls heute Abend, theure Ellen!"

Was sie aber sehr leise darauf antwortete, konnte er nicht verstehen, sah nur rasch das Auge erhebend ihren innigen bittenden Blick, und würde auch den Sinn ihrer Worte, hätte er diese hören können, nicht verstanden haben, denn sie sagte: „Vergessen Sie nicht, lieber Freund, daß ich für Jedermann eine Verschollene bin und bleibe."

Zwölfte Randverzierung.

Wo überall neue Lichter aufblitzen, alte auszulöschen versucht wird.

Es heißt in einem alten Liede: „Und der Regen, der regnete jeglichen Tag", was eine recht traurige Wahrheit und Bezeichnung für den dießjährigen Spätherbst war, der mit Ausnahme weniger klarer und freundlicher Tage zu Anfang sich jetzt alle Mühe zu geben schien, die Natur wie Menschen und Thiere übler Laune zu machen.

Hatte man doch so sehr auf schöne, klare, sonnige Oktober- und Novembertage gerechnet, um wenigstens für die stille Zeit der Landestrauer einigen Ersatz zu finden in der Beschäftigung des edlen Waidwerks. Waren doch manche der reichen und vornehmen Familien gerade länger als sonst auf dem Lande geblieben, oder sogar wieder hinausgezogen, sobald sich dieß mit Schicklichkeit thun ließ. Theater und Konzertsäle waren geschlossen, Gesellschaften fanden nicht statt, oder nur im engsten Kreise unter vertrauten Freunden, was das einzig Nützliche hatte, daß die vielerlei sich ziemlich schroff einander gegenüberstehenden Parteien

bei Hof und in der Stadt sich in diesen vertraulichen Zusammenkünften fester an einander schlossen, um sich für den bevorstehenden Kampf dieser Parteien gegen einander zu stärken und fester zu verbinden.

Ein Kampf mußte stattfinden, der Kampf des alten Regimes mit dem neuen, und wenn je das Spiel des persischen Weisen Aehnlichkeit hatte mit dem Treiben politischer Parteien, die sich im kleinlicheren Theil der Hofpartei wiederspiegeln, so war dieß im gegenwärtigen Augenblicke der Fall.

Der König, im Leben wie auf dem Schachbrett alles Andere überragend, nach allen Seiten ausschauend und in ungehindert freier Bewegung, vermag aber Höchstselbst diese Bewegung nur in kleinsten Schritten auszuführen, und muß es sich mit würdevoller Geduld gefallen lassen, daß ihm seine Umgebung den Weg bahnt und nach seinen Befehlen handelt, wenn diese Befehle nicht gar zu sehr dem eigenen Interesse zuwiderlaufen; denn im letztern bedauerlichen Falle sieht die Majestät ihre Trabanten allerdings hastig nach allen Seiten davonstürzen, sich durcheinanderschlingen, scheinbar voll Eifer und Ergebenheit, die königlichen Befehle auszuführen, um aber später häufig zu einem ganz anderen Resultat zu gelangen, und muß es Allerhöchstselbst oft schmerzlich erfahren, daß, während er mit geschlossenen Füßen gewandelt ist, seine Umgebung ihrem eigenen Interesse nachging, ihn zu einer Schattengestalt machte, oder auch wohl zu

einem Schreck, wie die ausgestopfte Figur im Felde, für andere, freche und hungrige Sperlinge.

Armer König — im Schachspiel nämlich — der du glaubst, männiglich sei geblendet von deiner Weisheit und Thatkraft, man wisse nicht ganz genau, wer dir diesen und jenen Rath gegeben und seine Kraft geliehen, hie und da Großes auszuführen. Du glaubst allerdings von deiner Höhe zu überschauen deine Feldherrn, deine hohen und niederen Beamten, deine Trabanten und Bauern, und bist der festen Ansicht, daß Alles sich nur nach deinem Winke drehe, bemerkst aber nicht, wie du folgen mußt, weil es deine Königin für gut findet, wie du gezwungen bist, vorwärts zu marschiren, weil deine Läufer dir vorangegangen, oder dich zurückzuziehen, weil dein Thurm Kriegsminister oder dein Thurm Feldherr es so gewünscht; du wirst auch häufig genöthigt, eigenthümliche diplomatische Wendungen gut zu heißen, weil deine Gesandten, diese luftigen Springer, häufig auf eigene Faust ganz besondere Wendungen gemacht, ja du kannst in den Fall kommen, obgleich du es vortrefflich gemeint und nach deinen Begriffen weise und edel gehandelt, schließlich rochiren zu müssen und matt gesetzt zu werden, weil es dir nicht möglich war, dich den schädlichen Einflüssen deiner Umgebung zu entziehen.

Ja diese Umgebungen, schwimmend wie gleißende Fettaugen auf der trüben Brühe der Heuchelei, Schmeichelei und Wohldienerei aller Art, sie sind

es, die in Lug und Trug Stein um Stein unter deine Füße schieben, scheinbar dich zu erhöhen, in Wahrheit aber, um dich zu ihrem eigenen Vortheil auf einen isolirten Altar zu erheben, dem nur sie sich nahen dürfen, wo du Alles durch ihr Sprachrohr vernimmst, wo du nie im Stande bist, klar um dich zu schauen, denn jeder freie Blick wird dir getrübt durch künstlich erregte Nebel, durch die dich beständig umqualmenden Weihrauchdüfte.

Ist der König — natürlich immer der im Schachbrett — ein Mann von Geist und Talent, einer kräftigen Hand, so wird er trotz den kleinen Schritten, die er zu machen im Stande ist, seine Umgebung klug zu benutzen verstehen, sie durch seinen Geist und seine Energie lenken, die Zweifelhaften überwachen, die Lässigen anspornen, die Zuverlässigen aber hoch in Ehren halten, deren Meinung beachten, vernünftigen Widerspruch ertragen, ja durch Belohnung ehren.

Ist er aber ein Herr von unbedeutendem Geiste und deßhalb in richtiger Wechselwirkung von größtmöglichster Einbildung, schroff und hochmüthig, so wird er mit Mißtrauen die freiere Bewegung seiner Königin und die Leichtigkeit, mit der sich seine Thürme, Läufer und Springer bewegen, betrachten, er wird es nicht ertragen können, sie andere Schritte machen oder selbstständig handeln zu sehen, wenn auch das Alles nur zu seinem Besten ist; er wird jede abweichende Meinung, jeden noch so vernünf-

tigen Widerspruch wie ein Verbrechen des Hochverraths behandeln, er wird nicht auf die inneren Eigenschaften, auf Talent und Fähigkeit sein Augenmerk richten, sondern vor Allem entscheiden lassen, daß ihm die Nase des Betreffenden gefällt, sein Wuchs, sein Gang, seine Art zu lächeln, und wird darnach sein königliches Wohlgefallen abwägen. Allerdings ist er nicht im Stande, nach seinem Gutdünken hängen und köpfen zu lassen, aber seine Ungnade wird daher kommen wie ein wildes Wetter und sie niederstrecken wie gemähtes Korn all' die bisher Hohen und Getreuen, so daß von der ehemaligen Pracht und Herrlichkeit nichts mehr übrig bleibt, als ein wüster Platz, auf dem das Unkraut wuchert.

So war der Herbst dahin geschlichen, ungemüthlich, windig, kalt und regnerisch, man wußte nicht, was man aus solchem Wetter machen sollte, selbst die erfahrensten Wetterpropheten beschauten zweifelnd den grauumzogenen, unberechenbaren Himmel, und Leute, die sonst recht keck aufzutreten pflegten, schlichen wie auf Socken einher.

Das war ähnlich auch in der sogenannten Gesellschaft, man betrachtete ängstlich jede verschlossene oder zweifelhafte Miene, man schlich flüsternd an einander vorüber, man ließ sich zu keiner anders zu deutenden Bemerkung hinreißen, und Männer, die sonst mit dem größten Freimuth gesprochen, ja nicht zögerten, ihre Meinung selbst vor Ihrer Ma-

jestät zu vertheidigen, blinzelten scheu nach dem jungen Monarchen hinüber, denn so wohlwollend er auch lächelte und eine so freundliche Miene er auch zeigte, so blitzte doch etwas aus seinen Augenwinkeln, was zu denken gab.

Es war Rout bei Ihrer Majestät der Königin, und mit dieser ebenso harmlosen und häufig recht langweiligen Vergnügung fing man an, aus dem strengsten Grade der Trauer in einen gelinderen überzugehen, auch die Physiognomieen hatten sich schon bedeutend geklärt, ja man wagte bereits in der Toilette schüchterne Anspielungen auf die demnächst beginnende wundervolle Hoffrühlingszeit, doch war Schwarz immer noch vorherrschend, und wenn nicht einige bunte Uniformen etwas Abwechslung gegeben hätten, so wäre der Anblick dieser ganzen Gesellschaft noch trauriger und unerquicklicher gewesen.

Die Königin war begreiflicherweise immer noch etwas leidend, und da sie in einem tiefen Fauteuil ruhte, so waren die sich ihr nähernden Damen gezwungen, ein sehr tiefes Kompliment zu machen, das in allen herkömmlichen Abstufungen erwiedert wurde, bald durch eine kurze Neigung des Kopfes oder durch ein freundliches Nicken, bald durch ein huldreiches Lächeln oder durch ein paar bezaubernde Worte: „Wie geht es Ihnen, meine Liebe, ich freue mich, Sie zu sehen,“ wobei sich zuweilen die feine weiße Hand der Königin erhob, um enthusiastisch ergriffen, beinahe stürmisch geküßt zu werden.

Aber auch andere Nüancen wurden markirt: so durch einen kalten, gleichgültigen Zug, ein Fallenlassen der Augenlider, ja ein Abwenden des Kopfes nach kaum merklichem Gruß; so jetzt, als sich eine schöne junge Frau mit einem untadelhaften Kompliment der Königin genähert hatte und sich beinahe ohne erwiederten Gruß zurückziehen mußte, da Ihre Majestät ein paar Worte zu der hinter ihr stehenden Hofdame, Fräulein von Klettenberg, sprach. Doch schien das die Betreffende nicht besonders schmerzlich zu empfinden, denn sie erhob sich mit freundlich unbekümmerter Miene, was allerdings eine Rücksichtslosigkeit war, worüber ein paar alte Excellenzen wohl das Recht hatten, auffallend zu schaudern.

Die junge Dame trat alsdann mit leichtem, elastischem Schritt, frei den hübschen Kopf tragend, an den Obersthofmeister von Tönning heran und sagte, ohne indessen ihre heitere Miene zu verändern: „Ich wäre doch besser zu Hause geblieben."

„Aber es war nothwendig, hier durch Wegbleiben keine auffallende Nüance zu machen," gab er mit hoch emporgezogenen Augenbrauen zur Antwort.

„Sieh' da, Herr von Rosenthal!" sprach die junge Dame, sich rasch gegen die geöffnete Thüre wendend, in deren Nähe sie stand und durch welche der Genannte soeben eintrat.

„Rosenthal!" —

Dieser Name wurde von einigen Dutzend Lippen leise geflüstert, ja halblaut ausgesprochen, während mindestens doppelt so viele Augen überrascht, erstaunt, ja mit gehässigem Ausdrucke sich nach ihm richteten, während ihn wieder andere forschend, neugierig, ja lächelnd betrachteten.

Er schien alles Das indessen durchaus nicht zu sehen, wenigstens nicht zu beachten, sondern nachdem er der Baronin Tönning seine Hand gereicht, wobei der Obersthofmeister indessen seine Unterlippe auffallend schlaff herabhängen ließ, schritt er freundlich um sich blickend mit sehr erhobenem Kopfe in den Salon, machte vor dem König, der seitwärts stand, eine tiefe Verbeugung und näherte sich alsdann dem Fauteuil Ihrer Majestät, hinter die alte Staatsdame von Pommerhausen tretend, welche gerade im Begriff war, durch eines der tiefsten Komplimente, die je gesehen worden, ihre schrankenlose Ergebenheit an den Tag zu legen.

Doch mochte die Königin in diesem Augenblicke des Sitzens müde geworden sein, denn sie erhob sich auffallend rasch, wandte sich um und schritt so schnell gegen eine Gruppe von Damen, daß sie sogar ihren künstlich graziösen Gang anzunehmen vergaß und ein klein wenig hinkte.

Die Pommerhausen hatte sich erschrocken aufgerichtet und war etwas zu hastig zurückgetreten, so daß Rosenthal nur durch einen schnellen Schritt rückwärts einem Anprall zu entgehen vermochte,

indem er um Entschuldigung bat, was die alte Staatsdame veranlaßte, ihre erzürnten Blicke gegen ihn zu richten, wobei sich die wenig schmeichelhaften, zischend hervorgestoßenen Worte vernehmen ließen: „Natürlich in der Gesellschaft war ein anderer Empfang nicht zu erwarten.“ Damit rauschte sie wie eine erzürnte Truthenne vorüber, tief Athem holend, fächerwedelnd, umging Seine Majestät, der lachend herüberschaute, mit obligatem Komplimente und landete endlich nach erlittenem Schiffbruch im Hafen einer Gruppe gleichgestimmter Seelen, die mit unverkennbarer Schadenfreude zugeschaut hatten und sich jetzt beeilten, ihr herzlichstes Mitgefühl in den trostvollsten Worten von sich zu geben.

„Ich dachte, mich müsse eine Ohnmacht anwandeln,“ sagte die Gattin eines Oberforstmeisters, „als ich Den da so ungenirt und keck eintreten sah.“

„Und gerade Ihnen, liebe Pommerhausen, mußte dieß höchst unangenehme Rencontre begegnen,“ meinte die alte dürre Hofdame einer Herzogin von sehr entfernter Seitenlinie, — „empörend — ich glaube, es war überlegt von diesem Rosenthal, denn es sah beinahe lächerlich aus.“

„Beinahe lächerlich?“ fragte die Pommerhausen erbleichend, doch beeilte sich die Oberforstmeisterin begütigend hinzuzufügen: „Beinahe, das heißt es hätte lächerlich werden können, wenn Sie, theuerste Pommerhausen, mit Ihrer Geistesgegenwart und Ihrem

unvergleichlichen Aplomb nicht nur einen Zusammenstoß vermieden, sondern auch den Frevler mit Ihrem Blicke fast zu Boden geschmettert hätten — er duckte sich förmlich."

„Hat sich aber recht bald von seinem Schrecken wieder erholt," sagte die alte Hofdame mit einem malitiösen Lächeln, „denn er geht so ungenirt dahin, als sei er überzeugt, sein Anblick errege allgemeine Freude."

„Wenn nur irgend Jemand ihm recht auffallend den Rücken kehren wollte, ich verstehe die heutige Welt nicht mehr," seufzte die Pommerhausen, — „wenn dergleichen bei der höchstseligen Majestät vorgekommen wäre, wenn Jemand es gewagt hätte, sich mit so ausgesprochener Ungnade beladen vor den Augen der allerhöchsten Herrschaften zu zeigen!"

„Und doch hat er früher schon Aehnliches gewagt," sagte die alte Hofdame, „und daß er es wieder um so auffälliger wagt, gibt mir zu denken," dabei schüttelte sie langsam ihr Haupt.

„Gott sei Dank, daß es noch gesinnungstüchtige Charaktere gibt," sprach die Pommerhausen aufathmend und scharf nach Rosenthal hinüberblickend, „lauter Klippen da, die ihm entgegenstarren, er vermag nirgendwo beizulegen oder seinen Anker auszuwerfen; möchte er nur irgendwo gründlich scheitern."

Nun war aber auch in der That viel Wahres an dem Vergleich der klugen Staatsdame, denn

wenn auch Rosenthal aufrechten Hauptes und mit der unbefangensten Miene, ja freundlich lächelnd daherschritt, so war es doch unverkennbar, wie sorgfältig er lavirte, um nicht irgendwo Schaden zu leiden, wie vorsichtig er durch einen Blick, durch eine Handbewegung sondirte, um, bei gefährlichem Boden vorbeisteuernd, sogleich wieder das offene Fahrwasser zu gewinnen.

Und es war heute Abend viel gefährlicher Boden für ihn vorhanden, es gab hier Leute, deren langverhaltener Groll sich nichts daraus gemacht hätte, dem früher so sehr gefürchteten Rosenthal auffallend den Rücken zu kehren, und wieder gab es andere Leute, die ihm mit auffallender Scheu aus dem Wege gingen, ja die leicht errötheten, wenn er sich näherte, und welche sich in diesem Augenblicke mit solchem Interesse, ohne auf- und umzublicken, in das Gespräch über das Wetter vertieften, als gäbe es für sie nichts Wichtigeres auf der ganzen Welt, ja die erleichtert tief aufathmeten, wenn er hinter ihrem Rücken vorbeigegangen war.

Und all' dieß Gebahren war so natürlich und begreiflich. Zieht man sich doch auch vor Jemand zurück, der mit einer ansteckenden Krankheit behaftet ist, vermeidet man es doch auch, bei Jemanden zu verweilen, der von einem tollen Hunde gebissen wurde und von dem man sagt, er schnappe zuweilen nach andern Leuten, scheut man sich doch auch in Gesellschaft, mit einem jener Kunstsinnigen gesehen

zu werden, die falsche Wechsel auf's Täuschendste nachbilden, oder welche ihre üblen Nachreden daher haben, daß sie notorische Spieler Trinker, schlechte Zahler oder sonst Lumpen sind.

Aber die hier aufgezählten Leiden= und Eigenschaften bringen alle zusammengenommen nicht die gleiche Wirkung hervor, wie bei Hof eine allerhöchst ausgesprochene Ungnade.

Hier war sie so ausgesprochen wie nur möglich, so bekannt und scharf ausgeprägt, daß man deutlich ein Erstarren des Schreckens und der Indignation auf vielen Gesichtern las über die Frechheit Rosenthal's, hier im Salon zu erscheinen, und dabei freute man sich auf eine brüske und tief verwundende Entwicklung, die damit schon ihren Anfang genommen hatte, daß sich die Königin abgewandt und ohne ihren Empfang oder Cercle fortzusetzen, sich an einen Spieltisch begab.

Man verstand nur nicht, weßhalb der König so gleichmüthig, so freundlich herüberblickte, ja warum ein Lächeln auf seinen Mienen erschien, als die alte Staatsdame mit Rosenthal zusammengetroffen. Gönnte er ihr diese Verlegenheit des Anpralls, oder vermerkte er es nicht ungnädig, daß Rosenthal hier zu erscheinen wagte, wer darüber Gewißheit hätte, oder noch mehr darüber, wem die leichte Begrüßung mit der Hand galt, die Seine Majestät gerade in diesem Augenblicke in das Gewühl des Salons richtete!

Der Saal, wo der Rout stattfand, gehörte zu den Gemächern des Königs, war länglich rund, von großen Dimensionen und hatte auf vier Seiten kleinere Salons, in deren einem Thee gereicht wurde, und später auch kalt soupirte, wer Lust dazu hatte. In den übrigen wurde geplaudert und gespielt, doch befand sich der Spieltisch für die Königin im großen Saale selbst, was denn auch der Ehre, dazu befohlen zu werden, die größtmöglichste Ausbreitung gab.

Dieß Glück wurde heute Abend der alten Pommerhausen als Pflaster auf die eben erlittene Wunde gedrückt, und sie näherte sich berauscht, taumelnd und mußte ihre ganze Geistesgegenwart zusammennehmen, um ohne Unfall auf den Sessel niederzusitzen, da ihr vorher noch die Hand zu allerhöchstem Kusse huldvollst gereicht worden war.

Der dritte Spieler war der Obersthofmeister von Tönning, dem dadurch bewiesen werden sollte, daß man einen Unterschied machte zwischen ihm und seiner Frau, und in einem vierten endlich finden wir einen alten Bekannten, Sir Frederic Knobbers, den die Königin gerne auszeichnete, indem sie ihn häufig zum Spiel heranzog, und der dabei unter anderen guten Eigenschaften auch die besaß, nicht genugsam Deutsch zu können, um rasche, flüchtige Aeußerungen, wie sie Ihre Majestät gerne machte, genau zu verstehen.

Ehe sich die Königin niederließ, hatte sie einer

ihrer jüngeren Damen gewinkt, dem Fräulein von Nickols, derselben ein paar Worte gesagt, und sie dann nicht ausdrücklich verabschiedet, weßhalb jene einen Schritt hinter dem Stuhle stehen blieb, aufrechten Hauptes und scheinbar gleichgültig in den Salon hineinschaute.

Diese junge Dame war aber eine so auffallend schöne Erscheinung, daß von den Blicken, die sich nach dem Spieltisch der Königin richteten, die meisten auf ihr haften blieben und manches Augenpaar sie mit unverkennbarem Interesse betrachtete.

Fräulein von Nickols war von mittelgroßer, fast etwas zu voller Gestalt für ein junges Mädchen, sie mochte zwanzig Jahre alt sein, doch zeigte sie bei blendend weißem Teint eine so untadelhafte Rundung und dabei doch eine solche Feinheit der Glieder, daß Kenner, besonders reiferen Alters, von ihrer Gestalt entzückt waren, und der wahrhaft strahlenden Schönheit ihres lieblichen, freien und offenen Gesichtes den ersten Preis zuerkannten. Regelmäßige und strengedle Züge zeigte übrigens dieses Gesicht nicht, doch war es rosig angehaucht, hatte frische, etwas sinnliche Lippen, herrliche Zähne, und wenn sie lachte, was häufig vorkam, bemerkte man auf Wange und Kinn allerliebste, schelmische Grübchen. Ihr volles Haar war von jenem seltenen Blond, das man aschfarben nennt, und wallte nach der Mode unserer Tage über ihren glänzend weißen Nacken tief hinab. Wie alle übrigen Damen war

sie schwarz gekleidet, was ihrer Körperfülle ganz vortrefflich stand und angenehm scharf kontrastirte mit ihren blendenden Schultern und Nacken.

Sie stand regungslos hinter dem Stuhl der Königin, und wenn man bemerkte, wie die Blicke ihrer lebhaften hellbraunen Augen wohl aufmerksam, aber ohne jedes Aufsehen zu erregen, über die Anwesenden dahinglitten, bald suchend, bald beobachtend, so war man zu dem Glauben berechtigt, sie versehe hier den Dienst einer scharfen Beobachterin behufs späterer Mittheilung. Zuweilen, aber selten kräuselten sich kaum bemerkbar ihre Lippen, und es zeigten sich eben so rasch wieder verschwindend die Spuren einiger Grübchen zugleich mit dem kaum sichtbaren Zucken ihrer Schultern. Nur einmal hob sie das Ende ihres Fächers an die Lippen und das war just in demselben Augenblicke, als Herr von Rosenthal einer Gruppe älterer Herren sich näherte, von denen ihm ganz auffallend für die Physiognomie des heutigen Abends zwei die Hände entgegenstreckten. Diese Beiden waren Graf Wieneck, der Minister des Auswärtigen, und der Oberstjägermeister Graf Ferrner.

Doch stand dieses Fächerzeichen gewiß damit in keinem Zusammenhang, denn man hätte vernehmen können, wie Fräulein von Nickols jetzt leicht in ihr Schnupftuch hustete, und darauf bemerken, daß die Königin über ihre Karten hinweg nach jener Gruppe schaute, indem ein Schatten über ihre Züge flog,

und sie, zum Erstaunen Sir Frederic Knobbers', dessen hohe Zehn mit ihrem Buben stach.

Der König stand unterdessen in einer Gruppe jüngerer Herren, und wenn er auch an den lebhaften, animirten Mittheilungen derselben regen Antheil zu nehmen schien, was er durch Kopfnicken, auch wohl durch ein rasch hingeworfenes Wort oder durch ein kurzes hastiges Lächeln bezeugte, so konnte man doch an dem gleich darauf erscheinenden gelangweilten, ja verdrießlichen Ausdrucke seines Gesichtes deutlich erkennen, wie wenig ihn alles das interessire, was man zu ihm sprach. Seine Augenlider hielt er meistens gesenkt, doch konnte es einem scharfen Beobachter nicht entgehen, wie er unter den verdeckenden Wimpern seine Blicke ruhelos durch den Salon schweifen ließ.

Uebrigens war man diese Erscheinungen von Unruhe, von Ungeduld an Seiner Majestät gewohnt, und war es mehr eine Angewohnheit als eine momentane Gemüthsstimmung; doch bezeugte es immer eine Erregtheit der letzteren, wenn er den Kopf hastig und ohne besondere Ursache aufwarf, mit den Achseln zuckte, oder die Finger in einander verschlang.

Baron Stoltenhoff näherte sich der Gruppe, doch ehe wir ihn dieselbe erreichen lassen, müssen wir uns erlauben, diesen Bekannten aus dem ersten Theile unserer Geschichte mit der Bemerkung wieder einzuführen, daß er es verstanden hatte, die halb und halb verloren gegangene Gunst auf's Neue zu er-

ringen, ja daß er auf dem besten Wege war, eine Größe bei Hof zu werden. Wir wissen bereits, daß Rosenthal freiwillig von dem Posten eines kronprinzlichen Hofmarschalls zurückgetreten war, die Funktionen desselben, bis sie naturgemäß vom Obersthofmeisteramt übernommen wurden, an Stoltenhoff überlassend, und hatte dieser dafür zu sorgen gewußt, daß ihm bis jetzt kleine intime Anordnungen, den Hof der allerhöchsten Persönlichkeiten betreffend, belassen blieben, und konnte man Leute, die sich auf das Terrain verstanden, einander zuflüstern hören, daß zehn gegen eins zu wetten sei, der junge, kecke, rücksichtslose und beinahe sehr liebenswürdige Stoltenhoff brauche sich nicht einmal besonders Mühe zu geben, um in das Departement des Freiherrn von Tönning hineinzuwachsen, denn von diesem alten Herrn sprach man schon lange mit mitleidigem Achselzucken als von einer überreifen und nicht mehr genießbaren Frucht, die beim nächsten Windhauche zu Boden geweht werden würde.

Und daß ein solcher Wind nicht mehr lange auf sich warten lassen würde, bemerkte man an dem Zuge der Wolken auf hoher Stirn und an dem Schatten, der noch so eben gnädig leuchtende Blicke plötzlich zu verdunkeln im Stande war, wie vorhin, als Ihre Majestät auf Rosenthal schaute und auf die beiden gleichfalls recht alten Excellenzen, die ihm sehr zur Unzeit ihre Hände gereicht.

Stoltenhoff trat also zu Seiner Majestät und sagte in dem leichten Gesellschaftstone, welchen der hohe Herr zuweilen gerne vernahm, häufig verlangte, aber doch nicht immer ertragen konnte: „Majestät haben erlaubt, den Freiherrn von Reckenstein vorstellen zu dürfen, er ist in der Nähe, und wenn Sie befehlen —"

„Jetzt nicht, Stoltenhoff," erwiederte der König in einem Anfluge von übler Laune, „Sie wissen wohl, ich mag es nicht, daß man die Leute so wie Schaustücke quer durch den Salon zu mir führt; wenn ich später in die Nähe dieses Herrn komme, ganz in seine Nähe, so kann man ihn vorstellen. Sagen Sie es aber vorher dem Baron von Nellingen, auch er sprach mir von diesem Reckenstein. Wo ist er denn eigentlich?" setzte der hohe Herr um sich her schauend mit einem nicht gerade freundlich klingenden, fragenden Tone hinzu.

„Reckenstein befindet sich drüben am Theetisch."

„Ach, was geht mich Ihr Reckenstein an, ich frage, wo Nellingen steckt, ich habe ihn noch mit keinem Blicke gesehen."

„Vorhin sah ich ihn im Vorzimmer, und wenn er noch nicht hier ist, so wird er unglücklich sein, zu erfahren, daß Eure Majestät vergeblich nach ihm gefragt haben."

Der König gab hierauf keine Antwort, warf nur etwas rasch den Kopf empor, wobei seine Mund-

winkel zuckten, welche Anzeige eines kleinen Unmuthes den guten Stoltenhoff veranlaßte, seinem Freunde Nellingen, dessen wachsende Gunst er schon längst eifersüchtig bemerkt, Eins zu versetzen, indem er mit einem eigenthümlichen Lächeln sagte: „Euer Majestät sind viel zu gnädig, um es nicht zu verstehen, zu verzeihen, daß es Abhaltungen gibt, welche diese jungen Leute selbst den Dienst für Augenblicke vergessen lassen.“

„Wovon reden Sie denn eigentlich — wenn's beliebt?“ fragte der König sehr von Oben herab, wobei seine Gesichtszüge einen Ausdruck annahmen, welcher Stoltenhoff deutlich zeigte, daß der allergnädigste Herr nicht Lust habe, auf einen Scherz einzugehen. — „Ich wüßte keine Abhaltungen selbst ganz junger Leute, welche gestatten sollten, ihren Dienst zu vernachlässigen, — — was sind das für Abhaltungen? — ich will es wissen!“

„Ein Scherz, Majestät — gewiß nur ein Scherz,“ erwiederte Stoltenhoff, mit tiefer Verbeugung zurückweichend, „Euer Majestät werden doch nicht glauben, daß Nellingen — oder daß ich über Nellingen — o, ich bitte Euer Majestät inständig, einen Scherz verstehen zu wollen.“

„Halt, mein Lieber!“ entgegnete der König, dessen düsterer Blick mit einem Male aufleuchtete, „da kommt der Beschuldigte selbst und er soll uns in Ihrer Gegenwart von seinen Abhaltungen erzählen.“

„Majestät, ich bitte inständigst.“

„Nein, nein, keine Schonung, Stoltenhoff, Sie wissen, ich liebe dergleichen nicht — Baron Nellingen!“

Der auf diese Art angerufene junge Kürassieroffizier, gerade im Begriff, bei Seiner Majestät unter einer Verbeugung vorüber zu gehen, wandte in derselben um und trat mit erhobenem Haupte und soldatischem Anstande vor den König hin, sich tief verneigend, als dieser mit freundlichem Blick seine Rechte ihm entgegenstreckte.

Stoltenhoff wollte sich sachte rückwärts ziehen, aber der hohe Herr hielt ihn durch einen Wink zurück und sagte dann in heiterem Tone zu Nellingen: „Ich habe soeben Ihre Partie genommen, Baron, gegen Stoltenhoff genommen, der von Abhaltungen sprach, die Sie selbst veranlassen könnten, Ihren Dienst zu vergessen.“

„Aber Majestät halten zu Gnaden, nicht ganz in dieser Art habe ich das gesagt, nur auf die Frage Eurer Majestät.“

„Meinetwegen, aber Sie sagten, Nellingen habe, wie dieß unter jungen Leuten gebräuchlich sei, Abhaltungen, weßhalb er so spät hier erscheine.“

Der junge Offizier verbeugte sich mit einem etwas verlegenen Lächeln, welches sich indessen in einen ziemlich trockenen Ausdruck verwandelte, als er erwiederte: „Ich begreife nicht, was Baron von Stoltenhoff von meinen Abhaltungen weiß, und

wenn ich zu spät komme, so bitte ich Euer Majestät um Verzeihung."

Jetzt hatte Stoltenhoff wieder einiges Oberwasser und erlaubte sich mit einem listigen Lächeln auf den König zu blicken, der, die rechte Hand in die Seite gestemmt, sich langsam in den Hüften wiegend, mit einem etwas kalten Lächeln sagte: „Vorwärts, Baron Nellingen, lassen Sie uns hören, warum Sie so spät kommen, aber es muß amüsant sein, mich unterhalten, und seien Sie alsdann meines Dankes gewiß, denn ich brauche etwas Unterhaltung, besonders hier," setzte er flüsternd hinzu, indem er einen raschen, trüben Blick durch das weite Gemach warf, „wo es so furchtbar langweilig ist, — doch kommen Sie, wir wollen uns nach dem Salon drüben retiriren, dann erzählen Sie, Nellingen!"

„Wie Eure Majestät befehlen, aber es ist wahrhaftig kaum der Mühe werth."

Der junge Kürassieroffizier sagte dieß mit einem ernsten Gesichtsausdruck, und als der König hierauf rasch nach dem bezeichneten Salon voranging, konnte Nellingen sich nicht enthalten, Stoltenhoff zuzuflüstern: „Das war einmal wieder ganz unnöthig," worauf dieser eben so leise erwiederte: „Was wollen Sie, er hat sich wieder einmal eine ganz unschuldige Anspielung nach seiner Art zurecht gedreht und es wird Ihnen ja nicht schwer werden, ihm irgend etwas Pikantes zu erzählen."

„Aber es muß doch etwas Wahres sein — denken Sie doch auch!“

Baron Stoltenhoff begnügte sich statt aller Antwort mit den Achseln zu zucken, was hier so viel heißen mochte als: „O, über die Einfalt dieser jungen Leute!“

Damit betraten alle Drei den Salon, der König begreiflicherweise voran, doch machte der hohe Herr Miene, wieder zurückzuweichen, als er dort ein paar Herren sah, die im angelegentlichen Gespräch hin und her gingen.

Seine Majestät sah nicht besonders scharf und kniff deßhalb die Augen zusammen, worauf er sagte: „Ah, Sie sind es, Rosenthal? — ich sah Sie vorhin nur einen Augenblick in der Ferne, wie ein Schatten erscheinend, und ebenso wieder verschwindend.“

„Das Schicksal aller Schatten, Majestät, sobald sie in die Nähe des Lichtes kommen,“ erwiederte der Angeredete mit einer tiefen Verbeugung, worauf er, einem gnädigen Winke folgend, rasch näher kam, um auf die Frage des Königs: „Wen haben Sie denn da?“ mit den im launigen Tone vorgebrachten Worten zu erwiedern: „Das ist der blonde Rosenthal, Majestät, mit seinem irdischen Namen Freiherr von Reckenstein.“

„Ah, so rechnen Sie sich und Ihren eigenen Namen schon unter die höheren Geister,“ gab der König lachend zur Antwort, „wahrhaftig, Rosenthal, Bescheidenheit ist nicht Ihre Haupttugend.“

„Das weiß Gott, Majestät, und ich wäre traurig, würde es der Fall sein — Wesen höherer Art wie ich bin, natürlich in ganz anderem Sinne," setzte er mit einer tiefen Verbeugung hinzu, „würden sich schaden durch den leisesten Anflug von Bescheidenheit."

„Nun, das muß ich sagen, Rosenthal, wenn es so fortgeht, so setzen Sie sich nächstens selbst unter die Halbgötter."

„Gewiß, aber nur aus Anhänglichkeit an Euer Majestät," wagte er zu sagen, nicht ohne einen scharfen prüfenden Blick aus seinen Augenwinkeln auf das Gesicht des jungen Monarchen zu werfen, um, als dessen Lippen sich leicht kräuselten, heiter fortzufahren: „Verzeihung, Majestät, ich bin nun einmal so, in der übermüthigen Laune meiner Freistunden, und wenn ich das Glück habe, von meinem allergnädigsten Herrn bemerkt zu werden."

„Vor allen Dingen sind Sie unverbesserlich."

„Gewiß, Majestät, in meiner Anhänglichkeit und Verehrung."

Der König machte mit einer recht wohlwollenden Miene eine abwehrende Handbewegung, sagte dann rasch, aber in leiserem Tone: „So bringen Sie Ihren Reckenstein her, damit das abgemacht ist. Doch halt, da fällt mir eben ein, daß Sie ihn mir schon genannt haben, Stoltenhoff, und früher noch Nellingen."

Doch trat der junge Offizier mit einer Ver-

beugung bescheiden zurück, indem er auf Stoltenhoff zeigte, wobei wir bemerken müssen, daß sich seine Miene durchaus nicht erheitert hatte, sobald der König Rosenthal ansprach, vielmehr hatte er diesem einen recht feindseligen Blick zugeworfen, und hielt sich nun absichtlich einen Schritt von der Gruppe entfernt, ohne daß seine Mienen weder durch Rosenthal's Aeußerung, noch durch des Königs Lachen ihren finsteren Ernst verloren. Woher kam diese Abneigung gegen Rosenthal, den unbekannten Abenteurer, wie er bei Hofe jetzt nur noch genannt wurde? — größtentheils aus der tiefen Verehrung der beiden Nellingen, besonders des älteren Bruders, für die Person der Königin, einer Verehrung, die etwas von Schwärmerei an sich hatte, wofür die Brüder überhaupt inklinirten, und woher es denn auch kam, daß Hugo von Nellingen es nie vergessen, ja nur mit einem unwillkürlichen Schauder daran denken konnte, wie der Schatten, welcher in jener Nacht aus der königlichen Gruft emporgeschwebt, unverkennbar die Gestalt und Züge Rosenthal's gehabt habe.

Daran dachte er jetzt wieder und trat unwillkürlich noch einen Schritt seitwärts, als sich der König mit den beiden anderen Herren Reckenstein näherte und ihm einige freundliche Worte sagte.

Der junge Kürassieroffizier blickte dabei nach dem großen Mittelsalon zurück und sah am an=

deren Ende den Spieltisch der Königin, dem sich in diesem Augenblicke eine junge Dame näherte, deren obgleich einfache, aber eben so geschmackvolle, als im höchsten Grade kostbare Toilette nicht ohne Neid von einigen anderen Damen betrachtet worden war, an denen sie, leicht grüßend, vorüber gerauscht.

Es war Miß Arabella Stanley, von Fräulein von Nickols der Königin leise genannt, und von Ihrer Majestät freundlich empfangen, worauf die junge Engländerin bei der Hofdame plaudernd stehen blieb, ihre Blicke durch die Zimmer schweifen ließ und jetzt ihr Haupt äußerst freundlich neigte, als sie Nellingen's ansichtig wurde. Auch die Nickols wandte ihren schönen Kopf nach ihm, zeigte ein kurzes Lächeln, zugleich mit einer leichten Röthe, was übrigens Alles auf den jungen Offizier einen fast peinlichen Eindruck hervorzubringen schien, denn, obschon er sich gleichfalls verbeugte, flog ein Schatten über seine Mienen und er wandte sich rasch ab, um dem Könige zu folgen, der sich sichtbar nicht ohne Behagen das Geplauder des Freiherrn von Reckenstein gefallen ließ. Es war wieder die alte uns wohlbekannte Geschichte: bescheiden sein sollende Redensarten über sein Unvermögen, der Kunst höchste Stufe glorreich zu erklimmen, obgleich es ihm an einigem Talente und heißem Drange ebensowenig fehle, als seinem allerdings berühmteren Freund, dem Maler Weß=

ner, der das große Glück habe, daß ihm Rang und Geburt nicht gewissermaßen hindernd im Wege stehen, das glänzende Ziel zu erreichen, nach dem Beide gemeinschaftlich, häufig sich unterstützend, noch häufiger sich gegenseitig anspornend und ergänzend, mit aller Macht des Geistes und des angeborenen Talentes strebten.

So ungefähr klangen, tönten und klingelten seine Worte, und da er sie mit seiner tiefen, sonoren Stimme sprach, auch seine bescheidene, demüthige Haltung zuweilen glücklich korrigirte, indem er sich zuversichtlich aufrichtete, so konnte es nicht fehlen, daß der schöne, stattliche Mann mit dem prachtvoll wallenden Barte einen günstigen Eindruck auf den König machte.

Auch verfehlte er nicht, von den Hoffnungen zu sprechen, mit denen ihn die aufgehende Sonne hieher geführt, und wie er überzeugt sei, daß der sichere und erhabene Blick Seiner Majestät die unendliche Gnade haben würde, in ihm nicht nur den Sprößling eines uralten Hauses zu sehen, was ihm schon oft bei seinen Bestrebungen hinderlich im Wege gestanden, sondern auch nach eigener allerhöchster Anschauung den strebsamen Künstler.

Dann entließ ihn der König mit ein paar äußerst gnädigen Worten und einer freundlichen Handbewegung und sagte ihm nachblickend: „Ich freue mich, ihn kennen gelernt zu haben, sagen Sie

ihm das, und auch, daß ich ihn im Auge behalten werde. Es ist immer gut, daß wir solche Kräfte gewinnen, daß wir begabte Männer anziehen, die ohne Vorurtheil und ohne nur stets an die Vergangenheit zu denken, anerkennen, daß uns die Zukunft gehört, und daß sich diese Zukunft dabei in einem Lichte zeigt, das uns hoffend und vertrauend zu ihr aufschauen läßt — sagen Sie ihm das und erinnern Sie mich gelegentlich an ihn — alle Beide — auch Sie, Rosenthal, — wie nannten Sie ihn doch soeben? — ah, richtig — den blonden Rosenthal. Und das hat was für sich, nur möchte ich, Sie verbessernd, sagen, er scheint mir ein Rosenthal zu sein, aus dem finstern Dämonischen in's lichthelle ‚Engelische' übersetzt."

„Vortrefflich," murmelte Stoltenhoff — „ein wundervoller Vergleich," aber er sprach das seitwärts geneigt so, als sei es nur ein Ausfluß seines überwallenden Gefühls und nicht bestimmt, von sterblichen Ohren gehört zu werden.

Und doch wurde es gehört und mit einem gnädigen Blicke belohnt.

„Setzen wir uns," sprach Seine Majestät, sich auf einen Fauteuil niederlassend, „dieß ewige Stehen macht müde — Alle sollen sich setzen, Sie, Nellingen, hier neben mich, Stoltenhoff und Rosenthal dorthin, und nun wollen wir eine geschlossene Gesellschaft bilden, die man, denke ich, respektiren wird, indem man mich in Frieden läßt, Jeder braucht

seine Erholungsstunde, und ich habe es satt, immer auf dem Allarmposten zu stehen. — Was machen Ihre Reisevorbereitungen, Rosenthal?“ fragte er diesen lächelnd.

„Sie sind so weit gediehen, daß ich nur noch auf den günstigen Ausspruch eines Orakels zu warten brauche, um meine Anker zu lichten.“

„Benützen Sie dazu nicht Ihren wunderbaren Bergkrystall?“ fragte Stoltenhoff etwas spöttisch.

„Nicht gern, ich reservire mir dessen mächtige Eigenschaft gern für meine Freunde und Bekannten, ja bin so wenig egoistisch, für mich selbst den mäßigsten Gebrauch von diesem Talisman zu machen.“

„Wissen Sie auch, Rosenthal,“ sagte der König, „daß Sie versprochen haben, mir Ihren Bergkrystall zu zeigen?“

„Wenn Eure Majestät das sagen, so muß ich leider zugestehen, in jenem Augenblick des Versprechens die größte Unklugheit meines Lebens begangen zu haben, denn mein Bergkrystall würde augenblicklich seine wunderthätige Kraft verlieren, sowie die Art seines Wirkens kein Geheimniß mehr wäre.“

„Gut gegeben,“ lachte der König, „um von jeder weiteren Forderung abzustehen.“

„Und doch hätte es Herr von Rosenthal wagen können,“ meinte Stoltenhoff, „denn die Kraft seines Bergkrystalls ist ohnedieß am Erbleichen, seit diese

Kraft nicht mehr von dem früheren Glauben unterstützt wird."

„Schlimm, was Sie mir da sagen, Graf Stoltenhoff," antwortete Jener kopfschüttelnd, „Sie thun gerade so, als hätte man oder Sie selbst hinter meine Coulissen gesehen und die Schnüre entdeckt, von denen meine Zauberfiguren regiert werden; das ist aber ganz unmöglich, denn ich habe weder Coulissen noch Apparat, Alles Zauberei, durchaus keine Geschwindigkeit."

Er streifte bei den letzten Worten lächelnd und mit einer außerordentlichen Eleganz die Aermel seines Fracks etwas zurück, wie die Taschenspieler zu thun pflegen, und machte dazu, eben so sicher und gewandt, die Bewegung, als lasse er einen Gegenstand hoch in die Luft verschwinden.

Der König blickte lachend in die Höhe und Stoltenhoff, der nicht recht wußte, was der Andere mit seiner Bewegung bezwecke, fixirte dessen Augen, die ein paar Sekunden aufwärts gerichtet blieben, während der Kürassieroffizier, empört durch diese neuen Alfanzereien, die Jener sich vor Seiner Majestät herausnahm, mit den Achseln zuckte und mit einem verächtlichen Ausdrucke herüberblickte; doch änderte sich dieser Ausdruck schon im nächsten Momente auf eine höchst augenfällige Art, denn er preßte die Lippen zusammen, seine Mundwinkel zuckten und seine glänzenden Augen blickten gespannt auf die Finger Rosenthal's, der jetzt mit

einer außerordentlichen Wahrheit der Bewegung das vorhin scheinbar in die Luft Geworfene wieder auffing, aber nicht scheinbar, sondern in Wirklichkeit und zwar in Gestalt eines frischen Lorbeerblattes, das er mit einer anmuthigen Bewegung dem hohen Herrn präsentirte.

„Bravo, Rosenthal, das haben Sie ganz hübsch gemacht, und sich den Lorbeer als Lohn selbst errungen.“

„Nicht für mich, Majestät,“ gab Jener zur Antwort, „ich wollte nur dem Grafen Stoltenhoff, vielmehr beiden Herren beweisen, daß es einzig von mir abhängt, jene gewisse magische Kraft, welche der mangelnde Glaube erbleichen gemacht, wieder aufzufrischen.“

„Durch dieß im Uebrigen ganz artige Taschenspielerstückchen,“ meinte Stoltenhoff achselzuckend.

„Tiefer Sinn liegt oft im kind'schen Spiel,“ erwiederte Rosenthal in feierlichem Ton, „dieses Lorbeerblatt, als solches nicht sehr bedeutend, ist indessen in anderem Sinne eine vollgültige Antwort auf eine Frage Eurer Majestät. — Eine Frage,“ fuhr Rosenthal sich verbeugend fort, „die ich allerdings mit meinen leiblichen Ohren nicht gehört, da sie überhaupt nur in Gedanken gethan wurde, deren Richtigkeit ich aber der Beurtheilung meines gnädigsten Herrn überlasse.“

„Nun denn, welche Frage, unter welchen Gedanken, meinen Sie?“

„Der Gedanke oder die Frage, warum Herr Lieutenant von Nellingen so spät zum allerhöchsten Rout erschien.“

„Nun? nun?“

„Hier ist die Antwort,“ entgegnete Rosenthal, indem er das Lorbeerblatt lächelnd in die Höhe hielt.

Der König blickte gespannt und forschend auf den jungen Kürassieroffizier, dessen Gesichtszüge sich auffallend und ganz eigenthümlich verändert hatten. Zuerst hatte er aufmerksam herübergestarrt, dann unverkennbar unter dem Einfluß des Zornes, ja des Hasses, was man deutlich am Ausdruck seiner Augen, an seinen aufeinander gebissenen Zähnen bemerkte, und jetzt überflog eine tiefe Röthe seine Züge, da er wohl bemerkte, wie die Augen des Königs forschend auf ihn gerichtet waren und sich ein kurzes Lächeln auf Stoltenhoff's Zügen zeigte.

„Das ist interessant,“ sagte der König, „nun, Nellingen, wie ist's damit? Hat Rosenthal Recht? reden Sie! Hängt dieß Lorbeerblatt wirklich mit Ihrem Zuspätkommen zusammen, erzählen Sie selbst uns das oder Rosenthal.“

„Es ist eine ganz einfache Geschichte, Majestät,“ erwiederte der junge Ordonnanzoffizier, indem er sich nicht nur gewaltsam faßte, sondern auch zu einem leichten Lächeln zwang; doch tönte seine Stimme trotz des kalten Tones, den er annahm,

nicht so fest wie sonst, und er vermied es sorgfältig, das Gesicht des verhaßten Rosenthal anzublicken. „Vor Allem aber muß ich vorausschicken, es handelt sich um eine Dame.“

„A — a — a — ah! Da könnten wir ja indiskret erscheinen!“ sprach der König mit einem ernsten Gesichtsausdruck.

„Eure Majestät durchaus nicht; alle Kosten für Indiskretion bestreitet Herr von Rosenthal allein — ja es handelt sich um eine Dame, welche die Ehre hat, von Eurer Majestät gekannt zu sein, um Miß Arabella Stanley.“

„Gut, Baron Nellingen — mit dieser Auskunft könnten wir zufrieden sein, Sie haben unserer Neugierde Genüge gethan, Rosenthal hat uns wieder einmal durch eine seiner Geschichten überrascht und amüsirt — passons là-dessus.“

„Wenn das Eure Majestät ausdrücklich befehlen, so muß ich mich natürlich fügen, möchte aber im anderen Falle bitten, mir noch eine weitere Mittheilung zu gestatten. Die Sache ist an sich so einfach und unverfänglich, daß sie nur durch Schweigen kompromittirt werden könnte.“

„Dann erzählen Sie immerhin — es amüsirt mich.“

„Es gab sich die Gelegenheit,“ sprach der junge Ordonnanzoffizier in ruhigem Tone, „daß ich vor längerer Zeit bei einem Souper ein Vielliebchen mit Miß Stanley aß, doch wurde die Lösung nicht

auf die gewöhnliche Art ausgemacht, sondern auf eine andere ungewöhnlichere, die aber Euer Majestät gewiß bekannt ist, indem Jedes verpflichtet wird, stets ein grünes Blatt bei sich zu tragen, worüber die Kontrole dem Anderen bei jeder Begegnung zusteht.“

„Ah, ein Spiel, das unter Umständen gefährlich werden kann, man ist dadurch gezwungen, stets an Jemand zu denken, und kommt mit ihm in die mannigfaltigsten Berührungen.“

„Gewiß, und so erging es mir am heutigen Abend. Ich war im Begriff, die kurze Strecke nach dem Schloßhof zu Fuße zu gehen, als dicht an meiner Wohnung ein Wagen plötzlich neben mir hielt, eine Dame das Fenster herabließ, meinen Namen nannte und mich näher zu treten bat. Es war Miß Stanley, deren Kutscher kaum im Stande war, seine auffallend heftig gewordenen Pferde zu halten, weßhalb ich auch nicht vermochte, dem dringenden, mit ängstlicher Stimme ausgesprochenen Ersuchen der jungen Dame zu widerstehen, als sie mich bat, zu ihr in den Wagen zu steigen. ‚Verzeihen Sie mir,‘ sagte sie alsdann, ‚aber ich bin unendlich glücklich, Sie zufällig gesehen zu haben, und muß Sie bitten, mich für einen Augenblick nach Hause zu begleiten, von wo wir dann wahrscheinlich den gleichen Weg in's Schloß haben. Ich weiß nicht, was meine sonst so ruhigen Pferde ankam, an der Schloßbrücke haben sie ohne Weiteres

umgewandt, und um ein Unglück zu verhüten, befahl ich, nach Hause zu fahren und einen anderen Wagen zu nehmen. — Lachen Sie nicht über mich, ich bin sonst nicht so ängstlich.' — Da ich das wohl wußte, so vermuthete ich anfänglich einen anderen Grund, dachte an einen mit Ueberlegung ausgeführten Plan, obgleich die Pferde mit dem schweren Wagen in lauter Lançaden dahinschossen, so daß die junge Dame ein paar Mal krampfhaft meinen Arm ergriff. — Euer Majestät sehen, wie aufrichtig ich bin."

„Ja, und es interessirt mich so, daß ich begierig bin, was darauf folgen wird."

„Doch noch das gewisse Lorbeerblatt," lachte Rosenthal.

„Aber ohne jede Ueberlegung, wie auch der Erfolg ausweist," fuhr der Ordonnanzoffizier achselzuckend fort, „aufrichtig gesagt, war ich seit längerer Zeit zum ersten Male ohne mein grünes Blatt, hatte beabsichtigt, es mir von einer der Pflanzen im Treppenhaus zu brechen, war also, was unser Vielliebchen anbelangte, vollkommen in die Hand der Miß gegeben, doch dachte sie nicht daran, sondern blickte nur ängstlich zum Wagenschlag hinaus, um dann mit einem erleichterten Athemzuge zu sagen: ‚Gott sei Dank, da sind wir endlich.' Ich hob sie aus dem Wagen, und während sie hinaufging, um einen anderen zu befehlen, sah ich nach den Pferden, und fand gleich, daß eine der Kinn=

ketten falsch und zu scharf eingehängt war; als das geändert, stand das bis jetzt unruhige Thier fromm und ruhig da; doch wollte sich Miß Stanley dem Gespann nicht sogleich wieder anvertrauen, und daher," schloß er sich verbeugend, „kam meine Verspätung."

„Ein artiges Abenteuer," meinte der König, „das möglicherweise in seinen Folgen noch ganz bedeutend werden kann."

„Kaum, Majestät, da mit dieser nächtlichen Fahrt dasselbe ebensowohl wie mein Vielliebchen=engagement als abgeschlossen zu betrachten ist."

„So haben Sie verloren?"

„Im Gegentheil, ich gewann, und zwar mit=telst dieses Lorbeerblattes — ich glaube wenig=stens, daß es dasselbe ist, welches Miß Stanley zu eigenem Gebrauche zu sich gesteckt, das sie auf der Treppe verlor, und das ich an mich nahm, weil in diesem wie in jedem andern Kriege alle Mittel gelten. Doch war ich dabei immer noch zurück=haltend genug, ihren Angriff zu erwarten, und erst als sie verlangte, ich soll mich mit einem grünen Blatte ausweisen, präsentirte ich ihr ihr eigenes."

„Gut, lassen wir es damit abgeschlossen sein."

„Und gestatten Sie mir, Ihnen zu einem wahr=scheinlich fürstlichen Geschenk zu gratuliren," meinte Rosenthal, doch that der Andere, als habe er diese Worte nicht vernommen, sondern fuhr als Schluß seiner Erzählung fort: „Das unnütz gewordene Lorbeerblatt flog alsdann zum Wagen hinaus, wo

es wahrscheinlich Jemand im Schmutz der Straße aufgelesen hat."

Herr von Rosenthal lächelte ein klein wenig vor sich hin, ehe er sagte: „Nicht so ganz verhielt es sich mit dem armen Lorbeerblatt, es wirbelte vielmehr eine Zeitlang in der Luft, und hatte alsdann die Ehre, von meiner Hand aufgefangen zu werden — so verhielt sich die Sache, Herr Lieutenant von Nellingen, und da ich nun einmal in der Laune bin anzunehmen, das unschuldige Lorbeerblatt habe geflissentlich bei mir Schutz gesucht, so werden Sie mir auch vielleicht gestatten, seine Vertheidigung gegen eine Anklage zu übernehmen, als habe es sich im Schmutz der Straße befunden, — es flog direkt aus einer schöneren Hand in die meinige."

„Und hat uns eine halbe Stunde amüsirt," sagte der König, — „was wollen wir mehr als" — setzte er mit einem häufig erscheinenden Zucken seiner Mundwinkel hinzu, „später vielleicht einmal erfahren, ob und welche Folgen dieses Abenteuer gehabt — — — wer sind denn eigentlich diese Stanleys?" fragte er nach einer kleinen Pause, „wer kennt sie genau?"

Stoltenhoff blickte lächelnd auf Nellingen, nachdem dieser gesagt: „Ich muß offenherzig gestehen, daß ich mich um die Verhältnisse dieser Familie eigentlich nie erkundigt, nur soviel weiß ich, daß sie enorm reich sein sollen, was ja auch schon der großartige Train beweist, den sie führen."

„Das ist immer schon etwas für gewöhnliche Naturen,“ sagte der hohe Herr verächtlich die Achsel zuckend, „und wer ist Mister Stanley?“

„Es war das ein Engländer aus guter Familie,“ antwortete Stoltenhoff, „Kaufmann, Fabrikant, ist aber längst todt, und seit jener Zeit lebt die Wittwe mit ihrem fürstlichen Vermögen bald hier und bald da.“

„Und hat nur eine einzige Tochter — die also eine sehr reiche Erbin ist?“

„Verzeihen Eure Majestät,“ erwiederte Rosenthal, „es sind zwei Töchter da, beides reiche Erbinnen, da das Stanley'sche Vermögen, wie ich aus dem Munde eines Geschäftsfreundes, des Kommerzienrathes Mirbel, weiß, ein ganz kolossales ist.“

„Sehen Sie wohl, meine Herren,“ lachte der König, „Rosenthal geht immer den sichersten Weg und holt seine Erkundigungen an den besten Quellen, ei! das wäre eine Partie für Sie,“ wandte er sich an den eben Genannten.

„Ich würde doch vergeblich anklopfen, was ich allerdings aufrichtig bedauere, denn Miß Arabella Stanley ist nebenbei eine junge Dame von Geist und Geschmack, soll aber, wie ihre Schwester bereits praktisch bewiesen, einer glänzenden Uniform nicht abgeneigt sein.“

„Wer ist diese Schwester?“

„Die Frau eines ehemaligen brillanten Dragoneroffiziers, des Baron Schmetting. Es war

eine Heirath mit Hindernissen, in Folge welcher sich Mutter und Tochter so befeindeten, daß die Letztere heute noch einer Aussöhnung mit ziemlicher Sorge entgegensieht."

„Dieser Rosenthal ist wie eine Chronik oder wie ein Aktenregister," sagte der hohe Herr wohlwollend lächelnd, „wo man ihn aufschlägt, erhält man eine Antwort — ich weiß nicht, wie es kommt," setzte er mit einem ernsten Streifblick auf Nellingen hinzu, „ich interessire mich plötzlich für diese Familie Stanley. Auch die Königin erwähnte sie schon in freundlichem Tone — wo lebt jene Schwester, von der Sie sprachen, Rosenthal?"

„Sie war mit ihrem Manne bis vor ganz kurzer Zeit in Italien, beschloß dann mit der Bewilligung ihrer Mutter, vorderhand noch ohne Aussöhnung, auf ihre Güter nach England zurückzukehren, erkrankte aber unterwegs vielleicht gerade aus Sehnsucht nach jener Aussöhnung, und befindet sich nun in Morfeld bei einem mir befreundeten Arzte, von wo sie Unterhandlungen angeknüpft hat mit ihrer immer noch hartherzigen Mutter."

Stoltenhoff und Nellingen wechselten einen bedeutsamen Blick mit einander, während der König fragte: „Und welche Art von Persönlichkeit ist denn dieser Schmetting, daß ihn Mama Stanley nicht als Schwiegersohn anerkennen will? Kennen Sie ihn, Rosenthal?"

„Bedaure, Majestät, ich habe ihn nie gesehen."

„Ich traf ihn während einiger Jahre bei den Rennen in Baden," sagte Stoltenhoff, „und verkehrte dort, allerdings nur oberflächlich, mit ihm, da er mir von zuverlässigen Bekannten als ein anständiger Mann vorgestellt wurde; er war ein lustiger Gesellschafter, gab vielleicht mehr Geld aus, als er besaß, und wurde überall gerne gesehen, da er voll allerliebster Unterhaltungstalente steckte. Er ritt wie ein Narr, tanzte wie ein Gott, so behaupteten nämlich die Damen seiner Bekanntschaft, und war stets bereit, eine Gesellschaft zu unterhalten, sei es durch Taschenspielerkünste, oder indem er Komödien und lebende Bilder arrangirte, indem er Schnadahüpferl bis zur Grenze der Möglichkeit sang, berühmte Sänger mit Glück kopirte, auch bei all' diesen Dingen unermüdlich war und dabei von einer Gutmüthigkeit ist, die weder selbst etwas übel nahm, noch von welcher man sich, selbst durch ein starkes Witzwort, verletzt fühlte."

„Das sind Leute, wie man sie zum Amüsement brauchen kann — und er hat sich mit seiner Schwiegermutter verfeindet?"

„Allerdings durch eben jene Heirath mit Hindernissen."

„A—a—a—ah! man muß diese Leute mit einander versöhnen, das ist Christenpflicht; wer kennt Mama Stanley am genauesten?"

Da Nellingen und Stoltenhoff mit einem bedauernden Achselzucken schwiegen, so sagte Rosen-

thal: „Ich verkehre allerdings zuweilen mit Mistreß Stanley, doch nicht genug, um ohne eine mächtigere Hülfe auf sie einwirken zu können; wenn aber Eure Majestät in Ihrer außerordentlichen Gnade einen bezüglichen Wunsch aussprechen wollten, so wäre jedenfalls ein Versuch und auch mit den besten Aussichten zu wagen."

„Thun Sie das immerhin," versetzte der hohe Herr in heiterem Tone, „ich möchte wirklich einmal diesen Schmetting sehen, solche Talente amüsiren mich und man braucht wahrhaftig hie und da eine Ausspannung," setzte er unter einem leichten Seufzer um sich blickend hinzu, — — „wir befinden uns hier wie in einer Mausefalle, denn da draußen," fuhr er aufschauend fort, „sehe ich ein paar grimmige Kater auf und ab patrouilliren, die mich sogleich abfangen werden, um von Geschäften zu reden — nun — wie Gott will," schloß er aufstehend, und da er zu gleicher Zeit eine leichte Handbewegung machte, so zogen sich die drei Herren ehrerbietig zurück, Nellingen und Stoltenhoff indessen um dem Könige, der in den großen Salon trat, in einiger Entfernung zu folgen, während Rosenthal rückwärts eine Thüre gewann, um hinter derselben durch einige dunkle Korridors nach dem vorderen Eingang zurückzukehren.

Dreizehnte Randverzierung.

Goldstickerei mit wunderlich durcheinander laufenden Fäden.

Wie wir schon früher zu sagen die Ehre hatten, ist ein Rout für den größten Theil der Eingeladenen oder Befohlenen eine der langweiligsten Geschichten, die es gibt, und eine lächerliche Nachäfferei der großen Verhältnisse in Weltstädten, wo es allerdings von Werth ist, bestimmte Personen an einem Orte zu finden, um mit ihnen rasch vielleicht etwas Geschäftliches abmachen zu können, ehe man seinem weiteren Vergnügen nachgeht, wogegen an kleinen Orten, wo sich alle Welt zum Ueberfluß kennt, wo auch sonst die sogenannte Gesellschaft nicht anders kann, als sich täglich irgendwo gegenseitig zu langweilen, der Rout die wohlfeilste Art ist, eine möglichst große Gesellschaft in möglichst geringem Raume zu vereinigen und bei Thee, Butterbrod und Siedhitze langsam zur Verzweiflung zu bringen.

Ist es allerdings ein Rout bei Hofe, so entschädigt die genossene Ehre für alles Uebrige, auch ist hier Umgebung, Einrichtung, Gesellschaft in größerem Styl, und findet sich manche Gelegenheit, die eigen=

thümliche und praktische Seite des Routs dadurch zu verwerthen, daß man sich ungezwungen zum Gespräch zusammenfindet, und Manches freier bespricht, als das wohl in einer bestimmten Audienz zu geschehen pflegt.

In dieser Absicht war auch Graf Wieneck, der Minister des Auswärtigen, in's Schloß gefahren, um Seiner Majestät mit mehr Freiheit und Widerstandsfähigkeit allerlei Geschäftliches in Redeform eingewickelt vortragen zu können, als wenn er an dem bekannten Fenster in dessen Kabinete stand, wo der fortschreitende Uhrenzeiger über der Thüre kein Erbarmen kannte und jedem der Departementschefs und andern Räthe, mit Ausnahme vielleicht des Oberststallmeisters und des Hoftheaterintendanten, einen kurz gemessenen Zeitabschnitt zutheilte.

Bei dem kalten, rauhen Herbstwetter und einigen Spuren von Gicht wäre der alte Herr viel lieber zu Hause geblieben, um mit ein paar vertrauten Freunden seine Partie zu machen, oder im Salon seiner geliebten Schwiegertochter von vergangenen Zeiten zu plaudern, auch wohl von zukünftigen mit Uebergehung der Gegenwart.

Wichtige Sachen waren es überhaupt nicht, die ihn in's Schloß riefen, denn das wirklich Ernste und geschäftlich Bedeutende ward in seinem Arbeitskabinet abgemacht, aber man liebte es allerhöchsten Ortes, auch minder wichtigen Dingen eine große Bedeutung beizulegen, und ließ sich darin nur

äußerst schwer von gefaßten Beschlüssen abbringen, die oft gerade dadurch jenen minder wichtigen Sachen eine unverdiente Bedeutung gaben.

Namentlich bei dem jungen Hofe machte sich, wie das auch so leicht begreiflich war, ein rastloses Bestreben bemerkbar, überall Beziehungen anzuknüpfen, seinen Nebenmenschen zu überwachen, sich selbst vorzuschieben, Andere zurückzudrücken, Freunde zu werben, Feinde zu verdächtigen, Bündnisse zu schließen, Verleumdungen zu erfinden und zu verbreiten, seine eigene Treue und Anhänglichkeit in's hellste Licht zu setzen, um bei den dadurch entstandenen tiefen Schatten den Mitstrebenden besser ein Bein stellen zu können. Kurz es war ein allgemeines Rennen mit Hindernissen um Gunst, Titel und Orden, von dem es ergötzlich gewesen wäre, wenn man es mit all' seinen Nüancen hätte überschauen können, oder wenn es, um ein anderes Bild zu gebrauchen, möglich gewesen wäre, all' jene Fäden sichtbar erscheinen zu lassen, die von den Vorzimmern, allerhöchsten Gemächern, von den Mansarden, Kammern, den Souterrains, Ställen und Bedientenwohnungen jeder Art sich wie elektrische Drähte in einem unverständlichen Durcheinander über die ganze Stadt verbreiteten und ihr, aus der Vogelperspektive mit Geisteraugen betrachtet, das Ansehen eines kolossalen Spinnengewebes gegeben hätten.

Natürlich befanden sich die kunstvollsten Gewebe dieser Art im königlichen Schlosse selber, und waren

hier viele Nebenspinnen beschäftigt, glänzende Fliegen zu fangen, und wenn auch nicht auszusaugen, so doch sie durch Umstrickung der Flügel gefügig und dienstbar zu machen.

Als Seine Excellenz der Minister endlich den Salon betrat — der Rout hatte fast schon das Lebensalter einer Stunde erreicht —, sah er sich sogleich von Fräulein von Klettenberg in Empfang genommen, die ihm mit der süßesten Miene entgegenkam, sein spätes Kommen freundschaftlich betonte und ihm die Versicherung gab, daß es ihr außerordentliche Mühe gemacht, die Königin zu bestimmen, den Baron Tönning zum Partner zu befehlen, und so seine eigene Abwesenheit dadurch zu maskiren. — „Dafür," sagte sie, „sind mir Eure Excellenz einigen Dank schuldig, den Sie mir am besten dadurch beweisen können, daß Sie mir später ein paar vertrauliche Worte bewilligen."

„Mit Vergnügen, Baronin, doch warum nicht gleich?"

„O, es ist nicht von solcher Eile und Wichtigkeit, auch fände ich es zu anmaßend, Sie gleich beim Eintritte zu belästigen, wo es mir eigentlich doch nur geziemt, Euer Excellenz ehrfurchtsvoll zu begrüßen."

Sie machte eine sehr tiefe Verbeugung, und als ihr der Minister freundschaftlich die Hand bot, legte sie leicht zwei Fingerspitzen hinein.

Das gab ihm zu denken, obgleich diese Gedanken

für ihn durchaus keinen ernsten Nachklang behielten, im Gegentheil lächelte er heiter vor sich hin, grüßte Bekannte durch ein vertrauliches Kopfnicken, dankte wohlwollend für tiefe Verbeugungen, und steuerte so in Schlangenwindungen durch die Säle bis zum Spieltisch der Königin, wo Ihre Majestät seine tiefe Verneigung allerdings freundlich, aber etwas zerstreut, vielleicht weil durch das Spiel in Anspruch genommen, erwiederte.

Dann reichte er dem Grafen Ferrner die Hand, begrüßte mit diesem, wie wir bereits wissen, Herrn von Rosenthal, worauf die Königin jenen scharfen Blick herübersandte.

Graf Wieneck hatte seinen Arm unter den des Oberstjägermeisters geschoben, führte ihn ein wenig auf die Seite und sagte, als sich Beide in eine Fensternische gestellt: „Ich bin nur hieher gekommen, um vielleicht etwas vorzuarbeiten in der Brenner'schen Angelegenheit, welche ich morgen endlich einmal zu endgültigem Bescheid berichten muß."

„Du wirst etwas für Brenner thun?"

„Mit Vergnügen, Alles was möglich ist, ich kenne ihn ja schon so lange und schätze seine guten Eigenschaften, aber ich kann ihm unmöglich einen Gesandtschaftsposten geben."

„Du kannst nicht?" fragte der alte Graf Ferrner mit einem schlauen Lächeln.

„Nun denn, ich will nicht, gibst Du mir darin Unrecht?"

„Ich gewiß nicht, aber Du mußt nicht vergessen, daß man von Oben herab sehr gewillt ist, ihm eine Repräsentation anzuvertrauen.“

„Ich weiß, ich weiß,“ erwiederte der Minister verdrießlich mit dem Kopfe schüttelnd, „und möchte deßhalb eine Entscheidung herbeiführen, indem ich den Vorschlag mache, Brenner in mein Departement zu nehmen mit einem hohen Gehalt und wenig Arbeit, damit er Zeit hat, gute Menüs nicht nur zu entwerfen, sondern auch praktisch zu verwerthen.“

„Brenner scheint mir in der letzten Zeit ehrgeizig geworden zu sein.“

„Pah, er nicht; aber Andere für ihn, oder vielmehr —“

„Was? — sprich es aus — dasselbe, was auch ich vielleicht denke.“

„Entweder man glaubt in ihm ein passendes, widerstandsloses Werkzeug für jeden Zweck gefunden zu haben, oder man will mich zu einer hartnäckigen Verweigerung veranlassen, und auch dazu bin ich gern bereit.“

„Aber nicht ohne einigen Eclat, wenn ich bitten darf,“ erwiederte der Oberstjägermeister mit einem launischen Gesichtsausdruck durch sein struppiges, stark ergrautes Haar streichend, „glaube mir, lieber Freund, ich fühle, daß ich im gleichen Falle bin wie Du, und weiß sehr gut, daß ihnen nichts lieber wäre, als wenn ich den Wunsch ausspräche, mich zurückziehen zu dürfen, was allerdings mein sehn-

lichster Wunsch ist, doch bin ich für alle Nachkommenden guter Kamerad genug, um ihnen das ein bischen schwer zu machen."

„Ich verstehe, und ist es auch ganz mein Fall; ich will deßhalb auch fest bei meinem Vorschlage bleiben, und da mir jeder Einsichtsvolle Recht geben muß, so denke ich, es wird schon einiges Aufsehen geben, wenn Brenner Recht behält, und ich deßhalb gezwungen bin, um meine Entlassung zu bitten; ich denke auch durchaus mit keinem Unmuth daran, habe mich im Gegentheil schon bemüht, in Gedanken nämlich, einen Nachfolger zu finden, der das, was ich redlich erstrebt und mit fester Hand eingeleitet, gewissenhaft zur Ausführung bringen könnte, aber — lache nicht, alter Freund, und beschuldige mich nicht der Ueberhebung, es ist das doch nicht so ganz leicht."

„Für uns allerdings nicht, aber sie werden es leichter nehmen. Sie werden sich mit ihren Stoltenhoffs, mit ihren Nellingens, ihren Brenners und wie all' die Größen heißen mögen, begnügen, und es wird ebenfalls gehen. — Wer ist überhaupt unersetzlich, und wer weiß, ob jene Leute für das, was man von ihnen verlangt, nicht eben so gut oder besser passen als wir! Ist doch auch die Zeit eine vollständig andere geworden: wo wir zu regieren glauben, werden wir regiert, man hat die Zügel scheinbar in unserer Hand gelassen, aber auf jeden Gaul einen tüchtigen Reiter gesetzt, der das Gespann dahin führt, wohin es ihm befohlen wird."

„Und ist das ein Trost für Dich?"

„Heute Morgen hatte ich ähnliche Gedanken," entgegnete der Oberstjägermeister vor sich niederblickend, „und da trat gerade der Leibbüchsenspanner unseres Königs zu mir ein" — er betonte das Wort ‚unseres' ein bischen stark — „und übergab mir ein Gewehr des höchstseligen Herrn, was mich wehmüthig stimmte, mir aber doch auch wieder ein Trost war."

„Du hast vollkommen Recht, alter Freund," sagte der Staatsminister mit offenem, heiterem Blicke, „und wir wollen uns auch bei Zeiten daran gewöhnen, in andern Aenderungen auch nur Tröstliches zu erblicken."

„Vorderhand und für diese Saison," versetzte Graf Ferrner kopfschüttelnd, „habe ich leider noch keine Aussichten, als gänzlich freier Mann unter meinem steinernen Löwen einreiten zu können, denn ich werde voraussichtlich die Ehre haben, Seine Majestät mit einem Theil des Hofstaates für eine Zeitlang bei mir zu beherbergen."

„So will der König jagen?" fragte der Andere erstaunt, „es gehört das doch sonst nicht zu seinen Passionen."

„Nun, so wird er wenigstens Jagden bei mir veranstalten, auch wahrscheinlich hie und da mit hinausfahren, irgend einen vorzüglichen Trieb mitmachen, oder einen kunstvoll gestellten Sechzehnender schießen; wir haben noch solche Burschen da oben,

hauptsächlich aber wird und will er entfernt von der Residenz sein für die Zeit der ersten und großen Trauer und doch nicht ohne angenehme Gesellschaft und Unterhaltung."

„Deine alten Säle werden sich freuen, daß ihnen so gründlich die Einsamkeit ausgetrieben wird."

„Bei Gott! und auch ich freue mich gewissermaßen darauf!" rief der Oberstjägermeister mit leuchtendem Blicke, „es ist das noch immerhin ein glänzender Schluß meiner langen Hofcarrière."

„Pah! wie kannst Du nach solchen Aussichten an so etwas glauben?"

„Und wie kannst Du alter Höfling nur daran zweifeln? — es wird eine Belohnung der Gastfreundschaft glänzendster Art sein und mir hochwillkommen. Ihre Majestät, unsere allergnädigste Königin, die mit einer für die Meisten unerklärlichen Bereitwilligkeit auf die Idee jener Jagdcampagne eingeht, geruhte, mir ihren speziellen Schützling Erwin von Nellingen noch ganz besonders an's Herz zu legen — einen Mann von der umfassendsten Jagdwissenschaft, eben so theoretisch als praktisch gebildet, dessen Vermögensverhältnisse es leider nicht mehr gestatten, sich dieser noblen Passion mit ganzer Seele hinzugeben, der aber als Kenner wie Keiner entzückt sein wird von den Einrichtungen und Arrangements — — meiner Excellenz," bei welchen letzten Worten sich der Oberstjägermeister lächelnd auf die Brust

tippte, um dann heiter fortzufahren: „und was das sagen will, wird Dir eben so verständlich sein als mir, auch werde ich ihm mit der größten Bereitwilligkeit Paragraph für Paragraph meines Departements erklärend vorlegen, um, wenn Alles beendet ist, meine vierundzwanzig Jäger auf der großen Terrasse die lustigste Fanfare blasen zu lassen.“

„Und dann erst komme ich zu Dir als Gast,“ meinte der Staatsminister lächelnd, indem er seine Hand hinhielt, in welche der Andere mit aufgeworfenem Kopfe seine Rechte legte.

Die Spielpartie Ihrer Majestät hatte nicht lange gedauert, es war dieß überhaupt nur ein kurzer Zeitvertreib im wahren Sinne des Wortes gewesen und das Spiel vollkommene Nebensache, denn schon während die hohe Frau noch die Karten in der Hand hielt, hatte sie bald dieser, bald jener Person herangewinkt, kürzer oder länger plaudernd, auch wohl durch eine gnädige Handbewegung irgend Jemand veranlaßt, sich neben ihrem Stuhle niederzulassen, wie jetzt Erwin von Nellingen, dem sie bald laut, bald flüsternd einzelne Worte, Gedanken und Bemerkungen zuwarf, meistens gleich unverständlich für Sir Frederic, sowie für den etwas schwerhörenden Obersthofmeister, so sehr letzterer auch seine Ohren spitzte, bei welchem Bestreben, etwas zu hören, ihm übrigens die alte, gut geschulte Pommerhausen so hinderlich als möglich war, denn so oft Ihre Majestät neben hinaus sprach,

unterhielt sie die alte Excellenz mit sehr geistreichen Bemerkungen über ihr beständiges Unglück bei jeder Art von Kartenspiel; dabei hatte Ihre Majestät die Art, nicht nur außerordentlich rasch, häufig in abgebrochenen Sätzen zu sprechen, sondern auch so willkürlich von einem Gesprächsthema auf das andere überzuspringen, daß Jemand, der genöthigt war, ihr in tiefster Demuth und Ehrfurcht zu folgen, in gelinde Verzweiflung gerieth und eine solche Unterhaltung, besonders wenn sie länger dauerte, füglich als schweißtreibendes Mittel betrachten konnte.

Eine der wenigen Personen, welche sich übrigens durch diese Art und Weise der allerhöchsten Dame nicht im Geringsten beeinflussen ließen, war Erwin von Nellingen, ja dieser große und schöne Mann hatte Etwas in dem sichern, ruhigen Blicke seiner klaren Augen, das die abschweifenden Gedanken Ihrer Majestät wie magnetisch zu bannen verstand, wozu noch kam, daß er selbst sehr wenig sprach, selten oder nie etwas ganz Unbedeutendes, daß er meistens die Augenlider herabgesenkt hielt, und nur bisweilen dieselben zugleich mit seinem Kopfe erhob, so seine volle Aufmerksamkeit zeigend, oder dieselbe für sich in Anspruch nehmend.

„Sie langweilen sich bei einem solchen Rout,“ sagte die Königin rasch, „gewiß, ich weiß das, und erlasse Ihnen alle Versicherungen des Gegentheils — geht mir es doch nicht anders, doch muß man Men=

schen sehen, und macht hier so viel als möglich auf einmal ab — freilich auch Unangenehmes, recht Unangenehmes — sehen Sie, solche Karten bekomme ich den ganzen Abend — unglaublich — haben Sie ihn bemerkt?“

„Gewiß, denn er thut ja Alles, sich bemerkbar zu machen.“

„Nicht wahr? — welche Frechheit — es ist unglaublich!“

„Er weiß sich eben hier in höherem Schutz.“

„Unmöglich, lieber Nellingen, er spielt den Abschiednehmenden, den für immer Verschwindenden und versucht es dadurch, nochmals einen Ton der Theilnahme hervorzulocken.“

„Denkt aber an eine Abreise eben so wenig, als ich an die meinige.“

„Wie kann sich der König nur so täuschen lassen?“

„Seine Majestät läßt sich auch durchaus nicht täuschen, sondern weiß ganz genau, daß die projektirte Reise Rosenthal's nichts als Komödie ist.“

„A—a—a—ah!“ sagte die Königin mit einem verdrießlichen Blicke, der scheinbar ihren Karten galt, denn auf diese deutend fragte sie mit erhobener Stimme: „So würden Sie mir auf alle Fälle rathen, Atout zu spielen?“

„Gewiß, Majestät, Atout von Oben herab, es zwingt wenigstens den Feind, sich zu demaskiren.“

„Halten zu Gnaden,“ bemerkte Sir Frederic Knobbers kopfschüttelnd, „Eure Majestät, uir uerden gehabt haben den Gedanken, sich zu irren, Pique ist Atout und nicht Coeur, uie Eure Majestät soeben haben gespielt aus.“

„Richtig, werther Sir, ich dachte an Pique und brachte Coeur, das geschieht Einem so im Leben; ich finde überhaupt, daß ich heute Abend sehr zerstreut bin, und werde die Herrschaften bitten, unser Spiel das nächste Mal fortzusetzen. Baron Tönning, Sie werden wohl so freundlich sein, meine Spielschulden zu regeln — ich danke Ihnen.“

Die schöne Nickols hatte bis jetzt als musterhafte Schildwache rückwärts vom Stuhl der Königin gestanden; es war deßhalb für sie um so bedauerlicher, daß sie gerade in dem Augenblicke nach einer anderen Richtung schaute und einer Bekannten zulächelte, als sich Ihre Majestät so rasch erhob, daß es der Hofdame unmöglich war, den Stuhl der Königin zurückzuziehen, was Erwin von Nellingen mit einer ehrerbietigen Verbeugung that, auch sonst wohl kaum bemerkt worden wäre. Doch befand sich die hohe Frau in einer gereizten Stimmung, weßhalb es durchaus kein freundlicher Blick war, welcher das reizende Mädchen bis unter ihr Haar erröthen ließ; verschärfend sagte die Königin noch in einem recht trockenen Tone: „Ich danke Ihnen,“ worauf sie mit Nellingen in den Salon hineinschritt, scheinbar nur nach der Gruppe ehr=

furchtsvoll sich erhebender Damen schauend, wohin sie ihre Schritte lenkte, während sie in Wahrheit einen raschen, forschenden Blick über sämmtliche sich auffallend Herandrängenden warf; dann sagte sie mit einem wohlwollenden Lächeln leise zu Erwin von Nellingen: „Ich glaube, er hat doch seine unhaltbare Stellung hier eingesehen und sich entfernt.“

„Kaum, Majestät, trotz allen für ihn demüthigen Beweisen des Widerwillens, unter welchen er fast allseitig gemieden wurde.“

„Mich freut dieser Beweis von Takt und Anhänglichkeit, aber man muß ihm seinen letzten Halt entziehen — worüber mögen sie vorhin doch konferirt haben, der König war dabei und auch Ihr Bruder?“

„Es betraf eine von Rosenthal's gewöhnlichen Bosheiten, er machte Seine Majestät darauf aufmerksam, daß und warum mein Bruder so spät erschienen sei. Es war das eine an sich ganz unbedeutende Ursache, jenes in seinen Bedingungen so lächerliche Vielliebchen zwischen Hugo und Miß Stanley. Die schlaue Engländerin ließ es ihn endlich gewinnen, und ich bin überzeugt, daß sie ihn jetzt durch ein ganz abnormes Geschenk in Verlegenheit setzen wird.“

„Hüten Sie ihn wohl, lieber Nellingen,“ erwiederte die Königin mit einem recht freundlichen Blick, „das heißt, wenn Sie eine Behütung für nützlich halten, was bei dem fürstlichen Vermögen der Stanley doch noch zu überlegen wäre.“

„Eure Majestät könnten glauben?" fragte Nellingen in einem erschrockenen Tone.

„Und warum nicht? — die Stanley sind nebenbei eine sehr angesehene Familie und ich glaube, es könnte dem jungen Herrn nicht schaden, wenn man ihm eine leichte Fessel anlegte."

„Selbst darin würde der Wunsch Eurer Majestät Befehl für mich sein," antwortete Nellingen, um gleich darauf lauernd, trotz seiner niedergeschlagenen Augenlider, hinzuzusetzen: „ich glaube nicht, daß der König diese Heirath gutheißen würde."

„Ah, der König!" gab die hohe Frau achselzuckend mit einem aufleuchtenden, etwas scharfen Blick zur Antwort, worauf sie rasch zu einer Gruppe von Damen trat, um sich dort mit heiterer Miene und einer unvergleichlichen Liebenswürdigkeit in die Unterhaltung zu mischen.

Rosenthal war übrigens noch nicht aus den Gesellschaftssälen verschwunden, er würde es für eine unvergleichliche Feigheit gehalten haben, ein Terrain zu verlassen, wo es so dankbar war, ferner noch muthig zu kämpfen, und wo er schon dadurch als ein Held erschien, daß er sich beinahe wehrlos den spöttischen Blicken, unterstützt von scharfen Zungen und dem verächtlichen Zucken manches schönen Schulterpaars, gegenüber sah. Er hatte bis dahin wacker gekämpft gegen den gewaltig flutenden Strom sichtlich ausgesprochener Un-

gnade, und es gehörten schon feine Nerven dazu, um im Aeußern gleichmüthig heiter und wohlwollend zu erscheinen gegen solch' niederträchtiges Gesindel, das ihm noch vor Kurzem warm die Hand gedrückt, sich kriechend und schmeichelnd um seine Protektion bemüht, um heute mit einem kalten, fremden Blick zurückzutreten, wenn er sich näherte, und, statt ihm eine Unterhaltung zu erleichtern, sich plötzlich mit Absicht umwandte, um mit geheucheltem Interesse nach etwas ganz Gleichgültigem auszuschauen — Nullen, lauter miserable Nullen, von dem Schöpfer nur gemacht, um die Erde in runden Zahlen zu bevölkern, — hier speziell dazu da, um als Statisten oder Dekoration zu dienen, um im Chor zu lächeln oder zu seufzen, zu erschrecken oder sich zu verwundern, zu essen und zu trinken — lauter Nullen mit gutem Appetit.

Rosenthal hatte sich ein ruhiges Plätzchen ausgesucht, um still und vergnüglich eine Tasse Thee zu sich zu nehmen, und zwar in einem der jetzt ganz leeren Nebensalons. Licht und Glanz hatte sich gegen die Mitte des Appartements zusammengezogen und hier befand er sich obendrein im Schutze eines großen Blumentisches und einer Glaswand, die mit vergoldeter Einfassung in die Nähe einer Thür und eines riesigen Marmorkamins aufgestellt war, um sowohl Hitze als Zug abzuhalten, ein lauschiges, angenehmes Plätzchen, das man beneidet haben würde, wenn es nicht gar zu sehr entfernt

gewesen wäre von dem leuchtenden, Alles beherrschenden Oberhof-Sonnensystem.

Rosenthal saß in einem bequemen Fauteuil, ein behaglicher Einsiedler, mit Thee und gutem Backwerk von einem dankbar gebliebenen Hoflakai reichlich versehen.

Ach, und wie amüsant war es, das ganze Getreibe von hier aus zu betrachten, die unermüdlichen Anstrengungen, von der Sonnenbahn gekreuzt zu werden, oder mit mildem Lichte beschienen, das krampfhafte Vordrängen mit festgefrorenem Lächeln, das sogleich wieder zu trübem Schneewasser wurde, wenn kein erwärmender Strahl herüberfiel, das rücksichtslose Vordrängen und hüpfende Zurückweichen bei zufälligem Anprall, wobei dann während eines Momentes die süß lächelnden Blicke ihren wohlwollenden Glanz verloren, um giftig grün zu schillern, wobei die Lippe gekräuselt erscheint, als wolle sie um Entschuldigung bitten, während doch die gewaltsam zurückgedrängten, erbitterten Worte ganz anders gelautet hätten.

Doch war es auch keine Kleinigkeit, förmlich zurückgedrängt zu werden von einer unverschämten Nachbarin, und das gerade bei dem Herannahen Ihrer Majestät, die gewiß einen freundlichen Wink, wenn nicht gar ein gnädiges Wort für uns gehabt hätte.

Ach, und das ist ja der Gipfelpunkt aller Rout-Bestrebungen, das ist ja die Seligkeit, wonach sich sämmtliche Nullen sehnen.

Zuweilen kamen ein paar plaudernde Mißvergnügte in die Nähe Rosenthal's, ohne ihn zu bemerken, oder es verlor sich aus dem glänzenden Gewimmel dort hieher in diese Einsamkeit, wo an der Grenze der Civilisation fast schon die Eislinie begann, einer jener Unglücklichen, um tief betrübt nachzudenken über den Wechsel alles Irdischen.

Gestern noch mit hohen Orden,
Heute unbequem geworden,
Morgen völlig namenlos.

Da trat auch schon wieder Einer heran an das lodernde Kaminfeuer, stützte den Arm auf die Marmorplatte und blickte sinnend vor sich nieder.

Rosenthal mußte lächeln, als er den Mann sah, der sich in einer ungewisseren und deßhalb unbehaglicheren Lage befand als er selber, Baron Schalken nämlich, den er seit jener Begegnung in der Kapelle nur sehr flüchtig und vorübergehend gesehen; sein Departement, das Hoftheater, lag während der Landestrauer förmlich brach, und außerdem hatte ihm Jemand den nicht ganz schlechten Rath gegeben, sich so wenig als möglich sehen zu lassen, dieß ganz richtig dadurch motivirend, daß ein Vergessenwerden im gegenwärtigen Augenblicke das Beste sei, was dem wackelnden Hoftheater-Intendanten geschehen könnte, denn Jener hatte gesagt: „Wenn man nicht an Sie denkt, so denkt man auch nicht daran, Ihre Stelle anders zu besetzen, und wenn dann der Moment kommt, wo Sie zur allgemeinen Befriedi-

gung den Vorhang wieder in die Höhe fliegen lassen, so ist man Ihnen so dankbar dafür, daß man alles Uebrige vergißt.“

Daran dachte Baron Schalken in diesem Augenblick, und da er nur auf speziellen Befehl erschienen war, so suchte er nach flüchtiger Verbeugung aus der Ferne, eingedenk des eben erwähnten Rathes, diese Einsamkeit, und stand nun hier an den Marmorkamin gelehnt, sein ernstes Gesicht, sein glattes Haar, seine weiße Halsbinde mit dem roth emaillirten Ordenskreuze im Spiegel betrachtend — mutterseelenallein.

Ja, wie hatten sich die Zeiten geändert, daß er, der Hoftheater-Intendant, sich verlassen, vergessen, unbeachtet zurückzuziehen vermochte, er, an den sich, kaum daß er in irgend einer Gesellschaft erschienen war, schöne und häßliche Lippen mit Bitten und Fragen wandten, er, der Gefeierte und Gesuchte aller Kreise, er, der so viel Angenehmes zu gewähren, so viel Gnaden zu spenden vermochte, verehrt von lebenslustigen jungen und alten Herren, gehätschelt von neugierigen Hofdamen, gehaßt von allen eifersüchtigen Weibern!

Und jetzt schon so vergessen, ehe noch sein Erbe angetreten worden war!

Es war ein recht kummervoller Blick, den er in das Spiegelglas warf.

Da tönten nebenan, hinter dem Blumentisch, im dumpfen Ton die Worte hervor:

„Wie anders, Gretchen, war Dir's,
Als Du noch voll Unschuld
Hier zum Altar trat'st,
Aus dem vergriff'nen Büchelchen
Gebete lalltest,
Halb Kinderspiele,
Halb Gott im Herzen!"

Zuerst hatte Baron Schalken überrascht hinüber geschaut, dann fuhr ein trübes Lächeln über seine Züge, als er sagte: „Ah, ich kenne diesen bösen Geist, der auf unglaubliche Art immer da zu finden ist, wo man ihn am wenigsten vermuthet."

„Sie haben Unrecht, Verehrtester, das zu sagen, denn Sie hätten allerdings mich hier vermuthen können, geführt von demselben Drange nach Einsamkeit, der auch Sie beseelt, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß ich hier ausruhe nach ruhmvollem Gefecht, während Sie es vorzogen, fern vom Feuer zu bleiben."

„Und mit Absicht, mein Lieber, ich verbrenne mir nicht gerne meine Finger."

„Es sollte auch durchaus kein Vorwurf in meinen Worten liegen, und erkenne ich Ihre Klugheit so sehr an, daß ich Sie bitte, mir einen Besuch hier in meiner Einsamkeit zu gönnen."

Schalken warf einen forschenden Blick ringsumher; da er sich gänzlich unbeachtet sah, schlüpfte er hinter den Blumentisch, wohl wissend, daß ihn Rosenthal nicht so leicht würde ziehen lassen.

„Sehen Sie," fuhr Dieser fort, „welch' ein

wunderbarer Platz zum Beobachten, habe hier auch schon die wichtigsten Entdeckungen gemacht, weiß sogar, daß ich vor Kurzem der Gegenstand eines Austausches animirter Gefühle zwischen Ihrer Majestät und Herrn Erwin von Nellingen war, glaube sogar, daß man mich sucht und zu finden wünscht, doch bitte, lassen Sie sich einen Augenblick hier nieder."

„Ich weiß doch nicht," sagte Baron Schalken mit einiger Verlegenheit.

„Ob Sie hier sicher sind? — vollkommen — glauben Sie mir, und sollte sich je ein Feind nähern, so werfe ich mich für Sie in's Feuer, d. h. trete dem Feind augenblicklich entgegen, und Sie haben dort in nächster Nähe die Thüre."

„Daß es so weit kommen mußte, lieber Rosenthal!"

„Was wollen Sie? die Zeiten ändern sich, die Welt ist ein ewig rollendes Glücksrad, gestern oben, sind wir heute unten, doch glaube ich, daß Sie wieder am Steigen sind, mein lieber Schalken."

„Was spricht dafür?" fragte der Andere hastig.

„Nichts spricht dafür, auch Nichts darüber oder dagegen, und das ist das Beste, wenn bei gewissen Lagen des Lebens und bei Hofe Nichts über Einen gesprochen wird; bei mir ist leider allzusehr das Gegentheil der Fall."

„Und Sie halten es für ein günstiges Zeichen, daß nicht über mich gesprochen wird?“

„Für das allergünstigste, wie ich den Herrn kenne; er liebt nicht die unvorbereiteten plötzlichen Schläge, hat vielmehr etwas von den homerischen Helden an sich, die sich in vielen und gewaltigen Redensarten und Betrachtungen ergehen, ehe sie zum Dreinschlagen kommen.“

„Aber die Königin, ich weiß, daß sie keine Sympathieen für mich hat.“

„Pah, das ist selbstredend, wo hätte je die Gemahlin eines regierenden Herrn Sympathieen gehabt für den Hoftheater-Intendanten, für eine solch' gefährliche Größe, was den inneren Haushalt anbelangt; doch können Sie sich auch vorderhand beruhigen, Ihre Majestät haben zuerst wichtigere Aenderungen zu treffen, und wenn Sie, mein lieber Schalken, nur über die stille Zeit des herabgelassenen Vorhanges hinüber kommen, so sind Sie wieder für ein paar Jahre geborgen, natürlich müssen Sie sich in Acht nehmen und sich keine Blößen geben, wie damals in der Geschichte mit Stoltenhoff und der reizenden .....“

„Ah, es gibt Menschen, denen Alles durchgeht, die an jeder Klippe glücklich vorüberschiffen; sehen Sie diesen Stoltenhoff mit all' seinen mehr als zweideutigen Geschichten, er schwimmt obenauf, und ich sage Ihnen, wenn der Oberstthofmeister wieder einmal in's Stolpern kommt, so weiß ich, wer

ihm den letzten Tritt gibt und an seine Stelle kommt."

„Das weiß auch ich, mein Lieber, weiß sogar, daß Stoltenhoff jetzt schon einen Theil dieser Erbschaft angetreten hat."

„Nicht wahr? — — dieser arme, alte Tönning, aber ich glaube, damit sollte sich Stoltenhoff in Acht nehmen, wenn die Königin bei den strengen moralischen Grundsätzen, welche diese ausgezeichnete Fürstin schmücken, bei der Hochherzigkeit —"

„Lieber Schalken," sagte Rosenthal mit ruhigem Lächeln, „wir sind ja ganz unter uns —"

„Nun ja, ich kann aber doch sagen, was ich denke, wenn also die Königin eine Ahnung solcher Umtriebe hätte!"

„Sie wird sie nicht haben, Stoltenhoff ist vorsichtig geworden, und die schöne Obersthofmeisterin war das von jeher."

„Und doch habe ich Blicke zwischen Beiden beobachtet, Blicke und Zeichen aus meiner Dunkelloge, wo mich die Obersthofmeisterin zuweilen beehrt."

„Glücklicher Schalken!"

„Ach, lieber Freund, die Zeiten sind vorbei, man ist kaum noch gut genug, um als Dekoration oder als Elephantenführer zu dienen."

„Man?" fragte Rosenthal lachend, „nun, ich möchte doch gehorsamst bitten, noch nicht in diese Kategorie gehören zu dürfen."

„Bei Ihren vierhundert Jahren!“

„Aber in weisen Abschnitten, wie Sie mir die gütige Natur in immer sich erneuernder Jugendkraft bewilligt, ich bin jetzt gerade wieder am Anfang eines solchen Abschnittes und fühle eine Armee in meiner Faust — aber wissen Sie was, lieber Schalken,“ fuhr er fort, in seinen gewöhnlichen gemüthlichen Ton zurückfallend, „setzen Sie sich noch ein paar Augenblicke her zu mir, man könnte sonst bemerken, daß Sie hier im Geheimen eine Konversation führen mit einer Person, die nicht genannt sein will. — Also Blicke und Zeichen wechseln diese leichtsinnigen jungen Leute immer noch miteinander, aber Sie können auch ganz unschuldige Geberden so verstanden haben.“

„Lieber Freund,“ erwiederte Baron Schalken kopfnickend und mit großer Sicherheit, „wenn man so viele Jahre Hoftheater-Intendant ist, so versteht man sich auf Dergleichen.“

„Allerdings, allerdings.“

„Lernt Geberden verstehen und Worte begreifen oder wenigstens darüber nachdenken.“

„So, auch Worte kamen vor?“

„Die mich nachdenken ließen; neulich im Wintergarten, dessen neue Einrichtungen mir Tönning zeigte, während Stoltenhoff mit der Obersthofmeisterin hinter uns drein ging, da vernahm ich nach einem längeren undeutlichen Geflüster endlich seine Worte: ‚Also wenn — mit smaragdenen Ohrringen‘

— dann setzte er laut hinzu: ‚ach wie wunderbar grün hier Alles ist und wie ich das Grün liebe, denn es ist die Farbe der Hoffnung!‘“

„Trägt sie zuweilen smaragdene Ohrringe?“ fragte Rosenthal.

„Ich habe nie welche an ihr bemerkt.“

„So muß man aufpassen — ah, sie ist ein brillantes Weib und zeigt gegenüber den für sie doch neuen Verhältnissen eine Leichtigkeit und zuweilen eine Unbeugsamkeit, einen Trotz, daß man ihr den Fuß küssen möchte.“

„Que mas? wie die Spanierin fragt,“ rief Schalken, der nach und nach aufgethaut war, lachend.

„Nun müßten Sie aber auch zugeben,“ sagte Rosenthal nach einer Pause, „daß das hier ein wunderbarer Beobachtungsposten ist, und ist mir's gerade, als sähe ich einem recht lebhaften Schachspiele zu, da geschieht kein Zug ohne Berechnung, da zeigt sich keine Miene ohne Absicht — — erinnern Sie sich noch der Worte des höchstseligen Königs, als er die Klettenberg mit einer Allarmstange verglich? Für mich ist sie das heute Abend in der ausgiebigsten Weise, sie signalisirt mir mit ihrem Struwelkopfe die wunderbarsten Dinge. Früher hat sie an der Thür mit dem verbindlichsten Lächeln den Minister von Wieneck gestellt, sie hat ihm grinsend eine Bitte angekündigt, dann, nachdem wir drüben mit Seiner Majestät geplaudert, hatte Wieneck den König abgefaßt, und

seine Mienen waren und blieben ernst, so lange er mit dem hohen Herrn sprach, der durch Zucken und Kopfwenden deutliche Zeichen allerhöchsten Mißfallens gab. Die Allarmstange blieb in der Nähe, um dem Minister später sanfte Vorwürfe zu machen, die der alte Herr achselzuckend erwiederte, also wußte ich genau, daß die empfehlenden Worte der Klettenberg mit jener Unterredung zusammenhingen und ihren Ursprung bei Ihrer Majestät hatten. — Mein armer Wieneck — über ihn wird heute Abend und in den nächsten Tagen viel gesprochen werden, doch macht er sich nichts daraus."

„Sie glauben doch nicht?" fragte Schalken fast erschrocken.

„Man glaubt, was man sieht, und wenn Sie jetzt dorthin sehen wollen, wo Ihre Majestät soeben mit Herrn Erwin von Nellingen den Damenkreis verläßt, um in einiger Entfernung bei dem Staatsminister vorüber zu gehen — vorüber zu gehen — statt lebhaft an ihn heranzutreten wie gewöhnlich — so werden Sie bemerken — jetzt — daß der Gruß mit dem Fächer bei halbgeschlossenen Augen dieselbe Bedeutung haben könnte, wie das ‚Mene Mene' des hochseligen Königs Balthasar."

„Aber die Ursache von Alledem und die Folge?"

„Vielleicht in einer einzigen Person, allerdings unbegreiflich, aber doch möglich, und wenn Sie mir etwas bezahlen, so zeige ich Ihnen diese Person."

„Ich bitte, lieber Rosenthal, Sie spannen mich auf die Folter, reden Sie, reden Sie!“

„Ich werde mich wohl hüten, Namen auszusprechen,“ gab Jener lächelnd zur Antwort, „doch betrachten Sie sich jenen alten Freund, dem soeben die Klettenberg auf's Herzlichste die Hand schüttelt.“

„Brenner?“ rief der Andere, „eine Null in des Wortes verwegenster Bedeutung.“

„Vielleicht, — eben deßhalb.“

„Und das sollten selbst Sie nicht hindern können, Sie, der die Hand überall im Spiele hat, mit Ihren klugen Berechnungen?“

Rosenthal blickte einige Augenblicke starr vor sich hin, wie er zu thun pflegte, wenn er eine jener Vergleichungen formte, welche meistens treffend waren, oder wie Orakelsprüche klangen. Dann strich er langsam mit der Hand über sein bleiches Gesicht tief herab bis an's Ende seiner kohlschwarzen Favoris, und sagte in sehr ernstem Tone: „Ich hatte in gutem Glauben und nach bestem Wissen einen wunderbaren Kettensatz aufgestellt, mich dabei aber nur im Gehalt der ersten Zahl geirrt — — ich fürchte,“ schloß er, in seine gewöhnliche Redeart zurückfallend, „daß ich doch noch nach Indien abreisen muß.“

„Unglaublich!“

„Beschäftigen wir uns aber mit etwas für mich viel Interessanterem: haben Sie vorhin die schöne

Nickols gesehen, wie sie hinter dem Stuhle der Königin stand? — das junge Mädchen übt einen merkwürdigen Einfluß auf mich."

„Glaub's wohl."

„Man hat mir schon nachgesagt, ich sei ein Vampyr — da möchte ich's sein selbst ohne Hoffnung, je wieder in die blinkende Mondscheibe schauen zu dürfen. Betrachten Sie sie nur, jene volle, liebliche Mädchengestalt, deren Alter völlig unbestimmbar ist, deren Gesichtszüge, durch feine, rosige Linien leicht gezeichnet, nur durch ihre reizende Gesammtheit wirken, uns aber unwillkürlich anziehen durch ihre duftige Frische — jene wunderbare Gestalt, in die wir uns versenken möchten, wie in das berauschende, thaufrische Blättergewoge der prachtvollen Centifolie — Grübchen, wohin man sieht, und wohin man nicht sieht."

Er flüsterte das mit einem eigenthümlichen vibrirenden Tone und sagte dann, sich zu einem Lächeln zwingend: „Die Arme ist auch soeben von der Allarmstange beunruhigt worden und wird jetzt nochmals scharf in's Gebet genommen — sehen Sie hin!"

„Was hat's denn da gegeben?"

„Eine Kleinigkeit, die schöne Nickols hat vorhin den Stuhl der Königin nicht schnell genug zur Seite gerückt und dafür, weil Ihre Majestät verdrießlich waren, einen sehr ungnädigen Blick erhalten, den Fräulein von Klettenberg sich jetzt be-

müht, ihr in gründlicher Art auszulegen — ah, das arme Kind erbleicht furchtbar und preßt die Lippen aufeinander, als ringe sie gewaltsam mit ihren Thränen —— wie schön sie in ihrem Schmerze ist! — wer ihr jetzt einige Worte des Trostes zuflüstern dürfte," setzte er unhörbar für den Anderen hinzu — worauf er lauter fortfuhr, nachdem er seine Stirne mit der Hand beschattet und scheinbar sehr aufmerksam, ja erregt das Treiben im Salon betrachtet hatte: „Ist es doch gerade, als suchten unsere Freunde oder Feinde etwas, ja der König hat schon ein paar Mal um sich her geschaut und Fräulein von Klettenberg macht mir wieder den Eindruck einer Allarmstange, die augenblicklich in Thätigkeit treten will, als müsse man am Leitfaden den Funken emporzüngeln sehen, der ihren Struwelkopf in Flammen setzen soll — sie raucht schon, wenigstens ihre Augen."

„Soll es wirklich möglich sein, daß man irgend Jemand sucht?"

„Unbedingt, ich würde auf mich rathen, wenn ich nicht vom Gegentheil so überzeugt wäre, auch bin ich nicht hierher befohlen wie Sie, nicht einmal gewünscht — wer weiß also?"

Baron Schalken hatte sich mit einem ängstlichen Blick erhoben und schaute scheu vor sich hin in den leeren Raum, der ihn von der Gesellschaft trennte, fürchtend, man werde sich promenirend hierher wenden und ihn in solcher Gesellschaft sehen.

Er hätte das wohl noch brauchen können bei der halben Ungnade, in der er sich ohnedieß schon befand.

„Wenn Sie also meinen,“ sagte er zu Rosenthal, „so könnte ich mich ja in einiger Entfernung von der Klettenberg sehen lassen, könnte auch dem guten Brenner die Hand drücken.“

„Drücken Sie immerhin, aber recht fest; wenn er diesen Druck eben so zärtlich erwiedert, so können Sie der Zukunft getrost entgegensehen — halten Sie, noch einen Augenblick, Schalken,“ rief er dem Davoneilenden nach, „ich will Ihnen den Anfang einer Zauberformel mitgeben, die Sie bei Brenner anbringen können, ob passend oder nicht, ist ganz gleichgültig, doch ist sie derart, daß Sie sie überall einwerfen können, Sie seufzen ein wenig, blicken an die Zimmerdecke empor und sagen dann in melancholischem Tone: ‚Ja, ja, mein lieber Freund, das Leben ist der Güter höchstes nicht.‘“

„Und wenn er mich fragt, was ich damit sagen will?“ forschte der Andere in zweifelndem Tone.

„Er wird nicht darnach fragen, er wird das als eine Art Maurerzeichen betrachten, und Arm in Arm mit Ihnen sein Jahrhundert in die Schranken fordern. — — Möge es ihm wohl bekommen,“ setzte er kurz auflachend hinzu, nachdem sich der Andere schleunigst entfernt hatte, und in vorsichtiger Weise an den Wänden hinstreichend, hier eine Vase betrachtend, dort ein Bild, um sich so in der unbefangensten Art den Gruppen der Plaudernden zu nähern.

Rosenthal hatte ihn nicht mit den Blicken verfolgt, sondern schaute wo anders hin, starr, unbeweglich, wobei seine dunklen Augen den seltsamen Eindruck machten, als spiegle sich in ihnen die düstere Glut eines verglimmenden Feuers, es war eine tiefe Erregung, die plötzlich über ihn gekommen war und ihn gewaltsam ergriffen, was man deutlich an seinen raschen, tiefen Athemzügen, an der Art bemerken konnte, wie er die Lippen zusammenpreßte, und an einem eigenthümlichen Zucken seiner weißen schlanken Finger, die er in einander geflochten in dem Schooße hielt.

Jetzt öffnete er seine Lippen und flüsterte kaum hörbar für sich selber die Worte: „Gibt es wirklich einen Augenblick, wo uns das Glück umschwebt, wo wir nur hinzugreifen brauchen, um unaussprechlich selig zu werden? — ich habe bis jetzt nicht daran geglaubt, begreife selbst nicht, warum mich jetzt noch einmal der Gedanke heiß durchströmt, daß es doch so ist. — Wie seltsam stimmt der feste Schritt des jungen Mädchens, das hastig, ungestüm daher kommt, mit dem Schlagen meines Herzens zusammen, daß ich überzeugt bin, es würde den Versuch machen, stehen zu bleiben, sobald sie ein Gleiches thäte! — Aber sie nähert sich, sie nähert sich unaufhaltsam, und wenn sie in dieser Richtung bleibt, so wird mich ihre schöne Hand streifen, so dicht kommt sie an mir vorüber."

Und sie näherte sich unaufhaltsam, die junge

schöne Hofdame, mit fliegendem Athem, den Kopf hoch erhoben, die Augen leuchtend, und mit den sichtbaren weißen Zähnen in ihren rosigen Lippen wühlend, dabei flog ihr Busen, ihre Wangen glühten, und wenn auch der Tritt ihres feinen Fußes auf dem weichen Teppich fast unhörbar war, so war dagegen jeder ihrer energischen Schritte von jenem eigenthümlichen Geräusche begleitet, welches leicht krachende Seide hervorbringt.

„Das wäre ein Zustand, um sie bei sich zu empfangen,“ seufzte Rosenthal, „nun, versuchen wir hier unser Glück!“

Sie war ihm so nahe gekommen, daß er glaubte, die Luftwelle berühre ihn, die soeben noch ihren schönen üppigen Körper umflossen, und wenn er sich jetzt nicht bemerklich machte, mußte sie nothwendig erschrecken. — Aber auch so wandte sie heftig den Kopf herum, als sie ihn wenige Schritte entfernt mit leiser Stimme sagen hörte: „Ah, warum wie eine Besiegte fliehen, statt tapfer den Kampf aufzunehmen?“

„A—a—a—ah! Sie sind's, Herr von Rosenthal,“ gab sie mit unwillkürlichem Aufschluchzen der Stimme zur Antwort, „o, Sie wissen nicht, wie empörend man mit mir umgegangen ist, wie tief man mich verletzt hat!“

„Verzeihen Sie, schönes Fräulein,“ gab er in außerordentlich ruhigem Tone zur Antwort, „ich weiß das ganz genau, ich könnte Ihnen Wort für

Wort wiederholen, was Ihnen die ehrwürdige Klettenberg gesagt, und gerade deßhalb erlaubte ich mir die Frage: warum fliehen, anstatt den Kampf aufzunehmen? denn an Widerstandsfähigkeit und Muth fehlt es Ihnen wahrlich nicht, es leuchtet das aus Ihren Augen, und trotz Ihrer Thränen zuckt es um Ihre verächtlich aufgeworfenen Lippen, bebt es in Ihrer heißen Hand."

Er hatte leicht ihre zierlichen runden Finger ergriffen, hauchte flüchtig einen Kuß darauf und fühlte mit unaussprechlichem Entzücken, wie sie sich in krampfhafter Aufregung fest um die seinigen schlangen.

„Ah, diese Heuchlerin — diese boshafte Heuchlerin!" klang es gedämpft zwischen ihren Lippen hervor — „Alles zum Besten des Dienstes der Königin, und dabei zu wissen und zu fühlen, daß man nur der Spielball ihrer Launen ist und mit Füßen getreten wird, wenn sie gerade Niemand anders hat, an dem sie ihren Groll auslassen kann."

„Wie freue ich mich," sprach Herr von Rosenthal in ruhigstem Tone, „aus Ihren Worten die gleichen freundschaftlichen Gefühle erklingen zu hören, die auch mich für unsere gemeinschaftliche Freundin, Fräulein von Klettenberg, beseelen. Aber gerade weil Alles so wahr ist, was Sie vorhin nur schonend ausgedrückt, sollte eine junge Dame wie Sie nicht daran denken, ihr das Feld zu räumen."

„Sie hat mich förmlich aus dem Salon verwiesen — auf mein Zimmer verwiesen,“ stieß das erregte junge Mädchen zwischen den bebenden Lippen hervor.

„Ah! aber die Königin nicht?“

„O, Ihre Majestät ist dafür gar zu rücksichtsvoll, aber auch befangen genug, um Alles gutzuheißen, was Jene thut.“

„Das käme doch hier auf eine Probe an — und wissen Sie nun wohl, was ich an Ihrer Stelle gethan hätte?“

„Nun?“

„Ich hätte mich respektvoll Ihrer Majestät genähert und um Befehl gebeten, wie ich mich gegenüber den Worten der Fräulein von Klettenberg zu verhalten habe.“

„O ja! — Sie würden so etwas wagen, aber ich, ein Mädchen, schutzlos und ohne Freunde, wie ich bin.“

„Sagen Sie das nicht,“ gab er mit einem warmen, innig klingenden Tone zur Antwort, „erkennen Sie doch endlich einmal Ihre treuen Freunde und Den, der zu Ihrem Schutze bereitwillig sein Leben, seine Ehre einsetzen würde.“

Sie warf einen scheuen Blick nach dem angrenzenden größeren Salon und streifte dann leicht seine dunklen Augen, in denen es heiß aufleuchtete.

„Glauben Sie doch endlich einmal, was ich mich unterstand, Ihnen in schüchternen Worten zu-

zuflüstern, die Sie leider nie verstehen wollten — lassen Sie mir noch einen Augenblick Ihre liebe Hand, und sei es auch nur, um ein Bündniß mit mir einzugehen gegen den gemeinschaftlichen Feind — hat denn die schöne Elisabeth nie einen ernstlichen Rachegedanken?“

„O doch, o doch! aber —“

„Sie trauen mir nicht die Macht zu, Ihnen helfen zu können, Ihnen eine Stellung zu erringen, die Sie stolz herabblicken läßt auf unsere gemeinsame Feindin — wollen Sie einen kleinen Beweis, damit sich Ihr Vertrauen neu belebe, oder haben Sie alles und jedes Vertrauen zu mir verloren?“

„Ich habe Ihnen heute Abend das Gegentheil bewiesen, als ich Ihnen durch ein Zeichen mit meinem Fächer sagte, daß man sich in keiner liebenswürdigen Art mit Ihrer Person beschäftige, und deßhalb —“

„Sind Sie überzeugt, meine Macht reiche nicht mehr so weit, um Ihnen eine glänzende Genugthuung zu verschaffen für die erlittene Kränkung.“

Sie blickte ihn zweifelnd an, schlug aber dann die Augen nieder, wobei sich ein leichtes Erröthen auf der prachtvoll weißen Haut ihres schönen Gesichtes zeigte, doch ließ sie ihm nicht nur ihre Hand, sondern duldete es sogar, daß er die feinen Grübchen, die man auf dieser weichen Hand statt der Knöchel sah, mit seinen Lippen berührte, ja, daß

er sogar einen Kuß hauchte über ihren vollen, runden Arm.

„Nach jenem Beweise und nach diesem Beweise eines Vertrauens, das mich selig macht, werde ich für Sie handeln, das heißt, wenn Sie mich unterstützen wollen und mir einen kleinen Lohn versprechen, nur den Lohn, ein für mich so süßes Geheimniß mit Ihnen theilen zu dürfen."

„Ich fürchte mich vor Ihnen," erwiederte das schöne Mädchen, sich in lieblicher Verwirrung abwendend, „und doch kann ich nicht anders, als Ihre Versprechungen anhören und denselben glauben — a—a—a—ah!" fuhr sie mit einem Schauder fort, der sie leicht erbeben machte, „sie hat mich zu tief gedemüthigt, sie hat mir systematisch hier das Leben am Hofe zu einer Hölle gemacht, sie wußte jede freundliche Regung im Herzen der Königin von mir abzulenken, sie wußte jedes herzliche Wort für sich in Anspruch zu nehmen, für sich, die mich, wie sie sagt, hierher gebracht — das heißt, sie konnte das nicht verhindern — die mich protegirt und in die Welt eingeführt — ja, was sie protegiren heißt, durch Ueberwachung jedes meiner Schritte, meines ganzen Thuns und Lassens — ah, und das Alles hat mich so weit gebracht, hat mich Heimlichkeiten aufsuchen und finden lassen, wo das eigentlich ganz unnöthig war, aber ich fand Geschmack daran, weil das gerade ihr ganz unglaublich erscheint, und darum will ich auch Ihnen vertrauen, Herr von

Rosenthal, mit der wunderbaren Perspektive — sie — die mich hat so viel leiden lassen, gedemüthigt, wenigstens gekränkt zu sehen."

„Sie sollen mit mir zufrieden sein, schöne Elisabeth," sagte er in einem eigenthümlich dumpfen Tone, indem er sich hinter dem Blumenflor so tief gegen sie hinabbeugte, als wolle er den Saum ihres Kleides küssen, in Wahrheit aber, um seine Hand eine Sekunde lang auf ihren kleinen Atlaßschuh zu drücken, „zum heiligsten Schwure, den es für mich gibt," setzte er sich rasch wieder aufrichtend hinzu, wobei er die Rechte auf sein Herz legte, „zum unverbrüchlichsten Schwure, Ihr Sklave zu sein in alle Ewigkeit."

Daß es ihm ernst war mit diesen Worten und daß er sich auf's Höchste erregt fühlte von der duftigen Nähe der prachtvollen Mädchengestalt, sah man an seinen leuchtenden Augen, sah man an seinen geistig verklärten Zügen, an dem innigen, heißen Blick, mit dem er sie anschaute, und hörte es am Klange der Worte, als er wiederholend sagte: „Ja bis in alle Ewigkeit, Elisabeth, wenn Sie den beginnenden Bund nicht selbst zerreißen! — — — Doch jetzt," fuhr er umherschauend fort, „ist keine Zeit mehr zu verlieren, ich muß für Sie handeln, Sie müssen, mich unterstützend, für sich selbst handeln."

„Wie kann ich das, da ich eigentlich doch gar nicht mehr hier sein sollte?"

„Im Gegentheil, Sie sollen hier sein, Sie müssen hier bleiben, wenn auch leider nicht in diesem so traulichen, von Blumen durchdufteten Winkel; o, vertrauen Sie mir fest und sicher, mein Auge wird Sie nicht verlassen, mein Geist Sie umschweben, und alle Liebesgötter, die Ihnen so schon dienstbar sind, werden einen Zauberschild vor Ihnen halten!“

„Was soll ich thun?“ fragte sie in einem fast demüthigen Tone.

„Zurückkehren zur Gesellschaft, unbefangen erscheinen, fast heiter, sie offen schauen lassen diese rosigen Züge, diese glänzenden Augen, vielleicht ein klein wenig lächeln.“

„Ich will's versuchen,“ gab Fräulein von Nickols zur Antwort, wobei sich ihre frischen Lippen ein klein wenig kräuselten.

„Der Himmel segne Sie für diesen Sonnenblick — halten Sie sich in der Nähe der Königin, und wenn ich Ihnen heute schon eine Genugthuung verschaffe, so geben Sie mir zum Dank dafür ein Zeichen, daß Sie mir erlauben, Sie aufzusuchen zur Verfolgung unseres Planes, wo und wie das immer möglich ist.“

„Wo und wie das immer möglich ist“ — wiederholte sie den Kopf leicht neigend — „ich will es thun.“

Damit verließ sie ihn, und als er ihrer schönen Gestalt mit einem innigen Blicke nachge-

schaut, bis sie im Nebenzimmer verschwunden war, jubelte es laut in ihm auf vor Glück und Seligkeit.

Doch dauerte es nicht lange und seine Züge glätteten sich wieder zu einem tiefen Ernste, während er sich rasch erhob, seinen schwarzen Bart zu beiden Seiten des Kinnes herabzog und sich nach der Thüre wandte. „Ein Glück ist es doch," murmelte er unter einem kurzen Lächeln, „daß ich die Korridors und die geheimen Gänge des Schlosses so genau kenne — dem Himmel sei gedankt," setzte er draußen im Vorzimmer sich umschauend hinzu, „da führt mir auch der glückliche Zufall einen Vertrauten in den Weg, he — Werner!"

„Was befehlen der Herr Baron?"

„Kannst Du mir nicht sagen, in welchem Salon sich augenblicklich Seine Majestät befindet?"

„Im rothen, Herr Baron."

„Ah, neben dem Haupteingang — ich danke — wer ist beim König?"

„Seine Excellenz der Herr Oberstjägermeister, Beide schon seit einer starken Viertelstunde sitzend neben dem Kamin."

„Gut."

Damit verließ er das Vorzimmer, tauchte in einen kleinen halbdunklen Korridor, um am Ende desselben eine Tapetenthür zu öffnen, die in ein kleines Kabinet führte, hinter dem der rothe Salon kam.

Herr von Rosenthal öffnete geräuschlos die Thür zu demselben und bemerkte, daß er leer war bis auf die beiden soeben erwähnten hohen Personen, die richtig neben dem Kamin saßen, sich aber in diesem Augenblicke erhoben, worauf Seine Majestät dem Grafen Ferrner die Hand reichte und ihm sagte: „Ich danke Ihnen recht sehr und freue mich jetzt schon wie ein Kind darauf, einen Theil dieser langweiligen Zeit bei Ihnen zubringen zu können; grüßen Sie mir Ihre liebenswürdige Tochter und sagen Sie ihr, daß wir es recht sehr bedauern, sie so selten bei uns zu sehen."

„Mutterpflichten müssen sie entschuldigen, Majestät."

„Ja, ja, ich weiß," erwiederte der hohe Herr mit einem kurzen, etwas rauhen Lachen, „Graf Wieneck feiert nicht. Bis später vielleicht, lieber Graf Ferrner."

Dieser zog sich rasch nach dem großen mittleren Saale zurück, und als der König ein paar Augenblicke darauf sich umwandte, um gleichfalls dorthin zu gehen, bemerkte er Rosenthal in der Nähe der Thür und legte mit einem etwas befangenen Gesichtsausdruck den Zeigefinger an die Lippen, während er den Kopf aufwerfend nach der lachenden und plaudernden Gesellschaft hinübersah. Dann fortwährend nach dem Nebenzimmer schauend, näherte er sich rasch dem Eingetretenen und sagte nicht ohne einen Anflug von guter Laune in Ton und

Stimme: „Wo haben Sie denn eigentlich gesteckt, Rosenthal, und was machen Sie noch hier? ich dachte, Sie wären längst in Sicherheit.“

„Wie so, in Sicherheit, Majestät?“ fragte der Andere mit scheinbarer Verwunderung, „wo kann ich mich sicherer befinden, als in der Nähe meines allergnädigsten Herrn, des erhabenen Gebieters und Selbstherrschers?“

„Lassen Sie Ihre Scherze, ich bitte Sie darum, ohne daß das gerade ungnädig klingen soll, glauben Sie mir, es gibt Grenzen, wo, unter uns gesagt, meine Selbstherrschaft gleich Null ist, wie zum Beispiel heute Abend hier — der Teufel ist los! Da ist der alte Wieneck so bockbeinig wie möglich und hat auch mich geärgert, ich will das nicht leugnen, besonders aber meine Frau, die ohnedieß bitter schlecht gelaunt war, und eine Protektionsanstellung wünschte.“

„O nicht die Königin,“ gab Rosenthal ehrerbietig zur Antwort, „es ist Fräulein von Klettenberg, die ihren Freund Brenner zu etwas Bedeutendem machen will.“

„Woher wissen Sie das?“

Rosenthal verbeugte sich schweigend unter einem ausdrucksvollen Achselzucken, worauf der König ungeduldig fortfuhr: „Nun ja, ich glaube es und bin überzeugt davon, daß die Klettenberg dahinter steckt — hol' sie der Kukuk, aber es ist das noch schlimmer, viel schlimmer — die Klettenberg ist ihre ganz be-

sondere Freundin — und eben deßhalb — sehen Sie, lieber Rosenthal!".

Als Dieser vergebens wohl eine Minute darauf gewartet hatte, der König würde den angefangenen Satz vollenden, sagte er: „Aber Eure Majestät halten mir zu Gnaden, was geht mich denn eigentlich diese Geschichte an?"

„Das weiß ich auch nicht," versetzte der König ungeduldig mit den Händen zuckend, „aber je eher Sie heute Abend hier verschwinden, je besser ist's. Ich selbst kann Sie mit dem besten Willen hier nicht vollkommen schützen."

„A—a—a—ah! das ist was Anderes und ich weiche dem Zorn der Fräulein von Klettenberg."

„Was wollen Sie, die Weiber sind in ihrer Empfindlichkeit und Leidenschaft alle gleich, ob Königin, ob Bürgersfrau, und bei dem richtigen Tropfen zum Ueberlaufen des Gefäßes bleiben auch meine Finger nicht trocken. Eine kleine Szene unter vier Augen oder unter sechs, wenn Sie dablieben, wäre mir gleichgültig, aber dort bei den Vielen, die Alle so begierig auf einen Skandal sind, ist das anders, muß doch auch ich scheinbar nachgeben. — Morgen sehe ich Sie jedenfalls, und sonst bleibt Alles beim Alten."

„Und wollen Eure Majestät nicht die Gnade haben," erwiederte Rosenthal mit seinem unverwüstlichen freundlichen Lächeln, „der Fräulein von Klettenberg einen geistigen Gruß von mir zukommen

zu lassen, der ihrer Nachtruhe sehr zuträglich sein würde?“

„Ja, wenn das möglich wäre, recht gern, ich hasse diese impertinente alte Jungfer — aber Sie scherzen.“

„Gewiß nicht, Majestät!“

„Also eine Ihrer Geschichten — nun, reden Sie rasch, wenn es möglich ist, werde ich es besorgen.“

„Träfe sicher, und ist so unverfänglich — die Klettenberg hat vorhin der Fräulein von Nickols eine ihrer bekannten boshaften Szenen gespielt, hat das arme Mädchen auf die rücksichtsloseste Art gekränkt eines kleinen Versehens wegen, angeblich aber auf einen ungnädigen Blick Ihrer Majestät.“

„Ah! der ungnädige Blick hat gewiß der Nickols nicht gegolten!“

„Davon bin ich ebenfalls überzeugt, aber das arme Kind war in Verzweiflung und würde durch ein gutes Wort der Königin eben so glücklich gemacht, als sich die Andere verletzt fühlen müßte.“

„Gut, das werde ich besorgen,“ sagte der hohe Herr sich die Hände reibend, „man ist mir ein Wort des Dankes schuldig und ich will es für die Kleine verwerthen — glauben Sie aber nicht, daß man darin etwas finden könnte?“ fragte er plötzlich wieder unentschlossen.

„Im Gegentheil, ich schwöre darauf bei dem Höchsten, was mir möglich ist, bei der Ungnade Eurer Majestät.“

„Gut — — also bis morgen.“

Der König trat in den großen Salon, und Rosenthal, sich vorsichtig der breiten Doppelthüre nähernd, benutzte eine der schweren Portièren als Deckung, um das anstoßende Gemach zu übersehen.

Es lag ein bitterer Ausdruck auf seinem Gesichte, als er dem Davongehenden nachblickte und dabei bemerkte, wie tief sich Alles vor dieser irdischen Größe bückte, wie ehrfurchtsvoll, wie hingebend, wie als sei jetzt schon durch die schrankenloseste Verehrung ein ganzes Leben glänzender Thaten zu bezahlen, wie das früher der Fall gewesen, so lange noch ein anderer Herr durch diese Räume schritt; doch war man Jenem nie mit so sklavischer Demuth begegnet, eine respektvolle Verbeugung hatte genügt, um einen freundlichen Gegengruß zu erhalten — und jetzt, wie schnellten sie alle nieder diese vergoldeten Nullen, wie sehnsuchtsvoll harrten sie nach einem beglückenden Lächeln, das ihnen denn auch in vollem Maß zu Theil wurde, entströmend dem erhabenen Gefühl, geliebt und verehrt zu sein, und das allein durch eigene Größe, durch eigenen persönlichen Werth!

„Und in diesem lockeren Treibsand habe ich versucht, mein Lebensschiff zu ankern, hoffend, Gutes zu wirken, hoffend, durch einen vorgehaltenen ehrlichen Spiegel etwas zur Selbsterkenntniß beizutragen. — Lächerlicher Gedanke, inmitten dieses wuchernden Unkrautes, wo sich begreiflicherweise die

Sonnenblume für eine edle Palme halten muß! — O, wie wahr ist es, daß selbst das edelste Samenkorn nur unter Bedingungen zu Hohem und Herrlichem sich entwickeln kann, daß wir größtentheils durch unsere Umgebung zu Dem gemacht werden, was wir sind, wie ja auch der klare Spiegel des Sees ein ganz anderes Bild reflektirt, wenn ihn heiterer, göttlicher Sonnenschein bestrahlt, oder wenn, wie hier, trübe, schmutzige Regenwolken vorüberziehen!"

Seine Majestät trat zur Königin, die ihm mit einem herzlichen Ausdrucke ihres sonst so kalten, ruhigen Gesichtes den Arm bot, worauf er, als sich Beide einer Damengruppe näherten, ihr etwas zuflüsterte, was sie durch ein bereitwilliges Nicken mit dem Kopfe erwiederte.

Aus jener Gruppe hervor ragte die lange Gestalt der Klettenberg mit einem grimmigen Gesichtsausdrucke, denn sie hatte sehen müssen, daß es Fräulein von Nickols gewagt, unbefangen, als sei gar nichts vorgefallen, sich unter die heiter Plaudernden zu mischen.

Es war das Ende des Routs, und noch einmal durchflogen die Blicke der allerhöchsten Herrschaften die Reihen der sich lebhaft Herandrängenden, wohl Diesen oder Jenen noch durch ein Wort beglückend, durch einen Blick, durch eine Handbewegung, dann grüßte die Königin huldreichst rings umher, und dann, schon im Begriffe sich zurückzuziehen, geschah das ganz Außerordentliche, daß sie

ihre schöne Hofdame, Fräulein von Nickols, die ziemlich nahe bei ihr stand, gnädigst herbeiwinkte, ihr die Hand zum Kusse reichte und dazu mit ziemlich lauter Stimme sagte: „Ich danke Ihnen — gute Nacht, mein Kind!“

Hinter dem königlichen Paare drein rauschte die Klettenberg mit gelblichem Teint, die Augen halb geschlossen, die Lippen zusammengekniffen — — ganz Allarmstange, bereit, im nächsten Augenblicke sich zu entzünden.

Fräulein von Nickols aber stand verwirrt, fast beschämt da, vermochte es aber augenblicklich nicht, sich bescheiden zurückzuziehen, denn so viele der sie umgebenden edlen Herzen erinnerten sich in diesem letzten Augenblicke erst, sie eigentlich heute Abend noch gar nicht begrüßt zu haben — das gute Kind — diese liebe Nickols.

Und sie nahm das trotz alledem glücklich, freudig und dankbar hin, man sah das deutlich an ihren erregten Gesichtszügen, weniger aber bemerkte man, daß sie an etwas Anderes dachte, daß ihre ganze Seele erfüllt war, einem Unsichtbaren ein Zeichen glühenden Dankes zu geben, aus welchem Grunde sie ihr Taschentuch an die schönen Lippen preßte, sich rings dabei umschauend.

Ein Zeichen, das er tief aufathmend sah und das seine Seele mit einem unaussprechlichen Gefühl des Glückes erfüllte.
